Eduard Strauss
Erinnerungen

LIBRARY

THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
SANTA BARBARA

FROM THE LIBRARY
OF F. VON BOSCHAN

Eduard Strauss

„Erinnerungen“.

Leipzig und Wien.
Franz Deuticke.
1906.

Alle Rechte — auch das Uebersetzungsrecht — vorbehalten.

Druck von Johann N. Vernay in Wien.

Vorrede.

Es sind nun fünf Jahre verstrichen, seit ich mich nach neununddreißigjährigem Wirken in das Privatleben zurückgezogen habe. Während dieser ganzen Zeit fiel es mir nicht bei, irgend welche Daten aus meinen mit vier Geschwistern im Hause unserer Mutter verlebten Jugendjahren oder solche aus späteren Zeiten zu publiciren. Was mich heute dazu veranlaßt, ist die Wahrnehmung, welche ich anläßlich der vor zwei Jahren stattgehabten Centenarfeier der Geburt meines seligen Vaters und der Feier meines eigenen 70. Geburtstages gemacht habe: wie sehr man im Unklaren über die Verhältnisse meiner Familie im allgemeinen und über die ihrer Mitglieder im besonderen ist, so daß bei gelegentlichen Besprechungen darüber allerhand Unrichtigkeiten für bare Münze durchrollten.

Diejenigen, welche über den Lebenslauf meines Vaters schrieben, waren nie Freunde desselben, noch verkehrten sie je im Hause meiner Eltern, was ja schon mit Rücksicht auf das Alter dieser Herren Biographen nicht möglich gewesen wäre.

Ein Wiener Journal enthielt bereits eine Berichtigung meinerseits, darin ich ausdrücklich erklärte, daß seit 1863 außer Herrn Carl Friedrich Hirsch niemand mehr lebe, der zu meinem Elternhause in freundschaftlichen Beziehungen gestanden habe.

Wer daher heutzutage irgend etwas »Neues« über mein Elternhaus, meine Brüder oder mich selbst zutage förderte, dürfte sein Wissen nur aus unsicheren Quellen geschöpft

haben, aus Fictionen von Leuten, welche einen Verkehr mit meiner Familie affectiren oder sich auf Aufzeichnungen verlassen, deren Inhalt selbst wieder auf schwankem Boden gegründet ist. Ich weise, um das Fictive an diesen Darstellungen zu beleuchten, darauf hin, daß die Autoren, welche Biographien meines Vaters und meines Bruders edirten, sich teils auf die Zeugschaft aus der Capelle meines Vaters amovirter Mitglieder oder auf angebliche Aufzeichnungen »nicht genannt sein wollender Personen« beriefen.

Homagiales Empfinden aber für den Reformator der Wiener Tanzmusik mag vorerwähnte Biographien nicht beeinflußt haben, wohl aber geschäftliche Erwägung.

Der Inhalt der Biographien aber hat mich bestimmt, diese »Erinnerungen«, Verhältnisse meiner Familie und den Werdegang eines jeden von uns drei Brüdern, den Tatsachen entsprechend, ohne Beschönigung, jedoch auch ohne Entstellung darzulegen.

Und da mir beschieden ward, in meinem künstlerischen Wirken reichlich Ehren und Glücksgüter erlangt, und nach herben Erlebnissen und vielen Widersachern zum Trotz doch den Hafen sorgenloser Ruhe erreicht zu haben, so finde ich, das Reinerträgnis dieses Buches in seiner Gänze wohltätigen Zwecken ohne Unterschied der Nation und Confession zu widmen.

Möge man den hier niedergelegten »Erinnerungen« entnehmen, daß es Geist vom Geiste meines Elternhauses war, wenn ich meinem Lebenswahlspruch Ausdruck gab:

»Arbeite, deinem Berufe voll ergeben, und lerne schätzen die Frucht dieser Arbeit, so eine solche dir beschieden ist, und erlahme nicht, wenn Ränke und viele Mühen deinen Weg erschweren!«

Eduard Strauß.

I.

Im zweiten Bezirke Wiens, in der Leopoldstadt, steht in der Floßgasse ein sehr altertümliches Häuschen, das jetzt noch den Charakter eines kleinen Castells zeigt. An dieses Häuschen knüpfen sich nach alten Chronisten allerhand Sagen. So soll es vom Doctor Faust selber erbaut worden sein und nach ihm noch lange Zeit »Das Fausthaus« geheißen haben. Weiters soll die berüchtigte Wahrsagerin St. Ruprecht, die ihren Bettelstammsitz an der Ruprechtsstiege innehatte, über die Pestzeit darin gewohnt haben und schließlich hätte während der Belagerung Wiens durch die Türken ein Pascha von den Zinnen des kleinen Castells herab Recognoscirungen mit dem Fernrohr angestellt, wobei ihm jedoch ein auf der Rotenturmtor-Bastei abgefeuerter Kanonenschuß den Garaus machte.

Auf wirklicheren Boden als alle diese Sagen gründet sich der Bestand der Gastwirtschaft »Zum guten Hirten« in dem Erdgeschosse des kleinen Häuschens, welches Schild später in das »Zum heiligen Florian« umgeändert wurde, und war die Statue dieses Heiligen ober dem großen Tore des Häuschens bis zu dessen im Jahre 1905 erfolgten Abbruch zu sehen.

Neben dem Gasthause hin zieht sich eine Mauer, ein Überbleibsel der ehemaligen Umfriedung des Castells, und hinter dieser erhebt sich das einstöckige Wohnhaus, mit einem offenen Gange versehen. Das Gasthaus samt den dazugehörigen Räumlichkeiten im Hinterhause erwarb vor mehr als einem Jahrhundert der bürgerliche Bierwirt Franz Strauß aus den Händen seines Vorgängers des Wirtes Josef Wiesenecker zu eigenem Besitz und Nutzen.

Das Taufbuch der Pfarre St. Josef in der Leopoldstadt bei den Carmelitern bescheinigt, daß diesem Franz Strauß, bürgerlicher Bierwirt, Leopoldstadt 53, am 14. März 1804 von seiner Ehegattin Barbara, geborenen Tollmann, ein Sohn geboren wurde, der am selben Tage vom Pater Clemens Henninger nach römisch-katholischem Ritus getauft worden ist und dem der Name Johann Baptist beigelegt wurde. Taufpate war ein Herr Johann Bauer, Windenmachermeister.

Das Einzige, was die Familie über die Kindheit Johann Strauß' weiß, ist, daß der Knabe Johann, wenn in der größeren der beiden Räumlichkeiten des Wirtshauses Musikanten spielten, unter einen Tisch kroch, um ungesehen vom Vater den Musikanten zuhören zu können. Dermaßen äußerte sich bei dem nachmaligen »Johann Strauß« frühzeitig sein Sinn für Musik. Doch der Vater dachte ihn einem anderen Erwerb zuzuführen und gab ihn bei dem Buchbindermeister Lichtscheidl im »Baron Metsch-Haus« auf der Taborstraße in die Lehre. Aber des jungen Johann Sinn stand wenig nach Kleister und Pappdeckeln. Was er sich tagsüber versagen mußte, dem widmete er sich des Nachts mit verdoppeltem Eifer; auf einem kleinen Bodenkämmerchen übte und spielte er auf einer höchst primitiven Geige nach Herzenslust. Und als er sich mit fünfzehn Jahren selbst für reif genug erfand, auch wohl den Hang zur fröhlichen Tonkunst nicht länger mehr zu meistern vermochte, entwich er seinem Lehrherrn und trat einem von Josef Lanner und den Brüdern Drahanek gebildeten Quartette bei, welches in Jünglings Kaffeehausgarten an der Schlagbrücke, nachmals Stierböcks Kaffeehaus nächst der Ferdinandsbrücke, seine Productionen veranstaltete.

Als Lanner dann ein Orchester von zwölf Mann gründete, blieb Johann Strauß als erster Primgeiger und Orchesterdirigent bei ihm. Mit dieser kleinen Capelle concertirte Lanner in allen größeren Gasthäusern. Unter diesen gewinnt vornehmlich »Der rote Hahn« in Lichtenthal Bedeutung für Johann Strauß.

In demselben verkehrte auch die gute Gesellschaft, vertreten durch die Officiere der ungarischen Leibgarde, die als famose Zecher renommiert waren, ferner wohlhabende Bürger, darunter der Großvater des Herrenschneiders Gungl, durch

sein überaus kurzes, blaues Mäntelchen seinerzeit nicht weniger populär als der Volksdichter Castelli, der ebenfalls kein seltener Gast war.

Lanner, der gerne und häufig ein Gläschen über den Durst trank, setzte in seiner angeheiterten Laune manchen Ulk in Szene und mein Vater und andere mußten nolens volens dabei mithalten. So verließ u. a. die Kumpanei einst spät nach Mitternacht das Streim'sche Local und Lanner acquirirte einen der zahlreichen, vor dem Gasthause postirten Fiaker zur Heimfahrt. Ehe man diese antrat, ließ sich Lanner von dem Kutscher einen kräftigen Strick geben.

In der Mitte der Straße befand sich eine Tabaktrafik, neben deren Eingangstüre ein aus Gips geformter Türke tagaus tagein mit gekreuzten Beinen, behaglich sein Pfeifchen schmauchend, saß. Auf diesen geruhsamen Pascha nun hatte es Lanners gute Laune abgesehen; er band im Verein mit Johann Strauß dem guten Mann den Strick fest um den Leib, mit dem Ende des Seiles aber umschlang er die gebogene Feder der hinteren Räder des Wagens. War beides vollbracht, so rief er dem Kutscher zu: »So, Schwager,*) jetzt fahr aber zu, als wannst in d' Höll fahren tätst. Soll dein Schade nit sein!«

Der Kutscher, auch kein schlechtes Wiener Früchtl, ließ sich das nicht zweimal sagen; er hieb in die Pferde ein und fuhr davon im Galopp, wie der Teufel. Mit einem Ruck war der arme, bisher so seßhafte Türke von seinem Platze gerissen und geriet darüber tatsächlich so aus seiner Fassung, daß ganze Stücke von ihm an die Haustore flogen und an die Fensterscheiben prasselten, daß diese in hundert Scherben zerklirrten. Der Lärm weckte die Hausmeister aus dem Schlafe; sie stürzten entsetzt auf die Straße, doch das Gefährt sauste vorbei, wie die wilde Jagd und den Fluchenden blieb bloß das Nachsehen und die Mühe, die Trottoirs am nächsten Morgen von den Glassplittern und Gipsstücken zu reinigen.

Vater Streim enthüllte den racheheischenden Majordomen die Namen der Übeltäter mit den Worten: »Das hab'n g'wiß wieder die zwei Hallunken g'macht, der Lanner und der Strauß, die Sacra!«

---

*) »Schwager« pflegte man damals Lohnkutscher anzusprechen.

Da gerade von einem Türken die Rede ist, so sei folgendes über die Genesis des alten Wiener Scherzwortes: »Hab'n S' kein' Türken g'seh'n?« erzählt.

Ein wohlhabender Hausherr von der Wieden vergaß seiner Jahre und führte ein viel jüngeres, reizendes Mädchen als sein Ehegemahl heim. Und wie das schon so geht, nach kurzer Zeit machte die junge Frau auffallend viel Besuche bei ihren Freundinnen. Der Carneval kam und die Gattin bat ihren Mann, ihr den Besuch der Fastnachts-Redoute in Begleitung einer dieser »Freundinnen« zu gestatten. Der Mann roch Lunte, aber er ließ sie gewähren. Auch sein Plan war gemacht. Sein Verdacht lenkte sich auf einen seiner Nachbarn. Und wie man eben mit Geld in der Hand durchs ganze Land kommt, so fand er sich auch seines Nebenbuhlers schwatzhafte Hausmeisterin und erfuhr von ihr, was er wissen wollte, unter anderm auch die Art von dessen Costüm. Eine halbe Stunde nach seiner Frau fuhr auch der Mann zu der Redoute. Der Saal war schon ziemlich gefüllt, der alte Herr in seiner Dominomaske pendelte erregt den Saal auf und ab und seine Blicke fahndeten nach einem Türken. In seiner gewaltigen Aufregung wandte er sich an einen unmaskierten Bekannten mit der hastigen Frage: »Mayer, hab'n S' kein Türken g'sehn?« Jener Herr Mayer starrte die Maske verdutzt an und sagte: »Nein.« Voll Ärger und Eifersucht versuchte der Gatte seine Frage bei einem anderen Freunde; und als auch dieser mit einem »Nein!« antwortete, geriet der Alte immer mehr in Eifer, setzte seine Parforcejagd nach einem Türken fort und stellte — wer immer ihm entgegentrat — jeden mit seiner stereotypen Frage zur Rede. Die allgemeine heitere Stimmung fing dieses Wort allsobald auf, und die Ballgäste riefen sich nun gegenseitig zu: »Hab'n S' kein' Türken g'sehn?« Vom Redoutensaal aus trug sich die Frage in Kaffee- und Gasthäuser und innerhalb weniger Tage hatte Wien sein fliegendes Wort: »Hab'n S' kein' Türken g'sehn?«

In späterer Zeit fand der Scherz noch Aufnahme in einer Wiener Localposse.

So herb und so entrüstet die Worte aus Vater Streims Munde polterten, so wird sich doch ein heimlich vergnügtes Schmunzeln über die beiden »Sacra« kaum haben verbergen

lassen, sonst würde er schwerlich dem einen der beiden »Hallunken« sein Kind, die schöne Anna Streim, verlobt haben. An diese hatte Johann Strauß sein Herz verschenkt, und diese gab ihm gerne das ihrige.

Die eigenartige Schönheit der Erkorenen Johann Strauß Vaters, verleugnete nicht, daß fremdes Blut in ihren Adern rollte. Ihr Großvater mütterlicherseits war ein Spanier gewesen und als Marquis und spanischer Grande sehr begütert. Er gehörte zu den Gegnern des mächtigsten Fürsten im Lande und im Verlaufe dieser Fehde kam es zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen ihm und einem dem spanischen Throne nahestehenden Großen, die mit einem Zweikampf endete. Der Marquis hatte das Unglück, den Infanten tödlich zu verwunden. Der Folgen, die dieses Vergehen nach sich zog, wohl bewußt, trachtete der Marquis denselben durch die Flucht zu entgehen. Er traf alle Anstalten dazu, doch vermochte er im Drange der Zeit nicht mehr seine Güter zu versorgen oder zu verkaufen. Begleitet von seiner Gemahlin, gleich ihm aus altem Adelsgeschlechte stammend, zwei Söhnen und drei Töchtern und nur mit den ihm augenblicklich zu Gebote stehenden Barmitteln versehen, reiste er Tag und Nacht in zwei von Stadt zu Stadt neugemieteten Postkutschen durch Frankreich und Deutschland nach Österreich, bis er endlich in Wien bei dem ihm befreundeten Herzog Albert von Teschen und dessen Gemahlin Christine Schutz und Unterkunft fand. Dieser, der sich dem Flüchtigen von früher her aus politischen Gründen obligirt fühlte, sagte dem Marquis Aufnahme in seinen Hofstaat und Versorgung der Familie zu, nur müsse der Spanier sich entschließen, Rang und Stand abzulegen um vor allen Nachforschungen sicher zu sein.

Der Marquis, durch die in der Heimat vollzogene Confiscation aller seiner Güter, jeglicher Existenzmittel beraubt, sah keinen anderen rettenden Ausweg vor sich, als dem Vorschlage des Herzogs Gehör und Folge zu geben. Er vertauschte seinen klingenden Namen mit einem einfach bürgerlichen und hieß fortab Rober.

Wie in Ämtern und Büchern, sollte der ursprüngliche Familienname auch aus Gedächtnis und Rede getilgt werden; die Söhne bewahrten des Vaters Geheimnis treu und so

strenge, daß selbst die halbwüchsigen Schwestern niemals ihren ihnen eigentlich anstammenden Namen erfuhren.

Der Marquis und seine Gemahlin starben nach wenigen Jahren, gebeugt und gebrochen vom Kummer des Schicksals. Die fünf Kinder brachten sich durch ihrer Hände Arbeit mühevoll durchs Dasein fort. Der Unterstützung der Brüder, von denen der eine mit ansehnlichem Malertalente begabt war, durch deren frühzeitigen Tod beraubt, entschlossen sich die Schwestern, den Bewerbungen braver aber in bescheidenen Verhältnissen stehender Männer Gehör zu schenken. Die älteste Marchesa heiratete den Tapezierer Eckhardt, den Vater des Dichters Chlodwig Eckhardt; die zweite reichte ihre Hand dem Schneidermeister Wolfram, der zur Zeit der Belagerung Wiens durch Napoleon seine Vaterstadt von den Basteien herab als Bürgermilizmann verteidigen half. Die dritte Schwester endlich vermählte sich dem Stallmeister Josef Streim, dem nachmaligen Gastwirt vom roten Hahn.

Unter den beiden Töchtern, die sie ihrem Manne schenkte, war Anna die hübschere. Diese trug nicht nur die Züge einer Spanierin*), sie verstand sich auch trefflich auf das Lieblingsinstrument des heißblütigen, liederfreudigen Volkes, die Guitarre.**)

Im Jahre 1825 vermählte sich denn Johann Strauß Vater mit der älteren Tochter Anna des Josef Streim.

Das erste Heim der jungen Eheleute befand sich in der Vorstadt St. Ulrich, Lerchenfelderstraße Nr. 115. In diesem Hause wurde das Ehepaar durch die Geburt dreier Kindleins erfreut, und zwar zweier Knaben, Johann und Josef (1825 und 1827) und eines Mädchens, Anna (1829). Das Ehepaar verlegte später sein Heim an die Donau, in das Haus »zum weißen Wolfen«. Auch hier war aber ihres Bleibens nicht lange; der »Eisstoß« trieb das Wasser bei den Fenstern des ersten Stockwerkes hinein. Johann Strauß sah sich genötigt, mit

*) Tissaut, ein trefflicher Kenner der Straußischen Familienverhältnisse, erwähnt in seinen Reiseerzählungen der Fortpflanzung dieses Typus in der Nachkommenschaft der Anna Streim, verehelichten Strauß.

**) Leider ist dieses Instrument, das unsere Mutter noch in alten Tagen zur Hand nahm und darauf eine Reihenfolge von Accorden musikalisch richtig erklingen ließ, durch den Leichtsinn Familienangehöriger in fremde Hände gelangt.

seiner Familie auf dem Carmeliterplatze, im „Reichsapfel“ Logis zu nehmen, bis er auch von hier weg zog und eine Wohnung im „Hirschenhaus“ auf der Taborstraße mietete. In diesem, einem ehemaligen großen Einkehrgasthof »zum goldenen Hirschen«, dem ein speculativer Käufer zwei Stockwerke auf die gediegenen Grundmauern setzte, fand die Familie vom Jahre 1834 an durch volle 52 Jahre eine bleibende Wohnstätte. Was diese lange Zeit an Freude und Leid über ihre Mitglieder brachte, das spielte sich zum Teil in den vier Wänden dieses Heims ab. Hier erwachten die populärsten Compositionen meines Vaters zum Leben, hier wurden sie auch zum erstenmale geprobt und aufgeführt: im Arbeits- und Schlafzimmer des Vaters waren die Instrumente placirt, nur Contrabässe, Posaune und Schlagwerk standen im Nebenzimmer.

Hand in Hand mit der Trennung Johann Strauß' von seinem Freunde Lanner war die Gründung einer neuen, eigenen Capelle gegangen. Diese zählte ursprünglich zwölf Musiker. Von den beiden Meistern, die nun zu Concurrenten geworden waren, mochte keiner dem andern nachstehen und es erstand ein lebhaftes Bemühen beider, durch Verstärkung ihrer Mitgliederzahl der Vereinigung erhöhtes Ansehen zu geben. So wuchs allmählich der Zahlbestand der Capellen von zwölf auf fünfzehn, weiter auf achtzehn Mann, bis schließlich Johann Strauß mit vierundzwanzig Mann den höchsten Record leistete. Da die Wirte das fixe Honorar für ein so großes Unternehmen scheuten, so hoben sowohl Lanner als auch Strauß, im Einverständnis mit den Localinhabern, ein Eintrittsgeld von fünf Kreuzern Conventionsmünze am Eingange des Saales ein. »Abgesammelt« hingegen ist nur bei den Productionen des Drahanek-Quartetts zu Beginn der Zwanzigerjahre worden. Dies zur Richtigstellung anderer Erzählungen.

Weit bedeutungsvoller als der Wettkampf um das äußere Ansehen wurde zwischen den Meistern der ihrer künstlerischen Tätigkeit. Er hat eine Fülle der herrlichsten Melodien gezeitigt, die den Ruhm dieser beiden Reformatoren auf dem Gebiete der Tanzmusik begründet und über den ganzen Erdball getragen haben.

Lanner wie Strauß waren Naturmusiker, ohne jede theoretische Vorbildung; doch empfand es ihr feiner, musikalischer Sinn, daß der gute, alte, schrittfeste »Deutsche« der Erfrischung und Verjüngung bedürfe. Vor ihnen versuchten zwar schon andere Componisten Walzer zu schreiben, zwölf Nummern zu je zwölf Tacten ohne Introduction und Coda, so Wilde, Musikdirector in den k. k. Redoutensälen 1816 bis 1820 und Pamer 1812 bis 1820, ferner die jeweiligen Musikdirectoren in den k. k. Redoutensälen: Haßelbeck, Höllmayr, Klemp und der Capellmeister vom k. k. Kärntnertor-Theater Umlauf. Zu diesen Walzern wurde aber noch im Sechsschritt getanzt. Auch J. N. Hummel schrieb 1808 zur Eröffnung des »Apollosaales«*) einen »Deutschen« und Moscheles trat in den Zwanzigerjahren mit einem zwar düstern, aber sehr schönen Walzer in D-moll vor die Öffentlichkeit.

Nach einigen Walzern im üblichen Stile, den »Täuberln" und den »Kettenbrücklern«, änderten Lanner und Strauß die Form der alten Walzer dahin, daß sie dem Tonstücke eine Introduction voransetzten, der sie dann zwölf, später zehn und schließlich fünf Nummern folgen ließen. Das Ganze erhielt seinen Abschluß durch eine Coda, die aus Motiven der vorangegangenen Walzerteile bestand.

An Erfindung und Melodienkraft stand wohl keiner der beiden Meister hinter dem andern zurück, doch läßt sich an den Strauß'schen Compositionen in späterer Zeit eine interessantere polyphone Instrumentation wahrnehmen, welche unleugbar dem Einflusse des Meyerbeer'schen Orchestersatzes, der in Dreißigerjahren großes Interesse der Musikwelt erregte, zuzuschreiben ist, wie dieser Orchestersatz in den Walzern: Loreley-Rhein-Klänge, Donaulieder, Waldfräuleins Hochzeitstänze, Elisabethen etc. und in den zahlreichen schönen Quadrillen nach Strauß'schen Originalmotiven zu Gehör kommt.

Die Melodienführung gab dem berühmten Contrapunktisten und Kirchencomponisten Gottfried Edlen von Preyer, Vice-Hof- und Domcapellmeister in Wien, Anlaß, seinen Schülern an Beispielen aus Strauß' und Lanners Werken zu

*) Der »Apollosaal« war ein berühmtes Vergnügungslocal mit prächtigster Ausstattung.

erläutern: »Der diesen Naturmusikern angeborene Schönheitssinn ließ sie in der Melodienführung eines Dreivierteltactes Formen finden, welche Kenntnis musikalischer Theorie vermuten ließen, und doch war es nur angeborenes Schaffenstalent und Schönheitsgefühl.«

Die neuen Walzermelodien flogen gleich Singvögeln über die Grenzen der Vaterstadt in die Lande hinaus und gleich diesen heiteren Sängern der Natur wurden sie überall freudig begrüßt. Ihr Erfolg weckte in der Seele ihres Schöpfers den kühnen Gedanken, seine Capelle ins Ausland zu führen, um den Fremden, den Nicht-Wienern, den unnachahmlichen Reiz, die flotte Grazie dieser echten Wiener Kunst quellfrisch und urgetreu zu Gehör zu bringen. In der Lebhaftigkeit seines Temperaments brachte Johann Strauß seine stillen Pläne bald zur Wirklichkeit. Zu Beginn der Dreißigerjahre unternahm er mit seinen Musikern, welche auf die Zahl von 28 gebracht wurden, die Reise in die Welt hinaus. Nach Paris gings und nach London, nach Deutschland und den Niederlanden: Köln, München, Dresden, Leipzig und Brüssel.

Was er heimlich gehofft, es erfüllte sich. Der Erfolg war allerorten ein überaus starker und nicht nur beim großen Publicum, sondern auch die hervorragendsten Musiker seiner Zeit brachten Johann Strauß und seinen Walzern das regste Interesse entgegen, und Männer wie Berlioz, Auber, Felicien David zollten ihm ihren vollsten Beifall. Meyerbeer hatte schon bei seinem Aufenthalte in Wien warmen Anteil an der jungen Kraft genommen, und von Tobias Haslinger (Beethoven titulirte diesen in seinen Briefen stets mit »liebes Tobiaserl!«) auf dessen neueste Werke und ihre Orchestration aufmerksam gemacht, ließ er sich die Partituren zur Einsicht zuschicken.

In Köln trat nach einem unter stürmischem Beifall beendeten Concert ein Herr mit langem, wallenden Kopfhaar auf Strauß zu und redete ihn mit den Worten an: »Wann wurden denn, bitte, Herr Capellmeister, die hier aufgeführten Walzer componirt?»

»In den letzten zwei Jahren.«

»Dürfte ich sehr bitten, geehrter Herr Capellmeister, mir auf ein paar Tage die Partituren leihen zu wollen, denn deren Instrumentation interessirt mich sehr?«

»Mit Vergnügen! Mit wem habe ich die Ehre und wohin darf ich die Partituren senden?«

»Ich heiße Mendelssohn-Bartholdy . . . .«

Tableau! Beide Herren bezeugten ihre herzliche Freude über das Zusammentreffen.

Welche Wirkung Johann Strauß auch in England erzielte, beweißt der Auftrag, der ihm zuteil wurde, die Musik bei dem Hofball anläßlich der Vermählung der Königin Victoria auszuführen.

Nach diesen Erfolgen durfte es nicht Wunder nehmen, wenn auch das Vaterland des vom Ruhme des Auslandes bestrahlten Künstlers diesem seine Ehrung nicht versagte. Das Obersthofmeisteramt des Kaisers übertrug ihm die Ausführung der Musik bei den Hofbällen. Bisher hatte Lanner sie innegehabt, doch der Geist des Weines, mit dem dieser von jeher stark geliebäugelt hatte, war zuweilen Herr über ihn und seine Sinne worden.

Johann Strauß verblieb bis an sein frühes Ende in dieser Stellung, nachdem er 1846 auch noch den Titel eines k. k. Hofballmusik-Directors erhalten hatte. Ein weiteres Zeichen ihrer Gunst gab dem Manne die Vaterstadt, indem sie ihn zum Capellmeister des Ersten Wiener Bürger-Regimentes ernannte und ihm das Bürgerrecht verlieh.

Weniger glücklich als sein künstlerisches Wirken gestaltete sich das Familienleben des Meisters. Schlechte Freunde der Familie, Johann Strauß' schnellkreisendes Blut und vielleicht auch seine langen Trennungen vom Hause, dies alles untergrub den Frieden zwischen den Eheleuten, die sich dereinst in Liebe gefunden und geeinigt hatten. Sechs Kinder, vier Söhne*) und zwei Töchter hatte Maria Anna ihrem Manne geschenkt, doch die Kinderschar vermochte nicht das Band zwischen den Eltern zum unlöslichen Bunde zu knüpfen. Je mehr alle heranwuchsen, umso schärfere Differenzen traten zwischen Vater und Mutter bezüglich ihrer Erziehung und Bestimmung zutage.

Eine Fremde hatte es dazu immer besser verstanden, die Neigung unseres Vaters zu gewinnen und dessen ganzes Sein an sich zu ketten. Es mag wohl bloß der letzte äußere

*) Von denen der eine, Ferdinand, als einjähriges Knäblein starb.

Anstoß gewesen sein, als mein Vater die Unterstützung der musikalischen Neigungen meines Bruders Johann vonseiten der Mutter als Anlaß nahm, sich ganz von ihr zu scheiden.

Doch daß die Person, welche Ursache dieser so traurigen Störung eines Familienlebens war, des Entschlusses meines Vaters nicht würdig war, mag beweisen, daß sie unmittelbar nach dem traurigen Tode meines Vaters alles, was irgendwie den Stempel der Körperlichkeit an sich trug, flugs aus seiner Nähe räumte und nur ihre schmutzige Seele durch den Raum flattern ließ.

Im Jahre seines Todes, 1849, unternahm unser Vater eine Reise mit seiner Capelle nach Deutschland und London. In dieser Stadt versagte diesmal der Erfolg in materieller Beziehung. Die ungarischen Emigranten hetzten die öffentliche Meinung gegen den österreichischen Hof und die Regierung mit aller Macht auf, so daß Johann Strauß, der seine Concerte als Hofballmusik-Director annoncirte, weder bei dem Publicum noch bei der Presse freundliche Aufnahme fand. Außerdem hatte ein unkluger Besuch, den Feldzeugmeister Baron Haynau in England machte und der Überfall auf denselben gelegentlich der Besichtigung eines Brauhauses, die allgemeine Stimmung gegen Österreich noch verschärft.

Im September dieses Jahres erkrankte der Vater durch Infection an Scharlach. Der behandelnde Arzt ließ ihn zu frühzeitig ein Bad nehmen; die Folge davon war eine Gehirnlähmung mit tödlichem Ausgange.

Meine Mutter erfuhr erst einige Stunden nachher von dem unglücklichen Ende des Gatten. Sie sandte meinen Bruder Josef in Vaters Wohnung in der Kumpfgasse. Dieser fand den armen Toten auf Holzlatten, welche seiner Bettstelle entnommen waren, auf dem Fußboden liegend. Das Bett selbst war bereits verschwunden und was sonst nicht niet- und nagelfest war, mit ihm. Damit allein scheint sich die »Freundin« noch nicht ganz in »Freundschaft« aufgelöst zu haben: sie beeilte sich auch, das ihr nach einer Schenkungsurkunde verbliebene Vermögen von 60 000 Kronen ehestens in Luft umzusetzen und ihr Werk damit zu krönen, daß sie in der Abenddämmerung die Grablaternen von der Ruhestätte ihres »Freundes« »entfernte«, um sie — — verwerten zu können!

Am 27. September 1849 wurde Johann Strauß Vater, im Stephansdome eingesegnet. Sein Leichenbegängnis fand unter ungeheurem Menschenandrang statt. Die Musik des Infanterieregimentes Ceccopieri unter Leitung des Capellmeisters Reznicek*) und die Musik des zweiten Artillerieregimentes unter Leitung des Capellmeisters Reinisch begleiteten den Trauerzug bis zum Döblinger Friedhofe. Unter den Klängen eines von Capellmeister Reznicek nach Motiven des letzten Walzers meines Vaters »Wanderers Lebewohl« arrangierten Trauermarsches wurde Johann Strauß zur letzten Ruhe gebettet. Sein Leichnam lag bis zum Sommer 1904 neben der Grabstätte Lanners, dann wurden beider Gebeine in die von der Commune Wien gewidmeten Ehrengräber am Centralfriedhofe übertragen.

II.

Die Stätte unserer Jugend war das Hirschenhaus. Von da aus besuchten meine Brüder das Schotten-Gymnasium und die Technik, und ich das academische Gymnasium, Johann mit mäßigem, Josef mit gutem Erfolge. Nach vollendetem Untergymnasium schickte mein Vater Johann an die Polytechnik, und zwar an die dazumal bestandene commerzielle Abteilung des technischen Institutes. Der Chef eines großen Bankhauses hatte ihm für den entsprechend vorgebildeten Sohn Stellung zugesagt. Mein Vater, der es trotz seiner glänzenden Aufnahme allerorten am eigenen Leibe erfahren hatte, wie mühevoll und unsicher das Los eines Musikers, insbesondere aber das des Leiters einer Privatcapelle sei, hätte seine Söhne gern vor gleichem Schicksale bewahrt. Von dieser Rücksicht geleitet, wollte er auf die Berufswahl seines ältesten Sohnes Einfluß nehmen. Da dieser aber an der Hochschule nicht fortkam, ja sogar wegen Singens während eines Vortrages ausgestoßen wurde (er wollte einem Collegen ein ihm vorgezeigtes Notenblatt vorsumsen, vergaß sich aber, und sang laut!), so ließ ihm der Vater durch den Oberbuchhalter der niederösterreichischen Sparcasse Ludwig Scheyrer**) Privat-

*) Großvater des jetzigen Hofcapellmeisters und Operncomponisten in Deutschland, Reznicek.

**) Dem nachmaligen »soit-disant« Biographen meines Vaters.

unterricht in den Rechnungswissenschaften erteilen. Johann aber war ohne jegliche Lust und Eifer für diese Fächer; er lernte nicht nur nichts, er machte sich auch einen Pfifferling daraus, den Lehrer stundenlang vergeblich auf sich warten zu lassen, und schwänzte die Stunden — man kann mit Fug und Recht sagen — nach Noten; denn sein Sinn war nur Musik!

Von der Mutter in seinem Hange heimlich ausreichend unterstützt, erlernte er das Violinspiel und erweiterte und vervollkommnete seine Kenntnisse auf musiktheoretischem Gebiete. Violinmeister war ihm der Orchesterdirigent der Capelle des Vaters, Herr Franz Amon, ein außerordentlich tüchtiger Musiker, der späterhin auch meines Bruders Josef Violin- und meine eigenen Violin- und Clavierstudien leitete. Meine Brüder unterwies Herr Plachy im Clavierspiel, ebenfalls ein vortrefflicher Meister, der seine beiden Schüler mit Mozart, Beethoven und Bach vertraut machte. Meine beiden Brüder erreichten durch oftmaliges Zusammenspiel auf dem Clavier, wobei Josef stets den Baß, Johann den Discant spielte, eine solche Präcision, daß sie bestürmt wurden durch Einladungen in die Cercles der vornehmen Kreise, welchen sie aber nicht immer nachkamen. Daß sie aber in dem Salon der Frau Erzherzogin Sophie (der Mutter unseres Kaisers) spielten, wie sich ein Feuilletonist von jemandem erzählen ließ, ist Privatphantasie jenes »Erzählers«; wohl aber führte die Capelle unter Leitung beider Brüder die Musik in einer Theatervorstellung im Salon der Erzherzogin aus.

Wie bereits erwähnt, gab die auf solche Weise seinen Wünschen zuwiderhandelnde Mutterliebe meinem Vater günstigen Anlaß an die Hand, die Scheidung von seiner Frau anzustreben.

Dank der unermüdlichen und werktätigen Beihilfe meiner Mutter war aber Johann soweit gelangt, daß er am 15. October 1844 selbständig in Dommayers Casino debutiren konnte. Von diesem Tage an gab es zwei Capellen Strauß in Wien, zu deren Unterscheidung man sich der näheren Bezeichnung »senior« und »junior« — trotz der Jugend des Seniors — bedienen mußte, bis der Vater 1846 den Titel eines k. k. Hofballmusik-Directors erhielt.

Der Umstand, daß beide Capellen nebeneinander und neben vielen anderen in Wien bestehen und floriren konnten, bezeugt eine lebhaft fördernde Teilnahme des Publicums — das mehr als heutzutage aus kernreinen Wienern sich recrutirte — an dem Musikleben der Vaterstadt.

Die Hoftheaterbehörde, damals das Oberst-Kämmerer-Amt, hatte zahlreiche erste Künstler und Künstlerinnen an das Institut der Oper berufen. Am Himmel der dramatischen Gesangskunst waren Sterne aufgestiegen, wie die Lutzer-Dingelstedt, van Hasselt-Barth, späterhin Anna Zerr, Luise Liebhart, Dustmann-Mayer, Rosa Czillag, die Herren Erl, Staudigl, Ander, Kreutzer und Hölzl.*) Theaterbegeistert, wie junge Studenten schon einmal sind, ruhte ich nicht, bis ich alle diese Künstler hörte, wie ich auch keine der damals eingeführten und außerordentlichen Anklang findenden Stagioni an der Hofoper hätte versäumen mögen und dadurch zu dem Genusse gelangte, einen Fraschini, eine Demeric-Lablache, Albine Maray, die Medori und die unvergleichliche Jenny Lind**) zu hören.

Aber nicht nur die Solokunst, die Kunst der Stars fesselte das Publicum, auch die Gesamtleistung des Orchesters hob sich unter Nicolai auf ein ganz beträchtliches Niveau. Nicolai, als Componist wie als Dirigent gleich gefeiert, ließ es sich an seiner Operntätigkeit nicht genügen; seinem Einflusse gelang es, dahin zu wirken, daß in der k. k. Reitschule Monstreconcerte mit 1100 Musikern veranstaltet wurden, die neben ihrem Kunstwert auch einen hohen Bildungswert in sich trugen und auf manche junge Kraft, unter anderen auf meinen Bruder Josef, starken Eindruck machten.

Diesen Aufzeichnungen liegt eine Reproduction der Ankündigung einer dieser Musikaufführungen, welche allerdings nicht von Nicolai selbst geleitet worden war, bei.

Was jedoch Oper und Concertsaal den Wienern bot, war dem musik- und genußfreundlichen Wiener Publicum des Guten noch zu wenig und es entsprach nur einem allgemeinen Bedürfnisse, als Gartenconcerte mit festlicher Beleuchtung des Schauplatzes ins Leben gerufen wurden.

*) Der gemaßregelt wurde, weil er als Mönch trotz des Verbotes »ergo bibamus!« sang.

**) Im Theater an der Wien.

Die Anordnung und Verteilung der zahllosen Lämpchen, womit er ganz reizvolle Effecte zu erzielen verstand, hatte hiebei der Enkel des Domcapellmeisters Albrechtsberger, der k. k. Staatsbeamte der Cameral-Hofbuchhaltung Carl Friedrich Hirsch, vom Volksmund wegen dieser seiner Fähigkeit aber bald nur »der Lamperlhirsch« genannt, übernommen. Das Programm der Concerte führten zwei auch drei Musikchöre aus: Strauß-Orchester und die Capellen des 2. Artillerieregiments unter Reinisch und der Regimenter Hessen-Homburg und Ceccopieri (letztere unter der Leitung des bereits erwähnten Capellmeisters Reznicek). Das Entrée für je ein solches Gartenfest betrug 20 kr. C. M. und der zahlreiche Zuspruch von 3000 bis 4000 Personen bei einem solchen Festconcerte beweist, daß es den Wienern damals am nötigen »Kleingeld« für Kunstgenüsse nicht gefehlt hat.

Ein Abbild der Ausstattung eines solchen Festes ist diesem Buche beigeschlossen.

* * *

Kein Wölklein schien den heiteren Himmel trüben zu wollen; die Wiener fühlten sich sicher in ihrer frohen Laune und unter dem Schutze der Wiener Bürgerregimenter, deren Obercommandant mit Oberstensrang der Buchhändler Schaumburg von der Wollzeile war und deren ungemein rescher Infanterie-Befehlshaber, der Magistratsrat Sögner, nicht anstand, dem Bürgermilitär, wenn er dessen Fronten abritt, die stricte Ordre zu erteilen: »Wenn der Kaiser kommt, 's M . . l ordentlich aufmachen und »»Vivat«« schreien!« (Vormärzlich!)

Die Bürgercavallerie befehligte Jean Scherzer, der älteste Sohn des Inhabers des »Sperl« und Bruder des Gesandten und bevollmächtigten Ministers a. D. Ritter von Scherzer.

Auch eine Bürgerartillerie fehlte nicht; dieselbe verfügte über sechs zierliche Sechspfünder, Kanonen, welche Kaiser Franz I. dem Bürgermilitär für seine Verdienste zur Zeit der napoleonischen Kriege geschenkt hatte und welche, incredibile dictu, ganz reglementsgemäß nach den Infanteriesalven abgefeuert wurden.*)

*) Diese Kanonen wurden aber auch im Oktober 1848 im Kampfe gegen die Truppen Windischgrätz' und Jelačič nicht ohne Geschick fleißig gebraucht.

Mein Vater war Capellmeister des I. Bürger-Regiments, Johann nach Lanners Tode der des II., Morelly bei dem Scharfschützen-Corps, Ballin bei dem Corps der bildenden Künstler.

Zu Beginn des Jahres 1848 unternahm Johann eine Kunstreise nach den Donau-Fürstentümern Wallachei und Moldau mit den Hauptstädten Bucarest und Jassy, damals jedes selbständig von einem Hospodaren regiert.

Johann concertirte eben in Bucarest, als die Revolution wie ein Feuerball in das fröhliche und überaus gesellige Leben der Wiener hineinplatzte und Köpfe und Herzen in lichterlohen Brand steckte für die Sache der Freiheit. Bis zu der österreichischen Colonie in Bucarest flogen und überschäumten die Funken der Begeisterung für die »Freiheit« und einzelne ihrer Mitglieder fühlten sich zu einer Emeute gegen das Generalconsulat veranlaßt, da man sich durch die Consulatsgebühren bedrückt wähnte. Statt sich aber auf direktem Wege beim Staatskanzler Fürsten Metternich darüber zu beschweren, revoltirte man gegen den Generalconsul Ritter von T. . . . . .

Den Malcontenten war es gelungen, auch meinen Bruder Johann für ihre Angelegenheit zu interessiren und er beteiligte sich an dem Aufzuge der aus 14 Herren bestehenden Deputation. Um dem Anmarsche ein ganz besonderes Ansehen zu verleihen, hatte Johann sich in die Galauniform eines Capellmeisters des II. Bürger-Regimentes*) geworfen, welche er mitgenommen hatte, um in derselben den beiden Hospodaren, dem alten Fürsten von Serbien Milosch Obrenovič und dem Pascha-Gouverneur der »Miniaturfestung« Belgrad seine Aufwartung zu machen.

Der Generalconsul wies die Deputation an die Staatskanzlei, aber die erhitzten Köpfe ließen sich nicht so leicht zur Raison bringen; ein scharfes Wort zeugte das andere und, als ihm die Sache denn doch zu toll wurde, gab der Generalconsul seinen wohlbewaffneten Kawassen und handfesten wallachischen Dienern Befehl, den Herren seine Gemächer von

*) Dieser hatte Offiziersrang und trug das gleiche Portepée wie die Officiere der Armee.

ihrer Außenseite zu zeigen. Darüber geriet das junge Blut meines säbelstolzen Bruders in Wallung; er zog und drang mit seiner Klinge auf den Generalconsul ein. Die Folgen dieser Heldentat waren keineswegs günstige. Statt mindestens unter Wahrung der Höflichkeit hinausgeleitet zu werden, blieb den Abgesandten nichts anderes übrig, als schleunigst Reißaus zu nehmen und sich durch verschiedene salti mortali und gelegentliche Rutschpartien vor den unzarten Händen der Kawassen und Wallachen, von denen jeder leicht zwei bis drei Culturmenschen auf sich nahm, zu retten. Auch der »Held mit gezücktem Säbel« konnte seine Flucht nicht leugnen, denn an seinem Zweispitz fehlte der schöne weiße Federbusch, dessen Pracht wohl das Herz eines dieser Kawassen angelockt haben mochte, nach dem Guten, das so nahe lag, zu greifen und es festzuhalten.

Der Generalconsul ermangelte nicht, dem Staatskanzleramt genauen Bericht über den Vorfall zu erstatten und insbesondere figurirte darin der Bürgerofficier in all seiner Pracht. Der Staatskanzler war zwar zu der Zeit, als der Bericht hierüber einlief, »auf Reisen gegangen worden«, der Bericht aber wurde in dem Archive des neuerrichteten Ministeriums des Äußern hinterlegt und Johann sollte von seinen Folgen nicht ganz unverschont bleiben.

An dieser einen »Glanzleistung« ließ es sich mein temperamentvoller Bruder nicht genügen. Nach Wien zurückgekehrt, fand er auch hier ein Feld zur Betätigung seines Heldenmutes.

Während seiner Abwesenheit waren die Bürger-Regimenter in der Nationalgarde aufgegangen. Das Regiment, dem er als Capellmeister angehörte, »die Decreter« — nach Wien zuständige Gewerbsleute, welche das Bürgerrecht noch nicht erlangt hatten — löste sich auf und Johann candidirte um die gleiche Stelle bei der Leopoldstädter Nationalgarde. Zuerst mußte er aber als Gardist ohne Charge eintreten und einen Wachdienst machen. Dieser traf ihn unglückseligerweise just am 22. August. Beim Aufziehen zur Wache carambolirte sein Bajonett wiederholtemale mit dem seines Nebenmanes, so daß der am Schlusse des Zuges marschierende

Corporal mehrmals verweisen mußte: »Herr Gardist Strauß, den Gewehrkolben mehr gerade tragen!«

Um zwei Uhr nachmittags wurde der »Schnarr-Posten« vor dem Commando des zweiten Bezirkes mit dem Gardisten Strauß besetzt. Kaum stand er eine Weile, als durch eine Estafette der Befehl einlangte, im Bezirke Alarm zu schlagen: es sei eine Emeute der Arbeiter ausgebrochen und die Garde hätte die Behörden bei Unterdrückung der Crawalle zu unterstützen. Der mit Johann auf die Wache gezogene Tambour, von einem Patrouilleführer und zwei Mann Garde begleitet, trommelte nun die Gardemitglieder aus ihren Häusern auf ihre Plätze. Nach kaum einer Stunde waren die Nationalgarden versammelt und ordneten sich auf dem Carmeliterplatze. Plötzlich kam von der neucreirten Municipalgarde, welche das vormalige Polizei-Militär-Wachcorps ersetzte, ein berittener Gardist mit der Meldung: Die Polizei-Commissäre und die Municipalgarde seien außerstande, die vom Prater aus in die Stadtgut- und Circusgasse eindringenden Arbeitermassen aufzuhalten und erbäten sich die Assistenz der Nationalgarde. Allsogleich wurden zwei Compagnien unter Commando eines Hauptmanns und eines Oberlieutnants — die übrigen Etatsofficiere erschienen nicht am Platze!!! — dahin abgesandt.

Indessen stand der Gardist Johann Strauß vor dem »Wachhaus« — die übrige Wachmannschaft hatte die Taborstraße vor dem »Hirschenhaus« zu beobachten — und mitten in seine einsame Stille fuhr ihm wie ein Blitz der Gedanke: Wie, wenn jetzt aus der Lilienbrunn- oder Karmelitergasse ein Trupp Arbeiter daher käme? Da wärst du verloren! Ah, sauve, qui peut! Im Nu stand das Gewehr in dem Schilderhaus und der tapfere Gardist eilte, mit Bajonnettscheide und Cartouche »bewaffnet«, beflügelten Fußes in sein Vaterhaus, das »Hirschenhaus«, dessen Tor am Carmeliterplatz fünf Schritte vom Gemeindeamt entfernt lag. Es wäre mir recht interessant gewesen, die Gesichter der rückkehrenden Gardisten zu sehen, als sie das einsame Gewehr so friedlich »Wache haltend« fanden. Ich höre ordentlich ihre erstaunte Frage: »Wo ist denn 's Kind?« Johannes war eben zum Krieger nicht geboren. An seiner Wiege stand Polyhymnia und nicht Minerva!

Diese beiden Episoden bilden sozusagen die freundlichen Erinnerungen aus den stürmischen Tagen der Jahre 1848 und 1849, welche das Gedenken vieler schwerer Stunden erhellen, die meine gesamte Familie zu durchleben hatte.

Nach der Ermordung des kaiserlichen Commissärs, des unglücklichen Grafen Lamberg, sollte die Garnison in Pesth verstärkt werden. Das Grenadier-Bataillon des Deutschmeister-Regimentes bekam Ordre, sich marschbereit zu halten. Die revolutionäre Partei in Pesth setzte sich jedoch mit dem Führer der Wiener philosophischen Legion, Wolf, der auch im Hirschenhause wohnte, in Verbindung und gab ihm genügende Mittel in die Hand, den Abmarsch des Bataillons zu verhindern. Wolf wußte sich, als Drahtbinder verkleidet, Eingang in die Grenadiercaserne zu verschaffen und durch namhafte Geldbeträge ungarischer Provenienz Mannschaft und Unterofficiere zur Meuterei zu verführen, die denn auch tatsächlich am 6. October 1848 vor der Abfahrt vom Nordbahnhofe losbrach. Außerdem war es Wolf gelungen, auch die National-Garde, aber nur einzelner Bezirke, zur Unterstützung der Meuternden zu bewegen.

Auch mein Bruder Josef fand sich am 6. October nachmittags am Sammlungsorte der academischen Legion, der er als Techniker angehörte, ein und marschirte mit dieser zum Tabor, wo er in die Feuerlinie des Regimentes Nassau zu stehen kam.

Ich aber, der als Gymnasiast das Cerevis mit dem deutschen Bande und ein ebensolches über der Studentenblouse trug, hatte mich in Begleitung des Dieners meines Bruders Johann in den Prater begeben. Inzwischen war die Taborstraße von den Eisenbahnarbeitern aufgerissen worden, um der Cavallerie und Artillerie die Passage zu verlegen, was auch vollständig gelang, da die Straße ganz unwegbar geworden war. Auch wir, ich und der Diener, sowie einige Nationalgardisten mußten daher auf allen Vieren über die, einen kleinen Donauarm eindämmende Schleuse kriechen, um dann am Gelände der großen Donau entlang zum Tabor zu gelangen. Auf diesem Umwege, der besonders den mit Gewehren belasteten Nationalgardisten beschwerlich wurde, kamen wir von der Praterseite her an die Taborbrücke. Da-

selbst erblickten wir den Schneidermeister Rauch, einen im II. Bezirke wohlbekannten Geschäftsmann in »anstrengender« Tätigkeit. Er war ein Mann, der sich absolut in keine Garde einreihen ließ, trotzdem er ein Ultra-Radicaler schärfster Sorte war. Er hatte sich die Maxime aufgestellt: »Mit blankem Säbel magst du nicht dreinhau'n; aber es gibt andere Waffen, die ebenso sicher zielen und treffen — das ist dein Geld!" Und er steckte alle Taschen voll mit Silberzwanzigern und eben da an der Taborbrücke kämpfte er seine stille Schlacht für sich, indem er die Kanoniere bei den Geschützen mit seinen Silberzwanzigern bestach. Diesem Ansturm widerstanden die schwachen Menschenherzen nicht und wir konnten sehen, wie der ehrsame Schneidermeister im Vereine mit einigen Civilisten nach und nach die Stränge von vier Kanonen der beiden Nassau-Bataillons mit scharfem Messer durchschnitt. Als er dieses zuwege gebracht hatte, schrie er mit Stentorstimme: »Los!« Nationalgardisten und Arbeiter bemächtigten sich der Geschosse und zogen sie nach rückwärts mit sich fort. Auch ich und der Diener durften beileibe nicht müßig bleiben; Herr Rauch beorderte uns, und noch etwa sechs Personen ihm zu helfen, die letzte Kanone vom Flecke zu schaffen. So waren denn die vier Geschütze in den Bereich der akademischen Legion, der Wiedener National-Garde (der radicalste Flügel der National-Garde) und des meuterischen Deutschmeister-Grenadier-Bataillons gekommen.

Ehe der Bataillons-Commandant vom Regimente Nassau »Front — verkehrt!« commandirte, waren die Sechspfünder aus seiner Verteidigungslinie gebracht. Nun krachten aber die Gewehrsalven hinter uns her; wir Unbewaffnete mußten in wilder Hast nach dem Augarten flüchten, allwo wir uns in Lehmgruben verbargen, da die Kugeln durch die Luft pfiffen und die Blätter von den Bäumen auf unsere Köpfe fielen. Trotzdem die Soldaten zum Glück zu hoch zielten, kostete diese Stunde doch einigen unserer Gefährten das Leben.

Zu spät merkten die Commandanten der National-Garde, wie die Arbeiter-Massen dann ausarteten. In der inneren Stadt stellte sich die Garde den Arbeitern gar nicht entgegen, weil sie ja aus Abneigung gegen die steten Emeuten derselben nicht in ihrer Gänze ausgerückt war. So kam es, daß ein

wüster Haufe von Arbeitern ungehindert bis auf den Hof gelangte, in das Kriegsministerium eindrang, in allen Corridors und Bureaux nach dem Kriegsminister, Feldmarschalleutnant Grafen Baillet de Latour, fahndete, ihn leider auch auf dem Dachboden ausfindig machte, ihn grausam ermordete und den Leichnam dann an einen Laternenpfahl, knapp vor der Wache, aufhängte!

Was Graf Kolowrat in seinen »Erinnerungen aus Wien im Jahre 1848“ erzählt, ist wohl, soweit er die Begebenheiten nach der grauenvollen Untat schildert, richtig, nur konnte er nicht wissen, daß das schwerste Vergehen der vor dem Kriegsministerium postirten Wachabteilung — 18 Grenadiere eines polnischen Regimentes — und ihres Commandanten, Hauptmann B..., das war, daß sie, statt den Anprall der wütenden Rotten zurückzuschlagen und das Haupttor bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen, die Horde ungehindert in das Gebäude dringen ließ.

Statt aber diesen Commandanten vor ein Kriegsgericht zu stellen — man weiß nicht, wie er sich bei der im Kriegsministerium herrschenden grenzenlosen Ratlosigkeit und Zerfahrenheit verteidigt hat — befahl der Marschall Fürst Windischgrätz: das Grenadierbataillon, dem dieser Zug angehörte, habe die Stern-Barricade zu stürmen, welche der nachmalige ungarische Insurrectionsgeneral Bem glänzend verteidigte.

Nach fünf erfolglosen Sturmangriffen gegen die Barricade, welche die Zahl der Stürmenden decimirten, so daß weitere Infanterie zur Beihilfe antreten mußte, gelang es dem Bataillon endlich beim sechsten Anlauf, den Schutzwall, der reichlich mit Kanonen besetzt war, zu erstürmen, zum Teil dadurch, daß die Seressaner (vom Corps Jelačič, in Wien »Jelaschek« genannt), nachdem sie die Franzensbrücke genommen hatten, am linken Donauufer entlang, durch die Czerningasse in die letzten Häuser der Praterstraße eindrangen, und aus den Fenstern in den Rücken der Besatzung schossen.

General Bem ließ sofort zum Rückzug blasen und rettete sich mit Mannschaft und Geschützen in die innere Stadt. Hauptmann B. . . . . war bei dem Sturm gefallen!

Meine gesamte Familie, sowie viele andere Bürgerfamilien — im Ganzen an 1000 Personen — wurden bei der Eröffnung des Bombardements der Leopoldstadt vom Prior der barmherzigen Brüder, P. Auremundus Jahn, gastlich aufgenommen und in liebevollster Weise verpflegt.

Ich selbst, als Studentlein, verbrachte mehrere Jahre hindurch die Nachmittagsstunden zumeist im chemischen Laboratorium oder im Krankensaale, wo die im Fieber rasenden und daher an die Betten gebundenen Typhuskranken mir grauenvolles Mitleid einflößten.

Am 30. October forderte mich der Spitalsprimarius, Frater Dr. med. Cölestin Opitz auf, ihn in die Totenkammer zu begleiten, da ihm meine Unerschrockenheit bekannt war. Ich folgte ihm und dem ihn begleitenden Spitalsdiener. In der Kammer sprach der Arzt zu mir: »Nun helfen Sie, daß wir mit der Leichenbeschau bald fertig werden. Schauen Sie sich gleich die da einmal an!« Er wies auf neun auf Holzlatten liegende nackte Leichen. Ein Student — da gibt's kein Besinnen — ich griff wacker zu, wandte mit Hilfe des Dieners die Leichen hin und her, und nannte laut die Stelle der tödlichen Wunden. Der Primarius warf noch einen prüfenden Blick auf die erhobenen und umgewandten Leichname, und in drei Viertelstunden waren alle neun Leichen beschrieben.

Das Bombardement der Stadt (inclusive der Vorstädte) durch die Truppen des Feldmarschalls Fürsten Windischgrätz dauerte eigentlich nur zwei Tage, denn schon am zweiten Tage nachmittags setzte sich der Fürst in Besitz der Vorstädte. Die durch das Bombardement in den Vorstädten entstandenen Brände waren grauenvoll anzusehen. In der Nacht vom 29. zum 30. October, als ich in einem Frater-Zimmer des Barmherzigen-Klosters auf einer Matratze auf dem Fußboden lag, konnte ich von der Turmuhr der Klosterkirche durch die Helle der Feuerbrünste jede Stunde ablesen. Es brannten in dieser Schreckensnacht die Jägerzeile, die Circusgasse, die Czerningasse, die Brigittenau und die Gebäude am Tabor, ebenso die große Zuckerraffiniere von Mack am Schüttel, zunächst welcher die Seressaner einen Wirt niederstachen und der Frau den Leib aufschlitzten! Ein furchtbares Bild bot der Brand des Odeon-Saales in der Circusgasse der Leopold-

stadt, der größte und schönste Tanzsaal in Europa, welchen der General-Major Frank durch Grenadiere eines polnischen Regimentes in Brand stecken ließ, weil in demselben verschiedene Parteiversammlungen, insbesondere die der »Deutschkatholiken« unter ihrem absonderlichen Agitator Ronge stattfanden. Am Allerheiligentage verließ unsere gute Mutter, um ihre Habe besorgt, das Barmherzigen-Kloster, um nachzusehen, ob die Mobilgardisten (das waren vom Commandanten der Verteidiger Wiens, Messenhauser, angeworbene Leute aus den unteren Volksschichten) bei der Flucht aus der Brigittenau nichts hatten mitgehen lassen. Doch kaum war sie in der Wohnung, als die Magd schreiend in's Zimmer lief, und hinter ihr drein ein Corporal und vier Gemeine des Grenadier-Bataillons eines polnischen Regimentes eintraten. Der Corporal rief fragend die Mutter an: »Studentsky?« — Meine Mutter schüttelte den Kopf. Ein Gemeiner aber rieß die Tür einer Chiffonière auf, doch fand er weder Studenten noch Kleider; die Kleider waren eben alle in dem Keller vergraben worden, die Legionärs-Uniform meines Bruders Josef aber wurde im letzten Augenblicke der Flucht ins Kloster in den Kamin des Notherdes gesteckt. Die Mutter steckte dem Corporal, während die Gemeinen in den drei Gassenzimmern nachsahen, drei Silber Zwanziger (alter Conventionsmünze) zu, worauf dieser sofort die Jagd nach Studentsky's aufgab, und mit seinen Gemeinen abzog. In welcher Gefahr da das Leben unserer theueren Mutter schwebte!

Im Kamin hing die Legionärs-Uniform, hinter einem großen Kasten für Winterkleider standen an der Mauer drei Gewehre, eines Eigentum des Josef, eines das seines Freundes und Collegen Pollak (der am 6. October eine Schußwunde im Fuße erhielt), und eines, besonders zierlich (ach, es war wohl das zarteste Gewehr aller National-Garden!) Eigentum des heldenmütigen Postens des Wachhäuschens am Carmeliterplatz vor dem Gemeindehaus am 23. August. Unter der Last eines Mannlicher-Gewehres von heutzutage wäre dieser Gardist wohl zusammengebrochen!

Nachdem Messenhauser den argen Fehler beging, die erste Capitulation der Stadt zu brechen, mußte er Anfangs November die Stadt übergeben und sich selbst mit allen

National- und Mobilgarden ausliefern. Wie viele anständige Leute, welche sich von den Ungarn und ihrem Agenten Wolf (dem vorgenannten Philosophen-Corps-Commandanten) betören ließen, wurden damals füsilirt! Heutzutage aber lenken Geheimräte, Kämmerer und Großkreuz-Inhaber viel intensivere Revolutionen, gelangen aber wieder zu Ehren und Würden. Welch' ein bizzares Bild kann man in der Metropole des Deutschen Reiches wahrnehmen! Sitzt da der Botschafter eines benachbarten Landes am Tische des deutschen Kaisers in einem Phantasie-National-Costüm zu Gast!

Warum hat man am Hofe dieses Nachbarlandes seit Creirung der constitutionellen Ära nie daran gedacht, zu bestimmen, daß jene Nationalen, welche Hofdignitäre sind oder im Staatsdienste stehen, bei allen Festlichkeiten am Hofe oder an ausländischen Höfen in dem für solche Dignitäre oder Staatsfunctionäre vorgeschriebenen Kleide zu erscheinen haben, das Nationalkleid aber für obgenannte Personen ausgeschlossen ist? Dieses arge Versehen oder diese damals den Nationalitäten gegenüber geübte Schwäche führt nun zur paradoxen Erscheinung, Staatsfunctionäre an ausländischen Höfen, wie auch am inländischen Hofe in, mitunter recht phantastischen, teils an Circus- und Operetten-Figuren erinnernden Phantasiecostümen zu sehen! Wohl einzig unter allen europäischen Mächten!

Diesen bösen Tagen der Angst und Kämpfe folgte eine starke Ermattung auf allen Seiten, ein enormer Tiefstand des öffentlichen Lebens, dessen schädliche Wirkung sich allenthalben verspüren ließ und nicht zumindest auch meinen Vater und meinen Bruder Johann traf. Nach einer, wie aus früherem ersichtlich, durch politische Stimmungen ergebnislosen Tournée nach England, zerstörte der jähe Tod meines Vaters Hoffnung auf eine Wendung zum Besseren. Er hatte noch im letzten Jahre seines Lebens versucht, den zweiten Sohn, Josef, zu bestimmen, in das Geniecorps einzutreten. Das mühevolle Fortkommen der jungen Leute, die sich als Legionäre an dem Aufstand des Vorjahres beteiligt hatten, mochte seinem Vaterherzen ja doch einige Sorge schaffen. Josef aber war der Gedanke, Officier zu werden, nicht sympathisch; er liebte sein Studium und sein Herz fühlte sich noch durchschauert von

der Begeisterung der Revolution. Der Vater trat denn auch bald von seinen Plänen zurück und erwähnte bei unseren gelegentlichen Besuchen kein Wort mehr davon.

Es ist gegen ihn in sogenannten »Biographien« (die es aber in Wirklichkeit nicht waren) die Anklage geschleudert worden, er sei seinen Kindern gegenüber hartherzig und eigenwillig gewesen; er habe ihre Talente zu unterdrücken gesucht und sie zu verhaßtem Studium gezwungen. Diesen Vorwürfen muß ich, wie allen ähnlichen in neuerer Zeit auf meine eigene Person, aufs Entschiedenste entgegentreten. Der Vater hat, wie jeder andere Vater, nur das Beste seiner Kinder vor Augen gehabt. Er, der selber auf der untersten Stufe beginnen mußte, um langsam und unter vielen Mühen Stufe um Stufe zu der Höhe seines Ruhmes und seiner Stellung emporzuklimmen, wollte seinen Söhnen den unvergänglichen Schatz ernster Bildung auf den Lebensweg mitgeben. Darum wollte er uns nicht vor die Künstlerlaufbahn stellen, sondern ließ uns studiren und wir Söhne und jene, die nach uns seinen Namen tragen, haben ihm seine wohlgemeinte Absicht von Herzen zu danken, statt sein Andenken mit ungerechten Anschuldigungen beschmutzen zu lassen, ja sogar selbst zu beflecken!

Josef und ich standen noch in ganz jungen Jahren, als wir den Vater verloren und die große Güte unserer Mutter hätte es uns leicht gemacht, von unliebsamen Pfaden abzugehen und unsere eigenen Wege zu suchen. Aber es war unser eigener, freier und unbeeinflußter Wille, unsere Studien fortzusetzen und unser beider Pläne zielten nach anderer Richtung als der, die das Schicksal unserem Leben gewiesen hatte.

Die Mutter behielt die uns liebgewordene Wohnung im Hirschenhause. Wie die liebevolle Henne ihre Küchlein, hatte sie alle ihre Kinder um sich versammelt und sorgte und lebte nur für uns. In dieser Zeit des glücklichsten Familienlebens schuf Bruder Johann seine schönsten Walzer wie: Schallwellen; Schneeglöckchen; Wellen und Wogen; Idyllen; Gedankenflug; Nachtfalter; Wien mein Sinn; Cycloiden; Lavaströme; Liebeslieder; Man lebt nur einmal; Accellerationen; Carnevalsbotschafter etc. etc., die seinen Weltruhm gründeten.

Während aber die Fremden, die nach Wien kamen, sich daran entzückten und den Namen des jungen Tonkünstlers begeistert in ihre Heimat trugen, verhielt sich ein Teil der Critik seiner Vaterstadt ablehnend gegen Johanns Muse und namentlich einer, der in seinen Überzeugungen schillerte, wie das Chamäleon in seiner Farbe, bekreuzigte sich über eine Verstärkung der Contrabässe durch die Posaune mit ganzen Noten, die Johann in dem neunten Tact der »Schallwellen« zur Anwendung brachte: Eine solche Baßbegleitung eigne sich besser für ein Requiem, denn für einen Walzer! Von diesem Herrn liegen leider keine Proben seiner »Instrumentations-Begabung« vor, um sein eigenes Wissen und Können beurteilen zu können. Auch über die melodienreiche erste Operette meines Bruders »Indigo« beliebte der Gestrenge den Stab zu brechen. Doch: tempora mutantur, res et homines cum iis — zwanzig Jahre später war alles von ebendemselben Johann Strauß genial, grandios, schön! Ja, warum jetzt?!! Für jenen Herrn existirte mein Bruder Josef überhaupt nicht und ich muß gestehen, es hat mir oft leid getan, daß der weise Criticaster nicht ebenso seinen Meister fand, wie jener polnische Fürst, der eines schönen Tages plötzlich eine musikalische Ader in sich entdeckte und daraufhin nichts Eiligeres zu tun wußte, als eine Musikzeitung herauszugeben. Er versorgte dieselbe höchst eigenhändig mit Lesefutter, indem er alle hervorragenden Künstler und Künstlerinnen des In- und Auslandes in Grund und Boden critisirte. Die Suffisance dieses Ignorants zu geißeln, stichelte den Sarcasmus des damals außerordentlich populären Humoristen M. G. Saphir. Er richtete in seinem Blatte »Der Humorist« ein offenes Schreiben an Seine Durchlaucht und, nachdem er darin all' seiner satyrischen Laune die Zügel hatte schießen lassen, schloß er in »Altwienerisch« mit den Worten: »Herr Professor, wer seyn S' denn? Woher seyn S' denn gekommen? Was haben S' denn gelernt? Und was haben S' denn geleistet?«

Johann ließ sich durch die übelwollende Beurteilung seines Schaffens nicht beirren. Er hatte auf Bitten der Mitglieder der Capelle des Vaters die Leitung derselben übernommen und concertirte die ganze Wintersaison hindurch an allen Sonn- und Feiertagen im Volksgarten.

Inmitten seines emsigen Schaffens wurde Johann von einem schweren Leiden befallen und mußte sich dem Gebote der Ärzte fügen, wenigstens während eines halben Jahres seiner Tätigkeit zu entsagen. Meine Mutter, welche sozusagen den »Schatzmeister« des Concertunternehmens bedeutete, war über diese Forderung der Ärzte sehr bestürzt und wußte sich nicht Rat, was sie mit der trefflich geschulten und seit langen Jahren ohne Personalwechsel bestehenden Capelle beginnen sollte. Nach reiflicher Überlegung verfiel endlich Johann auf die Idee, Bruder Josef zu bewegen, den Beruf eines Ingenieurs aufzugeben und sich dem musikalischen Unternehmen zuzuwenden. Er sollte während der nächsten Sommersaison selbstständig dirigiren, während der Wintersaison jedoch mit Johann in der Leitung der Capelle alterniren.

Für den Sommer des nächsten Jahres aber hatte Johann bereits einen Ruf von der Direction der Zarskoje Selo-Eisenbahn in Petersburg erhalten, welcher ihn für die Direction von Concerten im Vauxhall im Pawlowsk für die ganze Sommersaison verpflichtete. Johann trug sich mit der Absicht, den Antrag, der ihn an die Spitze einer neuzuerrichtenden Capelle stellte, anzunehmen und hiemit wäre meinem Bruder Josef auch im kommenden Sommer die Führung des Strauß-Orchesters verblieben.

Es war keine leichte Sache für Josef, in dieser Lebensfrage, die ihm das Schicksal stellte, zu entscheiden. Er hatte seine Studien mit Interesse und Eifer beendet, hatte als Absolvent der Technik Logarithmen-Tafeln berechnet, welche vervielfältigt wurden und unter den Studenten starken Absatz gefunden hatten. Als Frucht seines steten Grübelns und Bastelns zeitigte sich die Erfindung einer Straßenreinigungs-Maschine mit dem gleichen Mechanismus der viele Jahre später in Wien angewandten. Als er den Entwurf beim Magistrate der Stadt hinterlerlegte, äußerte sich Magistratsrat Sögner — derselbe, der sein Bürgermilitär so schneidig disciplinirte — gegen ihn: »Sehr schön ausgedacht! Sehr fein auch die Zeichnung ausgeführt! Aber ich bitt' Sie, was sollen wir denn nachher mit all den armen Teufeln von Straßenkehrern anfangen?« Dann war Josef als Zeichner in der Specker'schen Maschinenfabrik beschäftigt gewesen und hatte hierauf die

Stelle eines Ingenieurs bei den Canalbauten der Spinnfabrik in Trumau, nächst Wien, angenommen. Als solcher verfertigte er dem Baumeister Ubel die Zeichnungen der Canal-Anlagen und es ward ihm die Oberaufsicht bei der Durchführung der Bauten anvertraut. Danach gab ihm Hofbaumeister Mayer den Bau eines Maschinenhauses zu überwachen und eben für die Sommersaison 1853 war Josef die Leitung der Aufführung zweier großer Stadthäuser in Aussicht gestellt worden. Überdies wollte er noch den Curs über Wasserbau hören und Examen darüber ablegen, um das Ingenieurs-Diplom zu erwerben.

Und in all' diese Pläne und Chancen platzte nun der Vorschlag Johanns hinein mit seinen Vorteilen und Hoffnungen. Lange pendelte das Zünglein an der Wage hin und her, ohne Ruhe zu finden, bis endlich meine und meiner Mutter innige Bitten und Vorstellungen und die Aussicht auf ein höheres Einkommen den Ausschlag gaben. Die Wagschale, die mit dem Rufe in ein neues Leben belastet war, kam zum Sinken.

Mit der Energie und dem Feuereifer, der ihn bei allem, was er anpackte, beseelte, setzte Josef nun alles daran, die ihm etwa fehlenden Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben.

Er, der neben seinen technischen Studien auch zum famosen Clavier- und Harmoniumspieler sich ausgebildet hatte und gerne sang, widmete sich nun der Erlernung des Violinspieles und brachte es unter des Musiklehrers Amons Führung so weit, daß er nach einem Jahre die Tanzweisen mitspielen konnte. Durch das bloße »Zusehen« bei Johanns Arbeit hatte er soviel Fertigkeit erlangt, daß er seine Walzer »Die Ersten und die Letzten«, welche aber nicht die letzten blieben, außerordentlich geschickt instrumentirte. Auch drei ernste Clavierstücke hatten ihm volles Lob des Musikverlegers Haslinger und des bekannten Musik-Amateurs, des Oberlandesgerichtsrates Lorenz eingetragen.

Er instrumentirte nun unermüdlich alle die Werke, die ihm die besten für das Orchester schienen und brachte sie in den Concerten zur Aufführung. So schuf er an fünfhundert, für Concert-Orchester größtenteils sehr wertvolle Arrangements, darunter solche aus allen Musikdramen Wagners, zwei auch drei Fragmente aus Meyerbeers »Robert der Teufel« und den »Hugenotten«, Potpourris aus Verdis Opern,

ferner Lieder von Schubert und Mendelssohn. Die Zahl der Original-Compositionen, als: Walzer, Polkas, Quadrilles belief sich auf 283.

Die große Anzahl der hier nur zum Teile angeführten Arbeiten mag, wenn man seiner Dirigententätigkeit in den Concerten und seines frühen Todes gedenkt, von seinem rastlosen Fleiße zeugen. Er arbeitete vor- und nachmittags stundenlang, um sich dann des abends im Hôtel National durch ein Spielchen »Hundert und eins« — zu dem man sich der langen italienischen Karten bediente und wobei Oberlandesgerichtsrat Posch als sein ständiger Partner fungirte — »auszuruhen und zu erfrischen«. Josef selbst rühmte sich, den Stephansplatz während der Dauer eines ganzen Jahres mit keinem Fuße betreten zu haben. Dagegen ließ er sich von seiner Frau an manchem freien Tage zu Ausflügen in Wiens landschaftlich unvergleichlich schöne Umgebung bewegen. Aber weder das erbauliche Abendspielchen noch die köstlich frische Waldluft vermochten seiner aufreibenden Tätigkeit das Gegengewicht zu halten, da er ersteres bis tief in die Nacht- oder gar schon frühen Morgenstunden ausdehnte und sich den reinen Ozon der Wälder durch den Rauch von 17 bis 19 Cigarren (Cigaretten gabs noch keine), die er an einem Tage rauchte, verdarb. Die Folgen dieser Lebensführung blieben nicht aus: häufige, von Convulsionen begleitete Ohnmachtsanfälle, welche die Ärzte für Nervendepressionen erklärten, die aber schon in seiner Kindheit sporadisch aufgetreten waren, ließen sich als die Vorboten eines schweren inneren Leidens erkennen.

Während also meine beiden Brüder in musikalischer Tätigkeit ihren Lebensberuf gefunden hatten, war auch ich an den Scheideweg der ersten Jugend gelangt. Mein Sinn wäre um die Richtung meiner Lebenslaufbahn nicht verlegen gewesen; ich war fest entschlossen, mich dem Consulardienste zu widmen. Als aber meine Mutter bei näheren Erkundigungen, die sie über den Studienverlauf und die Anstellungs-Bedingungen einzog, in Erfahrung brachte, daß der irgend einem Consulate Zugeteilte im ersten Decennium seiner Wirksamkeit keinerlei Urlaubes sich zu gewärtigen habe, da erhob ihr Mutterherz, das den Sohn schon in die weite Welt verbannt

und einsam sah, entschiedenen Einwand gegen solche Pläne. Ihre mütterlichen Vorstellungen und diejenigen meines gleichgesinnten Vormundes, des Magistratsrates Sirsch (Lehrers meiner Brüder Johann und Josef für das Gymnasial-Studium), ließen mich von meinen Wünschen absehen. Ich zog meine bereits angemeldete Candidatur bezüglich der Aufnahme in die orientalische Academie, um die man sich schon zwei Jahre vor dem Abschlusse der Gymnsialstudien zu bewerben hatte, zurück. Es geschah nicht ganz leichten Herzens; ich war, meiner Wünsche eingedenk, fleißig gewesen und, obgleich man in den Fünfzigerjahren, nach Einführung des Graf Leo Thun'schen Gymnasial-Lehrplanes in der Analyse der Classiker sehr pedantisch vorging, las ich doch meinen Cicero*) überaus gerne, und hatte mich in Latein und Griechisch vervollkommnet, ohne nebenbei die anderen romanischen Sprachen: Französisch, Italienisch und Spanisch in irgend einer Weise zu vernachlässigen. Nur die Erlernung des Englischen, darauf man dazumal wenig Gewicht legte, hatte ich mir für die Academie vorbehalten. Nun aber waren mit meinem Verzicht meine Pläne zu Wasser geworden und wie Josef sich hatte bestimmen lassen, so vermochte Johann auch mich zu beeinflussen, in seine Fußstapfen zu treten. Er empfahl mir aufs dringendste, neben den theoretischen Studien, dem Clavier- und Geigenspiel auch noch ein Instrument zu erlernen, welches damals außerordentlich gesucht war und das nur wenige vollkommen beherrschten: die Harfe. Ich ließ mir diesen Vorschlag nicht zweimal machen, erwarb bei dem Hof- und Domcapellmeister Gottfried, Edlen von Preyer, dem gleich berühmten Collegen des Hoforganisten Professor Simon Sechter, meine Kenntnisse in Musik-Theorie und nahm bei dem Kammervirtuosen und Solisten der Hofoper, dem Schüler des »Königs der Harfe« Parish-Alvars, Anton Zamarra, Unterricht in der Behandlung dieses Instrumentes. Doch war es mir nicht vergönnt, die Früchte meines erfolgreichen Harfenstudiums zu genießen; als ich nach sechs Jahren dem Rufe

*) Vielleicht hätte man durch weniger Pedanterie in gerade diesem Punkte ein ähnliches Resultat erzielt wie in England, wo die Gymnasiasten Fragmente aus Ciceros Reden im freien Vortrag zu recitiren angehalten werden und hiedurch gewiß Redegewandtheit gewinnen.

an ein deutsches Hoftheater Folge leisten wollte, stellte sich eine Nervosität bei mir ein, welche mich der Sicherheit in der Führung dieses, die Kraft der Hände und Füße gleichmäßig in Anspruch nehmenden Instruments beraubte. Unbeschadet dieses Mißgeschickes setzte ich meine übrigen musikalischen Studien emsig fort. Wie meine Brüder, lehrte Franz Amon auch mich alle Sonaten Mozarts und Beethovens sowie auch die Bach'schen Fugen kennen und lieben, von denen später insbesondere die letzteren das Vergnügen mancher meiner Mußestunden ausgemacht haben.

Meine Brüder cultivirten außer den Classikern bei ihrem Clavierspiel auch das Concert-Genre und sind mir noch alle Clavier-Concertstücke der berühmten Pianisten aus der damaligen Zeit, wie jene von Liszt, Thalberg, Dreyschok, Döhler, Evers und Willmers im Gedächtnis, welche Concertstücke einen besonderen Erfolg erzielten, darunter die Phantasie von Willmers: »Pompa di festa«, welche sowohl mein Vater wie mein Bruder Johann orchestrirten und welche Fantasie damals eine Gemeinmelodie des Wiener Publicums wurde. Heutzutage sind wohl andere nicht näher zu bezeichnende »Melodien« Gemeingut des Wiener Publicums! Das Unternehmen meiner Brüder erfuhr nun ab 1853 einen großen Aufschwung. Es gab damals acht Vergnügungslocale, in welchen die Capelle meiner Brüder beschäftigt war, und zwar der »Dianabad-Saal«, der »Volksgarten«, die »Neue Welt«, »Schwender's Colosseum«, die »Blumensäle« (bei diesen auch ein Garten im Sommer), den »Sofiensaal«, das »Hotel Victoria« und zu Anfang der Sechziger-Jahre noch »Dommayer's Casino« in Hietzing. Da sich Johann eben zu verheiraten gedachte, so proponirte meine Mutter, daß ich mich in der Leitung der Capelle mit meinem Bruder Josef teilen soll, zumal an Samstagen im Carneval vier Orchester zu dirigiren waren. Johann, der sich mit der Absicht trug, nach seiner Verheiratung sich nur mehr an der Direction der Volksgarten-Concerte zu beteiligen, stimmte dem zu. Ich debutirte denn am 8. April 1862 im Wintergarten des Dianabades in der Leopoldstadt als Dirigent und leitete von da ab bis zum Jahre 1870 die Capelle in Gemeinschaft mit meinem Bruder Josef.

Die Zeit von 1851 bis 1866 wurde trotz absolutistischer Regierung eine Epoche außerordentlichen volkswirtschaftlichen Aufschwunges, und für Handel, Kunst und Wissenschaft brach eine selige, »politiklose« Zeit herein. Nicht einmal der verunglückte Feldzug von 1859 vermochte einen nachhaltigen Einfluß auszuüben, wie auch der 1866er Krieg mitsamt dem Verluste zweier Reichsprovinzen keine fühlbaren Folgen nach sich zog.

Die außerordentliche Ernte des Jahres 1867, wie man sich einer gleichen seit langen Jahren nicht entsinnen konnte, glich manchen Schaden, den die Kriegsläufte gezeitigt hatten, reichlich wieder aus. Es herrschte ein solcher Überfluß, daß Getreide, welches wegen Maschinennangels nicht befördert werden konnte, in den Waggons verfaulen mußte. Erst das allgemeine finanzielle Débâcle im Mai 1873, sowie der bosnisch-herzegovinische Krieg, in dem durch die erstmalige Anwendung des allgemeinen Wehrgesetzes in das Schicksal Tausender von Familien eingegriffen wurde, bewirkten eine sehr empfindliche Störung der volkswirtschaftlichen Verhältnisse des Landes.

Eine kleine Episode, welche Johanns große Furcht vor einer Infection zeigen mag, während Josef und ich eine solche nicht kannten, will ich nicht unerwähnt lassen.

Im Jahre 1853 wohnte ich der Eröffnung eines ägypti-Sarkophags bei. Ich erinnere mich nicht mehr, wieso dieser damals nach Wien gekommen war; ich weis nur noch, daß, da das Entrée ein hohes (5 fl.) war, etwa 150 Personen sich im Sophiensaale eingefunden hatten, um dieses seltene Schauspiel mitanzusehen. Die Bloßlegung der Mumie war zwei Ärzten und chirurgischem Personale anvertraut worden; doch schienen beide Teile mit den Eigentümlichkeiten der durch Injektion bewirkten Versteinerung eines toten Körpers nicht bewandert gewesen zu sein. Als man nach einstündiger, umständlicher Mühe den Deckel aufgestemmt und die Mumie aus ihrer Hülle von mehreren hundert Metern strohgeflechtartigen Bandagen — davon ich mir ein Stück als Erinnerungszeichen aufbewahrte — herausgewickelt hatte, ergab sich, daß sich der Kopf vom Halse gelöst habe. Diese Trennung dürfte wohl darauf zurückgeführt werden, daß die Diener den

schweren Sarkophag ein wenig zu rasch auf den unbedeckten hölzernen Tisch hatten niedergleiten lassen und daß diese leichte Erschütterung genügt hatte, die spröde, gipsähnliche Masse zu beschädigen. Für uns Zuseher war der Unfall nicht ohne Vorteil; wir konnten in die Bruchstelle Einsicht nehmen und gewahrten, daß die Versteinerung des Körpers keine bloß äußerliche war, sondern auch das Innere von den Injectionssalzen durchsetzt und verhärtet war.

In der Mitte der Sechzigerjahre wurden nun vom Dombaumeister Ernst die Katakomben der St. Stephanskirche, der Kathedrale Wiens, bloßgelegt. Als ich hievon erfuhr, bewarb ich mich für mich und Josef, von dem ich wußte, daß ihn solche Dinge interessierten, um Einlaßkarten, welche ich auch erhielt. Drei Diener mit Fackeln leuchteten dem kleinen nur aus sechs Herren bestehenden Zuge. Gleich in der ersten Galerie stießen wir mit den Füßen auf umherliegende Schädel und Brustskelette, aus welchen sich durch den Anprall Zähne und Rippen lösten. In der zweiten Galerie, etwa zwanzig Stufen tiefer, sahen wir hölzerne Särge an den Wänden aufgeschichtet oder in die Erde gebettet. Einer der Arbeiter ersuchte mich, beiseite zu treten, da ich auf einem solchen Sarge stand. Er hob nun den Deckel desselben, der sich von der Erde nicht unterschied, ab, und vor uns im Fackelscheine lag ein Kapuziner, angetan mit seiner Kutte, den Rosenkranz um die Finger gewickelt. Hände und Finger waren zwar dürr, aber mit Haut bekleidet, die Nägel blau, aber unversehrt. Auch waren die Kopfhaare ganz deutlich, von den Augenbrauen hingegen nur noch Spuren wahrzunehmen. Trotz des eigentümlichen Eindruckes, den diese wohlconservirte Mumie auf ihre Beschauer machte, wurde noch ein Sargdeckel geöffnet. Er hatte bis nun eine mit einem verschnürten Dolman gezierte Frauenleiche, wohl die einer ungarischen Dame, bedeckt, und seine Entfernung gab ebenfalls einen überraschenden Anblick frei. Schnüre und silberne Knöpfe am Dolman glänzten noch, die Stickerei an den Pantoffeln hatte sich zum Teile erhalten; die Contouren des Gesichtes ließens ich ziemlich genau erkennen, auch hier wiesen sich noch Spuren der Augenbrauen und unter der Wölbung der Brust verriet sich der Busen. Die stattliche Dame maß fast sechs Schuh.

Waren wir durch den Anblick dieser Mumien schon aufs höchste erstaunt, so sollte uns eine noch größere Überraschung zuteil werden, als wir etwa zehn Stufen tiefer die zirka $2^1/_2$ Stockwerke unter der Erde sich befindliche dritte Galerie betraten. Sie erwies sich als ein großer, viereckiger Raum und barg 42 entblößte Leichen, deren wir bei dem Scheine der Fackeln ansichtig wurden. Sie lagen in Reihen nebeneinander und wir schlossen aus der Morschheit der Särge, im oberen Gelasse, daß die Holzsärge in der dritten Galerie durch das Anfassen der Leute des Dombaumeisters zerfallen und zerfasert sein dürften. Um so unbeschreiblicher war unser Erstaunen, als wir sahen, wie das Fleisch an den Körpern sich wohl conservirt hatte, ja daß es sich, als wir, Josef und ich, mit dem Finger darauf drückten, mit der Elastizität des lebendigen Fleisches wieder zur Höhe seiner Wölbung erhob. Nach 300 oder 400 Jahren!! Angesichts einer weiblichen Leiche gaben wir unserer Vermutung Ausdruck, daß die Frau den Folgen einer Operation erlegen sein dürfte. Wir sahen deutlich, wo das Messer des Chirurgen eingegriffen hatte. An den ausgefransten Hauträndern der Wunde, die, emporgehoben und losgelassen, sich langsam wieder schlossen, konnte man die Consistenz der Haut erkennen. Die Oberhaut und die Lederhaut, sowie die dazwischen eingebetteten Gefäße und Substanzen waren in eine klebrige, breiartige Masse von äußerster Schmiegsamkeit umgewandelt, und sind diese Mumien durch letztere Eigenschaft in ihrer Art einzig.

Mein großes Interesse für derlei Erscheinungen hat mich zu der Ansicht geführt, diese Art der Leichenconservirung, wie sich eine ähnliche im Capucinerkloster zu Palermo in Sicilien, im Kloster auf dem großen St. Bernhard und in dem Bleikeller der Domkirche zu Bremen*) nachweisen läßt, sei eine Auto-Mumificirung, im Gegensatze zu den durch Injection und nachherige Vertrocknung erhaltenen ägyptischen Mumien, die weiß und haarlos und in der Physiognomie nicht kenntlich sind.

Ob, um eine solche Automumificirung zu erzielen, die Leichen gleich nach dem Ableben beerdigt wurden, um der

*) Speciell von diesen nimmt man an, daß die Leichen unmittelbar nach dem Tode entweder einer sehr kalten oder aber sehr heißen Luft ausgesetzt wurden und vertrockneten

Verwesung zu steuern oder ob dennoch eine Injection vorausgegangen sei, dies zu entscheiden, muß ich Berufeneren überlassen.

Nachdem wir die Mumien der dritten Galerie eingehend betrachtet hatten, geleiteten uns die Fackelträger an eine in der Mauer ausgebrochene Öffnung von etwa drei Fuß im Geviert und einer der Männer erklärte uns mit slavisch-deutschem Accent:

»Das sullens Pestgruben gewesen sein!«

Das Idiom dieses Mannes stimmte uns trotz der so schauerlichen Umgebung etwas heiter. Wir forderten ihn auf, in die Grube zu leuchten. Mein Bruder und ich standen wieder in erster Reihe und sahen, wie die Flamme der Fackel in der Atmosphäre der »Pestgrube« bedenklich einschrumpfte und sich zu einem noch tieferen Gelbbraun verfärbte, als sie es schon in der dritten Galerie getan hatte. Trotz ihres schwachen Scheines nahmen wir doch ungefähr 1000 durcheinanderliegende Scelette wahr. Da sich im ganzen Raum weder Spuren von Kleidern noch solche von Särgen vorfanden, so nahm man an, daß die Leichname eilig und ohne viel Federlesens einfach in diese Grube geworfen worden seien und aus dieser pietätlosen Art der Beerdigung schloß man weiter auf die zwingende Not einer Seuche — der schwarzen Pest.

Ein sicherer Anhaltspunkt für diese Vermutung ergab sich uns nicht. Die Atmosphäre war modrig und unterschied sich im wesentlichen von jener der Galerien nur durch ihren erhöhten Stickstoffgehalt, von dem der stark getrübte Schein der Fackeln Zeugnis gab. Als endlich dieser Schein immer matter wurde, unser Atem schwerer ging und der helle Schweiß auf unsern Stirnen hervorbrach, traten wir ungesäumt den Rückzug an. Je näher wir dem Ausgange der Katakomben kamen, umso erfrischender, aber auch viel kälter schien uns die Februarluft, die 9 Wärmegrade aufwies.

Wir eilten zu einem Wagen. Als wir der Mutter und der Schwester Anna von unserem Erlebnis erzählten, kam Johann dazu und als er hörte, daß wir in eine »Pestgrube« (aber eine, von der man bloß vermutete, daß sie eine sei) geguckt und eine Mumie gar betastet hatten, machte er uns heftige Vorwürfe, stürmte in sein Zimmer und schloß sich ein! Es

kostete Mühe, ihn des andern Tages zu bewegen, an unserem Tische zu speisen, aber anrühren durften wir ihn beide um keinen Preis!

Im August des Jahres 1862 vermählte sich mein Bruder Johann mit der vormaligen Opern- und Kammersängerin Jetty von Treffz. Die Vermählung fand eines Vormittags in einer Capelle zu St. Stephan nur in Anwesenheit der beiderseitigen Beistände statt. Das Brautpaar hatte Straßentoilette angelegt. Am Tage vor der Vermählung folgte unsere gute Mutter dem Johann das Vermögen, welches ihre Schwester, die Arztenswitwe Waber in Petersburg in wenigen Jahren aufgespeichert nach Hause brachte, im Betrage von 126.000 Kronen aus. Johanns Quittung hierüber besitze ich noch. Hätte die Mutter dem Bruder die Tante schon einige Jahre früher als „Schatzmeisterin" beigegeben, so hätte er wohl das Zehnfache dieser Summe erreicht, denn durch dreizehn Jahre war er in Petersburg engagiert, „zusammenzulegen« aber verstand er nicht. Sechs Monate später, im Jänner 1863, vermählte auch ich mich und zwar mit der Tochter eines meinem Vater befreundeten wohlhabenden Bürgers, mit Marie Kenkhart. Ihr Vater war Besitzer des dem berühmten Vergnügungslocale »Sperl« gegenüber sich befindlichen Cafés. Ich erlaube mir an dieser Stelle in meinen »Erinnerungen« ein wenig vorzugreifen, indem ich mitteile, daß dieser Ehe zwei Söhne entsprossen, von welchen der ältere nach der Matura den juridischen Studien sich zuwandte, diese aber wegen seiner angestrebten Verheiratung unterbrach und zur Rechnungsbranche in den Staatsdienst übertrat.

Anfangs 1865 proponirte Bruder Johann der Zarskoje-Selo-Gesellschaft, auf die Dauer von sechs Wochen mich für seine Person in die Direction der Capelle eintreten zu lassen, worauf die Gesellschaft, und zwar unter den gleichen Honorarbedingungen wie für Johann, einging. So reiste ich im April 1865 mit meiner Frau und der Schwester meiner Mutter, Tante der Arztens-Witwe Waber, nach St. Petersburg. Tante Waber hatte schon durch zwei Saisons meinem Bruder Johann dort den Haushalt geführt und ihm dabei ein ansehnliches Sümchen erspart, während er früher von den großen Honoraren nicht viel nachhause gebracht hatte und sie sollte auch uns durch ihre Erfahrungen auf dem Petersburger Platze nützen.

Es war keineswegs Frühling, als wir in der Hauptstadt des russischen Reiches eintrafen, das Thermometer wies uns 19° Reaumur Kälte.

Die Capelle, die ich zu dirigiren hatte, war von Bruder Johann zusammengestellt worden. Von den Petersburger Hoftheatern, die im Sommer geschlossen waren, hatte er zwanzig Musiker engagirt, den Rest (22 Mann) aus Deutschland kommen lassen. Die Capelle war ausgezeichnet und so konnte ich es bald wagen, aus der Partitur à vista zu dirigiren, wozu ich durch das abwechslungsreiche Programm, das geboten werden mußte, gezwungen war, da die mir zur Verfügung stehende Zeit nicht dazu ausreichte, alle Piècen vorher zu probiren. Ich freue mich sagen zu dürfen, daß mir dieses Experiment glückte und das ich mich hiebei als Dirigent vervollkommnete

Als Johann nach den vereinbarten sechs Wochen zu meiner Ablösung sich nicht einstellte, teilte mir die Zarskoje-Selo-Gesellschaft mit, sie werde, da man mit meiner Tätigkeit vollkommen zufrieden sei, vorläufig aus Johanns Verhalten keine Consequenzen ziehen. Als allerdings seine Ankunft bis in den August hinein sich verzögerte, erwuchsen daraus ernste Differenzen und Johann mußte das im Vertrage vorgesehene, hohe Pönale schließlich bezahlen.

Die Deutschen in meiner Capelle waren tüchtige Musiker, aber nur schwer in Disciplin zu halten und stets zu Streichen aufgelegt. Einer dieser Streiche ist mir im Gedächtnis geblieben, wohl wegen seines für die russischen Zustände charakteristischen Endes. Nach Auszahlung der Gagen, die am Pawlowskbahnhofe stattfand, schlug einmal einer der Musiker vor: »Kinderchens, heute soll's mal'n Ulk geben!« »Nanu, laß los, was soll's denn sein?« »Wenn ihr 25 Rubel zusammenlegt, soll der Nazaradl (Polizeiuntercommissär) am Perron eine von mir bekommen!« Freudige Zustimmung, alle hielten ohne Ausnahme mit, nur der Orchesterdirigent, mein Stellvertreter, welcher Dirigent im französischen Hoftheater war, und die Harfenspielerin wurden nicht angegangen.

Eine Viertelstunde darauf war die Capelle am Perron versammelt. Der Veranstalter des Ulks promenirte schon auf dem Perron auf und nieder und schmauchte dabei keck

eine Zigarre, was auf dem Perron damals verboten war, weil dieser nicht selten von der kaiserlichen Familie benützt wurde. Der wachhabende Nazaradl las eben seine Zeitung und bemerkte den Übeltäter nicht, da trat dieser an ihn heran und blies ihm eine Rauchwolke unter die Nase. Der des Deutschen mächtige Nazaradl, nicht wenig erregt über die doppelte Missetat, stellte den Raucher und forderte seinen Namen. Klatsch! — und er hatte sie schon, die der Capelle versprochene Orfeige. Nun aber wurde der Held von einem Gorodowoi (Polizisten) auf das Amtszimmer gebracht und erst entlassen, als er seinen Namen genannt hatte. Die Eisenbahnbediensteten kannten ihn übrigens ohnehin nach Person und Namen.

Dann kam die Verhandlung, bei welcher unser Held kurzweg zu 25 Rubel Strafe verurteilt wurde. Diese 25 Rubel aber — und das war der erhebenste Moment der Verhandlung — erhielt der Nazaradl gleich auf die Hand ausgezahlt! Von einer Anklage wegen tätlicher Insultirung eines kaiserlichen Staatsbeamten keine Spur!

Die Capelle sollte aber doch nicht so billigen Kaufes davonkommen. Die Eisenbahndirection, welche sich contractlich eine Einflußnahme auf die Disciplinirung der Capelle gewahrt hatte, verhängte aus Anlaß dieses Ulks ein Pönale von 25 Rubel über sie.

Aber auch ich selbst sollte mit der russischen Polizei zu tun bekommen. Zwischen einem Portier der Eisenbahn und meiner russischen Dienstmagd war Streit ausgebrochen und im Laufe der Auseinandersetzungen hatte der Portier sie geschlagen. Ich kam eben dazu, stellte ihn, soweit ich damals mich mit ihm auf russisch verständigen konnte, zur Rede, aber ein Wort gab das andere, ung und hitzigen Temperamentes, wie ich war, gab ich ihm mit der rechten Hand einen Stoß, daß er taumelte. Nun wurde er russisch und ging auf mich los; ich aber war damals sehr kräftig und behend, und das Facit war, daß in meinen Händen ein Hemdärmel des Portiers als Sieges-Trophäe blieb. Der Mann, Besitzer des St. Georgskreuzes (höchster Militärorden in Rußland für die Mannschaft), erhob nun Klage bei der

Polizei auf Ehrenbeleidigung. Zur Entscheidung über diese Klagen sind die Czasnypristaws*) berufen. Diese Menschen ohne jede Mittelschulbildung, erkennen nach Anhörung des Klägers und des Geklagten auf eine Geldstrafe. Im vorliegenden Falle aber ließ es der Czasnypristaw gar nicht zu einer Verhandlung kommen, sondern sagte eines Abends im Concertsaal zu dem Pächter der Restauration des Pawlowsk-Vauxhall, Herrn Johann Scherzer, dem einstigen Commandanten der Wiener Bürger-Miliz-Cavallerie: «Herr Director Strauß brauche zur Verhandlung gar nicht zu kommen, denn der Kläger stelle zwei Zeugen, daß ihn die Hand des Directors Strauß einigemale etwas unsanft berührt habe, und weise auch ein Hemd vor, mit nur einem Ärmel, der andere Ärmel sei in den Händen des Director Strauß als Sieges-Trophäe geblieben (dies war richtig), dieser mit jugendlicher Kraft (ja, damals noch) abgerissene Hemdärmel sei ein sprechendes corpus delicti. Director Strauß solle ihm (dem Czasnypristaw) kurzweg 30 Rubel senden, womit die ganze Sache erledigt sei. Selbstverständlich gab es kein Protocoll, den Verteilungsmodus hatte Sr. Gestrengen Czasnypristaw folgendermaßen festgestellt: Der Geschlagene und eines Hemdärmels Beraubte erhält 10 Rubel (das reichte wohl für einige Tage auf Wutky!!), der übrige Betrag wird »Amtszwecken« zugeführt: 15 Rubel nämlich steckte der Czasnypristaw in höchsteigener Person ein und den Rest bekam der Nazaradl »zur Wahrung des Amtsgeheimnisses«.

Als ich von meiner russischen Tournee nach Wien zurückkehrte, nahm ich meine Tätigkeit im Vereine mit Josef wieder auf. Aber ein Mißgeschick blieb uns nicht erspart.

---

* Ein Czasnypristaw, ist ein Polizei-Bezirksleiter, schaltet und waltet in seinem Bezirke wie ein Pascha. Ihm assistiren 2 oder 3 Nazaradl (Polizei-Unter-Commissär). Diese Chargen der Polizei sind aber beileibe nicht Juristen, sondern verkrachte, oder solche Officiere, die, wenn ihr Regiment nach dem Kaukasus oder sonst in ein mißliebiges Gouvernement dislocirt wird, den Abschied nehmen und durch »Protection« (ohne die man in Rußland es überhaupt zu nichts bringt), eine Czasnypristawstelle erhalten. Man denke sich nun die Gewaltherrschaft, welche dieser Mann ausübt, welche nur durch große Bestechung gemildert oder hintangehalten werden kann. Nach oben wissen sich diese entarteten Menschen durch besondere Maßregeln oder Vorspiegelungen beliebt zu machen, daher eine Beschwerde gegen diese Leute gewöhnlich in nichts zerrinnt.

So brach im Jahre 1868, nach einem Concerte der Clara Schumann, ein Brand in den Garderoben der Musikvereinssäle aus, der den großen Saal mit Ruß bedeckte und die Candelaber auf den Stiegen zum Schmelzen brachte, so daß eine Renovirung des Saales vorgenommen werden mußte, die die verhältnismäßig hohe Summe von 96.000 Kronen, von den Gründern und Mitgliedern, wie auch durch Spenden anderer Mäcene aufgebracht, verschlang und uns zwang, die Concerte für den Rest dieser Wintersaison in ein anderes Local zu verlegen.

Bruder Josef begann uns um diese Zeit schwere Sorgen zu machen. Die Ohnmachtsanfälle häuften sich und der behandelnde Arzt, der es immer mit einem Nervenleiden zu tun zu haben vermeinte, sandte ihn im Sommer 1868 nach dem Curort Fusch in Oberösterreich, woselbst Josef über einen Monat verblieb, während ich in Wien ihn vertrat und in nicht weniger als vier Etablissements concertirte. Statt jedoch die erhoffte Genesung gefunden zu haben, fiel Josef schon zwei Tage nach seiner Ankunft wieder in tiefe Ohnmacht. Sein Zustand besserte sich aber dann und so konnte Bruder Johann, als ihm 1869 die Direction der Zarskoje Selo-Eisenbahn den Antrag stellte, ihre Concerte durch eine ganze Saison abwechselnd mit einem seiner Brüder zu dirigiren, an Josef wegen der Teilnahme an diesem Unternehmen herantreten. Josef erklärte sich hiezu gern bereit, erwuchs ihm hieraus doch die Möglichkeit, sich auf leichtere Weise eine auskömmliche Altersversorgung zu sichern, als durch das Unternehmen in Wien. So zogen denn beide Brüder nach Rußland und dirigirte ich die Concerte der Sommersaison 1869 wieder allein.

Als im Jahre 1870 die Direction der Zarskoje Selo-Eisenbahn nicht wieder auf Josef reflectirte, welcher ihr doch Proben seiner eminenten Dirigentenfähigkeit und sich auch die Gunst des Publicums von St. Petersburg in großem Maße erobert hatte, sondern, wohl aus nationalen Gründen, einen russischen Musiker für die Concerte engagirte, entschloß sich Josef, für den Sommer dieses Jahres die ihm auf eigene Rechnung, lediglich gegen Zahlung eines Pachtzinses für das Local, angebotene Direction der Concerte im »Schweizergarten«

in Warschau anzunehmen. Capellmeister Bilse hatte durch mehrere Jahre an der gleichen Stätte unter denselben Bedingungen dirigirt und dabei bessere Geschäfte als auf seinen Reisen gemacht.

Nun mußte eine Capelle engagirt werden. Da nach unserem Gesellschaftsvertrag unserer Wiener Capelle für die Kunstreisen eines von uns beiden Musiker nicht entnommen werden durften, in Wien aber andere gute Bläser nicht zu haben waren, so engagirte Josef, welcher von dem Bestande eines Stellenvermittlungsbureaus des »Allgemeinen Musikerbundes« keine Kenntnis hatte, leider durch Privatagenten Musiker in Deutschland.

Inmitten der Vorbereitungen zu dieser Reise traf uns im Februar 1870 ein harter Schlag. Unsere teure Mutter, an der wir vier Geschwister, Josef und ich und unsere beiden Schwestern, Anna und Therese, mit innigster Liebe hingen, die Führerin unserer Jugend, die seit der Trennung vom Vater unsere Erziehung allein geleitet und in zärtlicher Fürsorge einem jeden von uns den Weg ins Leben nach ihren besten Kräften geebnet hatte, sie, der Schutzgeist unseres Hauses, erkrankte schwer und starb. Mit ihr war der Schirm und Hort unseres Familienlebens in das Grab gesunken, mit ihrem letzten Atemzuge auch die Seele unseres häuslichen Glückes verhaucht. Josef brach bewußtlos an ihrem Totenbette zusammen und es gelang erst nach langer Mühe, ihn wieder zum Leben zurückzubringen, schon ein Beweis, daß eine Disposition zu Congestionen nach dem Gehirn vorhanden war.

Ende April 1870 begab sich Josef nach Warschau, um die Capelle zu organisiren. Aber nur 30 Musiker hatten sich eingefunden, 7 fehlten, darunter wichtige Instrumentalisten. Telegraphisch bat er mich, ihm die sieben Musiker von Wien zu senden, da er andernfalls die Concerte nicht beginnen könnte. Das Ausbleiben dieser sieben engagirten Musiker einerseits, die Besorgnis, seinen Contract in Ansehung des Concertbeginns nicht einhalten zu können, versetzten Josef in die denkbar größte Aufregung. Wider seine Befürchtungen aber fand alles sein gutes Ende: ich hatte der Wiener Capelle drei Mitglieder entnommen, zwar gegen die Bestimmungen

des Vertrages, und dazu noch vier andere taugliche Musiker angeworben und sie alle sieben rechtzeitig nach Warschau spedirt, so daß Josef am festgesetzten Tage mit den Concerten beginnen konnte. Er fand die beifälligste Aufnahme und mußte mehr als ein Tonstück zur Wiederholung bringen.

Am vierten Tage hatte Josef das auch in Wien bekannte, von ihm aus Opern, Liedern und Concertpièçen zusammengestellte prächtige Potpourri: »Musikalisches Feuilleton« auf das Programm gesetzt. Er hatte es 1868 in Wien zur ersten Aufführung gebracht und 1869 in St. Petersburg, ungeachtet der vielen Tempiwechsel, Ritartandos, Haltungen u. s. w., ohne Probe »vom Blatt« spielen lassen, welches Wagnis bei der trefflichen Schulung der Capelle wohl gelungen war. Nun sollte es auch in Warschau executirt werden, wie üblich, als Schlußnummer der ersten Abteilung des Programms. Doch Josef kam nur bis zur Hälfte des Potpourris, bis zu der Nummer aus der Oper »Die Hugenotten«, da stürzte er plötzlich an dem Dirigentenpulte zusammen und mußte, bewußtlos, in seine Wohnung getragen werden. Ich hatte Josef bei seiner Abreise unseren Wiener Capellendiener zur Begleitung mitgegeben. Dieser teilte der Frau des Kranken telegraphisch mit, daß die Warschauer Ärzte eine Wiederaufnahme seiner Tätigkeit für ausgeschlossen hielten. So reisten denn Josefs Frau, meine Schwester Anna und Tante Waber sofort zu dem Leidenden und fanden den Ärmsten, an den Gliedern gelähmt, der Sprache kaum mächtig, Nahrung nur mehr ungenügend zu sich nehmend. Der Warschauer Arzt sprach meiner Schwägerin von Symptomen eines Gehirnschlages. Als über meine Intervention der geliebte Bruder nach vieler Mühe in Wien eingetroffen war, einigten sich die drei von mir zu Rate gezogenen Ärzte auf die Diagnose: Berstung eines Neugebildes im Gehirn. Immer deutlicher wurden die Zeichen der Auflösung und drei Tage nach seiner Ankunft in Wien, am 22. Juli 1870, verhauchte unser teurer Bruder sein noch junges Leben.

Am anderen Morgen ersuchten die behandelnden Ärzte meine Schwägerin, ihnen die Trepanation des Kopfes des Toten zu gestatten, um die Örtlichkeit, die Entwicklung und Gestalt des Neugebildes festzustellen, welches sie mit den

schon frühzeitig aufgetretenen Ohnmachtsanfällen in Zusammenhang brachten. Hätte meine unglückliche Schwägerin, die sich dazu nicht entschließen konnte, dem Wunsche der Ärzte willfahrt, so wäre allem müßigen Gerede über die Ursache des Todes von Josef ein für allemal ein Ende bereitet worden. So aber wurde der Darstellung des Capellendieners, mein Bruder sei durch einen Conflict mit dem Concertmeister in heftige Erregung geraten und dieser Affect habe vielleicht den Anfall herbeigeführt, kein Glauben geschenkt. Vielmehr schlossen sich fast alle reichsdeutschen, englischen und die österreichischen Journale der durchaus falschen Mitteilung der Warschauer Blätter an, daß Josef von russischen Officieren mit Säbelhieben tractirt worden sei, weil er sich geweigert habe, eine von ihnen gewünschte Pièce zu spielen. Mit solcher Anklage machten die Warschauer Journale nur ihrem Hasse gegen die russische Regierung, welche 1863 den polnischen Aufstand blutig niedergeschlagen hatte und mit Deportationen und kriegsgerichtlichen Aburteilungen jede nationale Regung der Polen zu unterdrücken suchte, wieder einmal Luft und die allgemeine, antirussische Stimmung der damaligen Zeit brachte solche Gerüchte gern in Umlauf. Es war nicht zu verwundern, daß diese Darstellung ungeheures Aufsehen erregte und ich um Aufschluß bestürmt wurde. Da wandte ich mich an den damaligen österreichischen Generalconsul in Warschau, Herrn Ritter von Brenner, der die Schilderung unseres Capellendieners nur voll bestätigen konnte. Auch der vom genannten Generalconsul an das Ministerium des Äußern über den Vorfall erstattete Bericht enthielt die gleiche Darstellung, worauf mich der damalige Sectionschef des Ministeriums des Äußern und des kaiserlichen Hauses, Freiherr von Hoffmann, der spätere Hoftheaterintendant, welcher mich aus diesem Anlasse zu sich entboten und den Sachverhalt mit mir besprochen hatte, aufmerksam machte. Aber auch meine öffentliche Berichtigung brachte die alberne Märe vorerst nicht zum Schweigen; ein Herr Wimmer in Wien behauptete sogar dreist, meine Schwägerin hätte von der russischen Regierung ein »Schweiggeld« erhalten! Schließlich und endlich hielt ich die Fabel für endgiltig begraben, da erwachte sie im Jahre 1903 in Wien zu neuem Leben und

das Jahr 1904 zeitigte dann die Variante, mein Bruder Josef sei im Orchester gefallen, hätte sich hiebei am Kopfe schwer verletzt und wäre an der Gehirnerschütterung, die er sich zugezogen habe, gestorben.

Gegen solchen — »Stoicismus« kämpfen selbst Götter vergebens!

Josef hatte sich auch in der Dichtkunst versucht. So verfaßte er eine Ode: „An die Nacht“ und vertonte diese für Männer-Chor und Orchester. Auch den Text zu einer Oper verfaßte er. Die „Ode“ führte er auch in einem Festconcerte im k. k. Volksgarten in Wien auf. Leider fand ich von dieser sehr ernst gehaltenen Composition zu jener Zeit, als mir Einblick in die von Josef hinterlassenen Musikalien gegeben wurde, nichts vor, weder Partitur, noch Orchester- und Chorstimmen, auch nicht einen Clavier-Entwurf dieser Composition.

Der Sachverhalt war folgender: Als Josef starb, wünschte Johann, daß die Original-Partituren der Tanzcompositionen Josefs in Verwahrung der Witwe Josefs bleiben sollten, wozu ich auch meine Zustimmung gab, hatten doch diese keinen effectiven Wert, da ja die Reinschriften aller Tanzcompositionen der Musikverleger hatte. Erst in späteren Jahren sah ich mich durch besondere Umstände veranlaßt, die mir auf Grund meines mit Josef geschlossenen Gesellschaftsvertrages zustehende Einantwortung dieser Partituren durch meinen Rechtsvertreter, Herrn Dr. Raimund Grübl, zu begehren, welche auch erfolgte. Was sich an Musikalien im Schreibtische Josefs vorfand, begehrte Johann in Verwahrung nehmen zu können. Die Witwe Josefs wollte dem Begehren Johanns nicht opponiren, ich erhob wohlweislich, in Erkennung der Gefahren solcher Verwahrung, keinen Anspruch auf eine solche, und so gelangte der musikalische Nachlaß Josefs in das Haus meines Bruders nach Hietzing.

Im Jahre 1878 starb meine Schwägerin Jetty am Gehirnschlag. Ich weiß nun nicht, was Johann jetzt veranlaßte, mir die Verwahrung des Nachlasses Josefs zu übertragen. Da er aber in sein Stadthaus (in der vormaligen Igelgasse) übersiedeln wollte, und ich auch vernahm, daß er sich im selben Jahre wieder auf Freiersfüßen bewege, so erklärte ich mich

im Interesse Josefs dazu bereit, nur müsse Johann bei der Sichtung und Übernahme dieses Nachlasses zugegen sein.

Am bestimmten Tage öffnete er denn die in einem Hofzimmer der Villa in der Hetzendorferstraße stehende Chiffonnière und bezeichnete die im obersten Fache der Chiffonnière liegenden Noten als den Nachlaß Josefs. Ich staunte, ein nicht sehr großes Paket vorzufinden. Aber als ich in diese losen Partiturenblätter Einsicht nahm, gewahrte ich zu meiner nicht geringen Überraschung Orchesterpartituren von Walzern und Polkas, welche alle schon im Kunsthandel erschienen waren, wie: Herbstrosen, Aquarellen, Dynamiden, von diesen nur lose Blätter, ganze Partituren von den Walzern: Hesperusbahnen und Rudolfsklänge (sein letztes Werk), ferner von den letzten Polken: Künstlergruß und Jokey. Weiters noch lose Blätter alter Polka-Mazurkas und Polka françaises. Ich durchsuchte die ganzen Notenblätter, forschte eben nach Skizzen, fand aber keine einzige!

Ich teilte Johann meine Entdeckung mit, er nahm auch Einsicht in alle Blätter, ich erwähnte auch, daß die „Ode“ und der Entwurf einer Oper (zu einer Operette hätten sich die mir bekannten sehr ernsten Motive nie geeignet) fehlen, er erklärte aber, er könne sich nicht erinnern, noch ein anderes Paket Noten von der Witwe Josefs erhalten zu haben. Ich nahm von den losen Blättern nur vier für Freunde der Familie.

Daß keine Skizze vorfindlich war, hat mich bei dem Fleiße Josefs wohl überrascht, aber einesteils, daß man nach dem Tode meines Vaters außer den bekannten 12 Tacten eines Maestoso-Marschmotifs sonst auch nichts vorfand, anderenteils, daß mein Bruder in den letzten zwei Jahren doch schon sehr leidend war, machte mir das Fehlen einer Skizze etwas erklärlich.

Wenn mir nun mein Bruder Johann sagte: Er könne sich nicht erinnern, daß er von der Witwe Josefs noch ein anderes Paket Noten erhalten habe, so will ich nur nachfolgende ergötzliche, mich in späteren Jahren noch sehr erheiternde Episode aus jener Zeit erzählen, als Johann noch im Hirschenhaus in der Leopoldstadt im Kreise der Familie wohnte.

Kaufte da im Jahre 1853 Johann von der Witwe des österreichischen Militär-Capellmeisters Riotte ein militärisch-musikalisches Spectakelstück, die »Schlacht bei Leipzig« betitelt, um 100 Gulden Conventions-Münze. Da bei diesem Spectakelstück nicht weniger als vier Musikchöre mitzuwirken hatten, so machten Partitur und Stimmen ein solches Convolut aus, daß der riesige Musikalienkasten im Vorzimmer der Wohnung dasselbe nicht fassen konnte. Vor diesem Kasten stand aber eine hölzerne längliche Bank; Johann ließ nun die Noten des oberwähnten Tonstückes vom Archivar der Capelle auf diese Bank legen, nur mit Spagat verbunden. Im April dachte Johann daran, dieses Spectakelstück bei einem großen Musikfeste in der Bierhalle in Fünfhaus aufzuführen und hoffte damit ein brillantes Geschäft zu machen. Kanonade und Feuerwerk wäre ja dabei auch »mitwirkend« gewesen! Er beauftragte denn den Archivar Karl Fux, unseres Vaters Schwager, diese Noten für die vier Musikchöre zu sichten. Da stürzte dieser in das Zimmer Johanns und stammelte vor Schreck bebend: »Von der »»Schlacht bei Leipzig«« ist nicht mehr die Hälfte da!« Johann eilte im Schlafrock mit Hast in das Vorzimmer, aber da lagen wirklich nur mehr wenige Fragmente des Tonstückes! Was war geschehen? Die Mägde hielten, da die Noten nur auf der Bank geschichtet lagen, selbe für alte, dem Verderben geweihte Noten, und heizten schon seit November damit ein! Johann mußte, da er sich doch ein Geschäft von dem Tonstück versprach, aus einem in Mailand erschienenen Claviersatz von Franz Doppler vier Partituren und aus diesen die Orchesterstimmen herstellen lassen, was wieder mit großen Unkosten verbunden war.

Aus diesem kleinen heiteren Vorkommnis, welches ein Pendant zu jener Hausmeisterin sein kann, welche in Abwesenheit ihrer Hausfrau mit der im Salon der Wohnung in einer Glas-Urne aufbewahrten Asche der Leiche des in Gotha verbrannten Leichnams des Hausherrn, während eines Glatteises das Trottoir bestreute, mag das Vorkommnis in der Hietzinger Villa vielleicht eine Erklärung finden.

Und da hat man vor drei Jahren überaus gehässige Angriffe gegen mich gerichtet, bloß da man Leuten mit schwachem Gedächtnis, aber mit desto größerer Ränkesucht vertraute.

Wenn ich im Besitze der »Ode« und der vorerwähnten Opernmusik gewesen wäre, so hätte ich beide Tonstücke gewiß in meinen Concerten vorgeführt.

Zwischen mir und meinem Bruder Josef war auch im Nachhang zu unserem Gesellschaftsvertrag vom Jahre 1869 vereinbart, daß der Überlebende von uns beiden, welchem laut des oberwähnten Gesellschaftsvertrages gegen festgesetzte Versorgung der Witwe des Verstorbenen das Aufführungs- und Eigentumsrecht aller Orchester - Arrangements sowie etwa vorfindlicher Manuscripte (die Benützung der im Stiche erschienenen Tanzcompositionen stand ja ohnehin jedermann frei) zusteht, falls er seine musikalische Tätigkeit aufgeben sollte, alle Arrangements des Verstorbenen zu vernichten habe, und die Erwartung ausgesprochen wurde, daß er mit seinen eigenen Orchester-Arrangements im Gleichen verfahren und in dieser Hinsicht auch testamentarisch Vorsorge treffen würde. Wir beide hatten nämlich im Auge, was dereinst mit diesen, für jedes Concert-Unternehmen sehr wertvollen Orchester-Arrangements geschehen würde, und daß, wenn diese einmal in fremde Hände gelangt wären, bei öffentlichen Aufführungen die Autoren dieser Orchester-Arrangements in den Programmen wohl nicht mehr genannt werden würden! Daß aber nach uns beiden das musikalische Unternehmen fortgeführt würde, war zur Zeit der getroffenen Übereinkunft ausgeschlossen. Im übrigen hätte aber auch in diesem Falle von der Übereinkunft nicht abgegangen werden können. Bei Umgehung dieser Übereinkunft hätte sich ja immer wieder die Gefahr ergeben, daß diese Arrangements dereinst doch in fremde Hände gelangen würden.

Josef hatte nahezu 500 Arrangements, ich 300, und zwar aus allen Opern, Liedern und Concertstücken der Meister Joh. Seb. Bach, Mozart, Beethoven, Weber, Schubert, Schumann, Mendelssohn, Rubinstein, Griegg, Meyerbeer, Richard Wagner, ferner französische, englische und russische Lieder und Volksweisen.

Johann arbeitete nur drei Arrangements, und zwar das »Frühlingslied« von Mendelssohn, das »Warum« und die »Widmung« von Schumann. Er war kein Freund von solchen Zeit und Mühe erfordernden Arrangements, obgleich er der

flinkeste Instrumentator war. So instrumentirte er für seine an einem Faschingmontag im Vergnügungsort »Sperl« bestimmte Benefice einen Walzer, »Punschlieder« betitelt und dem Herausgeber der Zeitung »Der Humorist«, Moritz Gottlieb Saphir, gewidmet, samt Introduction und Coda in zwei Tagen, jedoch bei einer Arbeitszeit von nur vier Stunden am ersten und von fünf Stunden am zweiten Tag. Gewiß eine außerordentliche geistige wie physische Leistung, da die Walzer damals fünf Nummern (zu je zwei Teilen) und eine lange Coda hatten. Wenn Biographen eine kürzere Arbeitszeit für irgend einen Walzer Johanns angeben, so ist dies eine ganz unnötige Übertreibung, die nur große Unkenntnis des Instrumentirens bekundet.

Es galt nun, ohne Verzug an die Fortführung des Unternehmens in Warschau zu denken. Johann und ich verfielen auf den Capellmeister Carlberg, der in der Wintersaison 1870 in den Blumensälen Symphonieconcerte, allerdings mit einer minderwertigen Capelle und ohne zu reussiren, versucht hatte, und engagirten diesen. Aber schon nach kurzer Zeit erhielten wir Nachricht, daß unter der Direction Carlbergs das Unternehmen nicht floriren könne, da er das, die gesamte musikalische Literatur umfassende Repertoire nicht beherrsche und auch Tanzcompositionen nicht zu dirigiren verstehe. Ich richtete nun mein Augenmerk auf Philipp Fahrbach (Vater), dessen Tüchtigkeit mir bekannt war und der zur Zeit unbeschäftigt war. Fahrbach acceptirte das Anerbieten und Johann entschloß sich, die Sache in Warschau dadurch wieder in gute Wege zu leiten, daß er durch eine geraume Zeit die Concerte selbst dirigirte.

Dieses, wenn auch kurze Gastspiel, wie auch die trefflichen Leistungen Fahrbachs hatten die erfreuliche Wirkung, daß Bruder Johann nach Schluß der Saison der Witwe Josefs noch einen Überschuß von 14.000 Kronen (gegen Quittung) ausfolgen konnte. So stand dieser denn schließlich die Verfügung über ein kleines Vermögen von 35 000 Kronen zu (der Überschuß des Warschauer Unternehmens mit 14.000 Kronen, ein Erbteil nach ihrem Onkel mit 15.000 Kronen und die auf Josef aus der Hinterlassenschaft meiner Mutter entfallene Quote von 6000 Kronen). Überdies genoß sie noch zeitlebens

die in dem Gesellschaftsvertrag zwischen mir und Josef festgesetzte Leibrente. Hienach ist die im Sommer 1903 in einem Wiener Blatte veröffentlichte anderweitige Darstellung, daß das Warschauer Unternehmen mit einem Deficit von 14.000 Kronen abgeschlossen habe, durchaus falsch und kann heute noch durch Zeugen widerlegt werden.

Daß Fahrbach, einer der wenigen Orchesterdirigenten,*) welche ihrer Capelle das richtige Zeitmaß und die richtige Nuancirung für den Vortrag der Tonstücke beizubringen verstanden, ein Mann, welcher zuletzt in Wien im k. k. Blindeninstitute als musikalischer Instructor der Blinden durch unermüdliche Arbeit und richtige Anleitung ganz Erstaunliches leistete, bei seiner großen Beliebtheit beschäftigungslos war, und von uns als Aushilfe engagirt werden konnte, ist auf die eigentümlichen Verhältnisse zurückzuführen, in welche dieser Mann gerade zu dieser Zeit durch eine Leidenschaft, die sich seiner bemächtigt hatte, gekommen war.

Er hatte seit dem Jahre 1848 als Civilmusikdirector im Winter eine eigene Capelle unterhalten, dann aber die zufällig vacant gewordene Capellmeisterstelle bei dem damals in Wien garnisonirenden Infanterieregimente, Großherzog von Hessen, angenommen. Durch Heirat hatte er sein nicht unbedeutendes Einkommen noch vergrößert, es aber nicht verstanden, diesem gemäß zu leben und da kam er eines schönen Tages, als er lebhaft geträumt hatte, auf den Gedanken, den Traum in die Nummern eines »ägyptischen Traumbuches«, wie solches noch heute in Buchhandlungen zu finden ist, umzudeuten, und das Resultat dieser orakelhaften Deutung in das in Österreich noch immer bestehende »kleine« Lotto zu setzen, und zwar machte er die Einsätze für eine Ambe und für eine Terne, das heißt, je einen Einsatz für eine einfache Ambe, und um das eventuelle Satzgeld herauszuschlagen, dann auch je einen Einsatz für »einen Ambo solo« und für »einen Terno secco«. Und siehe da: Die drei als Terno secco gesetzten Nummern kamen in der bestimmten Ziehung, und Fahrbach gewann trotz bescheidenen Einsatzes 800 Gulden ö. W.

*) Außer ihm sind wohl nur die Capellmeister Leitermayer, Wiedemann und Budik zu nennen.

Dieser Gewinn war das Unglück für seine Existenz und für seine Gesundheit. Denn nun wurde er leidenschaftlicher Professionsspieler, machte in jeder Ziehung hohe Einsätze, ohne auch nur einmal zu gewinnen. Traumbuch und jeder kleine Accident, das Begegnen eines Schornsteinfegers, eines Triebes von Schweinen, einer sehr bekannten Hilfsfrau, das Herabfallen einer Gurke vom Verkaufstisch einer Kräutlerin, kurz auf alles wurde die im »ägyptischen Traumbuch« vorgesehene Nummer gesetzt, aber alle diese von Professions-Lottospielern so wertgeschätzten »Zufälligkeiten« kamen nicht heraus. Nun erwarb er um nette Preise die Tabellen der Professions-Lottospieler im alten »Kramergäßchen« (im I. Bezirk, vis-à-vis dem Lebzelter-Keller »zum süßen Löchel«), da er gehört hatte, daß ein Hausbesitzer im Auwinkel in den Dreißigerjahren durch das Lottospiel in wenigen Jahren 80.000 Gulden ö. W. gewonnen habe. (Dies war wohl Tatsache, dieser Mann war der beste Zahlen-Combinator, und arbeitete nach statistischen Aufzeichnungen.)

Der Spielteufel hatte nun Fahrbach ergriffen; er componirte nichts mehr, er instrumentirte nichts mehr, der Schlaf floh ihn, und sein Einkommen wie sein kleines Vermögen flog in die Cassen des — k. k. Finanz-Ministeriums!

Als er eines Tages wieder sinnend (es träumte ihm eben schon lange nichts!) in den Straßen schlenderte, und auf die Passanten wenig achtete, stieß er an einen Mann aus dem Volke an, der ein schweres Paket trug und durch den Anprall ins Taumeln kam. Zornentbrannt schrie er Fahrbach an: »Na, Sie Esel, können Sie nicht aufschauen?« Fahrbach hielt einen Augenblick an, bald aber sagte er sich hocherfreut: Ein Accident! — Er eilte nach Hause, blätterte in seinem »ägyptischen Orakel«, fand schnell, was er suchte und setzte die gefundenen Nummern frisch drauf los in die Lotterie. Aber nach wenigen Tagen gab's eine Jammermiene, denn weder der »Esel«, noch das »Anstoßen«, noch die »Grobheit« war bei der Ziehung der Lotterie herausgekommen. Doch es sollte noch schöner werden. Ein Großohm des gegenwärtigen Czaren, Großfürst N. N., kam zu Besuch an unseren Hof. Das Regiment Großherzog von Hessen hatte die Ehrencompagnie und die Musik für den Tag der Ankunft

des Großfürsten am Nordbahnhof beizustellen. Musik und Compagnie ganz adrett, marschirten unter klingendem Spiele, voran unser Fahrbach, zum Nordbahnhofe. In der Praterstraße passirte es nun, daß ein Dienstmädchen etwas ungestüm vor das Tor lief, um das vorüberziehende Militär in der Nähe zu sehen, doch da glitt sie aus, die porzellanenen Milchkannen stürzten von der Tasse, und die Trümmer davon lagen auf der Straße. Fahrbach, lachend die Trümmer und die Milch beguckend, machte einen Fehltritt, durch welchen seine Fußbekleidung arg beschmutzt wurde und der Lottoteufel hatte ihn schon: Im »Orakel« sehr bewandert, combinirte er sofort (auf seine Musik gar nicht hörend): Geschirr brechen, in »etwas« treten, Milch sehen. — — Herrliche Nummern sagte er zu sich und combinirte weiter und weiter bis zum Bahnhofe. Da sauste der Zug in die Halle; der Großfürst sprang schnell die Perron-Stufen herab, der Hauptmann commandirte: (damals noch) »Präsentirt«. — Da schrien die in der Capelle bereits länger dienenden Musiker auf die Holzbläser hervor: »Die russische Volkshymne« — doch zu spät! Die Holzbläser und Flügelhornisten bliesen in Es-Dur die österreichische, die Euphonisten, Heliconisten und der Ophicledist die russische Hymne in F-Dur! Ein gräulichstes Getön von Dissonanzen!

Das Unglück war fertig! Die Musici hörten einer nach dem andern auf! Eine Nachlässigkeit hatten sich zwei Personen zuschulden kommen lassen: der Compagnie-Commandant und der Capellmeister, welche der Capelle die Weisung zukommen zu lassen hatten, daß heute die russische Hymne gespielt würde, welche ja in den kleinen Stimmbüchelchen enthalten ist. Diese Nachlässigkeit trug dem Commandanten 14 Tage, dem Capellmeister 8 Tage Arrest (o weh, gibt aber vielleicht doch noch einen Ambo-Solo!).

Von den fünf so schönen Nummern der Straßen-Affaire kam aber nicht eine, das war das Herbste! Wenn es wenigstens damit eine Ressource gegeben hätte. Mit dieser Episode aber war es nicht abgetan.

Im Frühjahr pflegte an Mittwochen und Samstagen zu den Exercitien der Infanterie-Regimenter ein sehr hoher Herr zu kommen. Dieser hohe Herr nahm an einem Mittwoch wahr,

daß die Capelle des Regimentes Großherzog von Hessen ohne Capellmeister erschien, und machte darüber dem Regimentscommandanten eine Bemerkung, welcher hievon den Capellmeister verständigte. Am folgenden Samstag sagte Fahrbach zu sich: »War der hohe Herr Mittwoch auf der Schmelz, so wird er doch nicht gleich wieder Samstag kommen« und blieb schön fein zu Haus und machte Amben und Ternen! Aber der hohe Herr war wieder da! — Daß der Regiments-Commandant tags darauf das Officiers-Corps zusammenberief, und dieses über dringlichsten Rat des Commandanten die Kündigung des Capellmeisters beschloß, war selbstverständlich. Fahrbach aber war durch diese Art der Entlassung jede weitere Militär-Capellmeisterstelle verschlossen. Er wurde wieder Civil-Capellmeister, aber er konnte sich nicht mehr aufhelfen und so nahm er unseren Antrag gerne an.

V.

Vom August des Jahres 1870 stand ich nun allein an der Spitze des Wiener Unternehmens, das große Anforderungen an mich stellte. Fast alle Tage der Woche waren mit Concerten besetzt: Sonntag und Donnerstag in der »Neuen Welt«, Dienstag und Freitag vorerst im Weghuberpark, dann im k. k. Volksgarten, Mittwoch im Hôtel Victoria und Samstag im Garten der Blumensäle. Das Entrée zu diesen Concerten betrug per Person 50 Kreuzer (Familienkarten wurden damals nicht ausgegeben), und bei den »Festen« im Volksgarten, die alle 14 Tage mit zwei Capellen und Feuerwerk abgehalten wurden und an Sonntagen in der »Neuen Welt« einen Gulden. Die Wiener scheuten damals diese Ausgabe nicht. Die Zahl der Concertbesucher belief sich in der Wintersaison an den Donnerstags-Concerten im Cursalon auf 900 bis 1200 Personen und stieg in der Sommersaison im Volksgarten bei günstigem Wetter auf 1200 bis 1400 Personen, welche den besten Gesellschaftskreisen angehörten.

Durch eine Reihe von Jahren mußte ich im Carneval an Samstagen in vier der größten Vergnügungs-Etablissements Wiens die Ballmusik beistellen und wenigstens durch einige

Zeit persönlich dirigiren. Ich beschäftigte an solchen Tagen 120 bis 130 Musiker. Ich begann die persönliche Direction um ½9 Uhr abends in Dommayers Casino, dirigirte um 10 Uhr in Schwenders Colosseum, dann um 11 Uhr in den Blumensälen und um 12½ Uhr im Sofiensaal, wo ich um ½2 Uhr morgens die persönliche Direction abschloß! Eine enorme physische Strapaz!

Ich gestehe gern, daß mich meine Erfolge sehr unternehmungslustig machten, und so führte ich bald eine längst von mir geplante Erhöhung der Mitgliederzahl der Capelle auf 42 Mann, mit Solisten unter den Bläsern durch, und führte für die Sonntags-Concerte im großen Musikvereinssaale »Componisten-Abende« ein, welche durch Jahre hindurch ihre vollste Zugkraft bewahrt haben. Sieben Logen waren für diese Concerte fest abonnirt, die Besucherzahl variirte zwischen 1600 und 1800 und erreichte bei einem Schubert-Abende die Zahl von 2000 Personen.

Durch 31 Jahre bildete der große Musikvereinssaal eine Stätte meines künstlerischen Wirkens. Manche Unannehmlichkeit ergab sich während dieser langen Zeit für mich, denn die Schwierigkeiten, welche mit den Proben verbunden waren, versetzten mich in große Aufregung. Nicht nur, daß ich mich mit zwei Proben für jedes Concert begnügen mußte, was für das Einstudiren oft überaus heikliger und schwer auszuführender Piècen gewiß nicht hinreichte und nur durch die außerordentliche Schulung meiner Capelle ermöglicht war, verlegte man mir die für den Nachmittag (¾3 bis 5 Uhr) zugestandenen Probestunden häufig auf den Vormittag. Nichtsdestoweniger ermattete ich in meinem Eifer und meiner Liebe nicht und so kann ich heute mit Stolz darauf hinweisen, daß ich durch meine Orchesteraufführungen in diesen Räumen zuerst die Wiener mit den späteren Meisterwerken Richard Wagners bekannt machte, indem ich den Trauermarsch »Siegfrieds Tod« aus der Götterdämmerung, das »Vorspiel«, den »Charfreitagszauber«, »Klingsor's Zaubergarten« und den »Chor der Blumenmädchen" aus »Parsifal« zu Gehör brachte.

Das Wiener Publicum lohnte mir diese genußreichen Darbietungen dankbar durch zahlreichen Besuch und großen Beifall; aber bald ließen sich in der Presse (im Gegen-

satze zur deutschen Tagespresse, welche die Aufführungen solcher Werke durch städtische Orchester stets freudig begrüßt) Stimmen vernehmen, welche sich mißbilligend darüber aussprachen, daß ich nicht dem Opernorchester den »Vortritt« gelassen hatte (sic!!). Da hätten die Wiener auch in den Fünfzigerjahren noch acht Jahre auf die Bekanntschaft mit »Tannhäuser« und »Lohengrin« warten müssen, wenn nicht Johann und Josef, welch letzterer ein begeisterter Wagnerianer war, unter jubelnder Zustimmung Fragmente aus diesen Opern, vor Aufführung derselben in der Hofoper, vorgeführt hätten. Richard Wagner selbst wohnte in den Sechzigerjahren einem solchen Concerte Josefs in der »Neuen Welt« bei und bezeugte ihm seinen vollsten Beifall für die Orchestrirung des Duettes aus dem »Fliegenden Holländer«, wobei er sich eingehend auf Details einließ, wie etwa die Einleitung durch das Hornquartett und die Ausführung des Solo durch die Posaune.

Der starke Andrang zu diesen Concerten hielt nun an und es kam des öfteren vor, daß die Ausgabe von Eintrittskarten wegen Überfüllung des Saales eingestellt werden mußte. Nicht nur die große Masse aber strömte herbei, auch Personen hohen und allerhöchsten Ranges gaben mir die Ehre ihrer Gegenwart. Unter diesen erfreute mich Se. kais. Hoheit Herr Erzherzog Carl Ludwig, zuerst allein, später auch in Gesellschaft höchstseiner Töchter, der kais. Hoheiten Frauen Erzherzoginnen Elisabeth und Maria Annunciata alljährlich durch den Besuch eines, mitunter auch zweier Concerte und sie, wie auch in späterer Zeit Ihre kais. Hoheit Frau Erzherzogin Maria Theresia bezauberten mich durch die so überaus gnädige und freundliche Art ihrer Ansprache. An anderer Stelle werden jene Potentaten und hohen Persönlichkeiten genannt, welche meine Concerte durch ihren Besuch auszeichneten.

Nachdem mir im Carneval 1872 auf beiden Hofbällen die Leitung der Musik übertragen war, erhielt ich im März dieses Jahres, gleichwie seinerzeit mein Vater und Bruder Johann, den Titel eines k. und k. Hofballmusik-Directors.

Da alle Welt in Wien ihre Vorbereitungen zu der im nächsten Jahre stattfindenden Weltausstellung traf, dachte auch

ch daran, mich um ein Engagement meiner Capelle für drei oder vier Tage der Woche in dieser zu bewerben, die übrige Zeit war ich bereits für den k. k. Volksgarten und die Neue Welt verpflichtet, und frug bei meinem Bruder Johann an, ob er sich im Falle des Zustandekommens dieses Engagements insoweit an der Direction beteiligen wolle, daß er zwei Nummern des Programms gegen eine entsprechende Quote des zugestandenen Honorars dirigire.

Es fiel mir auf, daß Johann die entscheidende Antwort auf meine Frage immer wieder hinausschob. Da erschien kurz vor der Eröffnung der Ausstellung in den Journalen eine Notiz: »Die »»Wiener Ausstellungscapelle«« werde demnächst in Wien eintreffen, um unter der Leitung ihrer Dirigenten Johann Strauß und Julius Langenbach aus Elberfeld täglich ihre Concerte abzuhalten.« Es wird niemand überraschen, daß es mich aufs höchste befremdete, als ich auf diesem Wege erfuhr, daß für die Wiener Weltausstellung eine ausländische Capelle zweiten Ranges unter der Leitung eines Wiener Strauß engagirt worden sei.

Wenige Tage nach der Eröffnung der Ausstellung gab der Erste Obersthofmeister Sr. Majestät Prinz Constantin Hohenlohe-Schillingsfürst einen Rout, zu welchem sich die erlesenste Gesellschaft einfand. Meine Capelle, welche für die Ausstellungssaison auf 54 Mitglieder (mit 7 ausgezeichneten Solisten) erhöht worden war, hatte dabei die Musik auszuführen. Schon nach der zweiten Nummer kamen vier Minister auf mich zu und erkundigten sich, aus welchen Gründen meine Capelle nicht in der Ausstellung spiele. Ich erzählte der Wahrheit gemäß, daß ich dem Ausstellungsdirector Baron Schwarz-Senborn bereits im Februar ein Offert überreicht hätte, welches dieser in Erwägung zu ziehen mir zugesagt habe, ohne daß mir jedoch, ungeachtet einer Urgenz meinerseits irgend eine Antwort zugekommen sei. Ueber diese meine Aufschlüsse bezeigten sich die Excellenzen sehr erstaunt. Am 18. Juni 1873 wurde nun Baron Schwarz-Seeborn seiner Stelle als Generaldirector der Ausstellung ob mehrfacher Differenzen mit der Regierung plötzlich enthoben und der Sectionschef Fellner, Freiherr von Feldegg zum Curator der Ausstellung ernannt. Dieser ließ mich bald in sein Bureau

bitten und eröffnete mir, daß er im Auftrage der Regierung mit mir wegen Abhaltung von drei Concerten in der Woche zu verhandeln habe, welche in dem bisher von der Capelle Langenbach benützten Orchester-Kiosk stattfinden sollten. Er hätte aber in den Geschäftsstücken der Ausstellungs-Direction einen in Februar dieses Jahres zwischen dieser und den Herren Johann Strauß und Julius Langenbach aus Elberfeld unter Intervention eines Wiener Musikalienhändlers zustandegekommenen Vertrag vorgefunden, demzufolge die »Wiener Ausstellungscapelle« täglich in der Ausstellung spielen und bei welcher Johann Strauß immer eine Nummer des Programmes dirigiren solle. Es müsse daher auch mit der Leitung der Ausstellungscapelle über meine Concerte verhandelt werden. Baron Fellner legte nun dem Capellmeister Langenbach — mit Johann wurde in dieser Angelegenheit nicht verkehrt — nahe, seine Ausstellungsconcerte an drei Tagen der Woche gegen Carenz der Honorar-Tagesquoten zu sistiren; man würde ihm gerne gestatten, an diesen Tagen in anderen Wiener Etablissements zu concertiren. Aber Langenbach stützte sich auf seinen Contract, wie natürlich, und refusirte. Damit war denn die Angelegenheit erledigt.

Nun bedurfte aber Langenbach wie Johann eines Locales für die Proben, denn man konnte doch nicht fünf Monate hin durch mit dem Programme der ersten Concertwoche auskommen. Das Probe-Local wurde indes unter Hinweis auf den Mangel geeigneter Räumlichkeiten nicht bewilligt. Johann, darüber verstimmt, blieb nun zuerst einige Tage aus und reiste dann, sobald er die Bedeutung der Einsetzung eines Curatoriums für die Ausstellung erkannt hatte, mit seiner Frau stante pede ab. Von da ab leitete der Herr Capellmeister »aus Elberfeld« die »Wiener« Ausstellungscapelle ganz allein.

Ministerpräsident Graf Taaffe war der erste, der auf den Schwindel »Wiener« Ausstellungscapelle kam, denn er sagte: »Umgekehrt, die »»Capelle Strauß««« wird in der Ausstellung concertiren«. Baron Schwarz soll sich, wie ich von den Ministern erfuhr, damit entschuldigt haben, er sei des festen Glaubens gewesen, es handle sich um die »Capelle Strauß«, nämlich meine Capelle, da Johann Strauß selbst

dirigiren sollte. Aber die Minister entgegneten: Da muß wohl der Baron weder den Inhalt des Vertrages, noch die Unterschrift des einen Contrahenten gekannt haben: es war doch ein Contract mit einer ausländischen Capelle!

Es liegt mir übrigens fern, dem Directorium einen Vorwurf daraus zu machen: Das Ganze war nichts als die wohl eingefädelte Intrigue eines meiner zahlreichen Gegner in Wien, welcher es verstanden hatte, Johann, der an weitere Folgen nicht dachte, plausibel zu machen, daß ihm in einer »ausländischen« Capelle mehr Lorbeeren winkten als in der wirklichen Wiener Capelle Strauß an der Seite seines Bruders.

Ob dieser mein Gegner mit dem Erfolge seiner Intrigue zufrieden war, ist mir unbekannt geblieben: ich weiß nur, daß eine sehr hohe Persönlichkeit sich äußerte: »Ein solcher Humbug wie auf der Wiener Ausstellung mit einer Wiener Specialität getrieben worden ist, war noch nicht da!« Aber das war nicht die einzige Genugtuung. die mir zuteil wurde.

Der damalige Kronprinz des Deutschen Reiches, Friedrich, und seine Gemahlin Victoria waren als Gäste des Kaisers zum Besuche der Weltausstellung nach Wien gekommen. Nach einem ihnen zu Ehren veranstalteten Galadiner, bei welchem mir die Concertmusik mit einem in weniger als fünf Viertelstunden zu executirenden Programm von acht Nummern übertragen war, sprach das hohe Paar den Wunsch aus, einmal ein längeres Concert der Capelle Strauß zu hören. In Unkenntnis des wahren Sachverhalts führte der zugeteilte Hof-Ehren-Cavalier die illustren Gäste zu dem »Wiener« Ausstellungsorchester: er hielt es offenbar für selbstverständlich, daß in der Wiener Weltausstellung die Capelle Strauß spiele. Der Dirigent verneigte sich tief vor den erlauchten Herrschaften, der Kronprinz aber lachte und sagte voll guten Humors zu seinem Begleiter: »Ja, wen stellen Sie mir da vor? Das ist ja der Langenbach aus Elberfeld, den kenne ich ja schon!« Betroffen ließ sich der Cavalier im Bureau der Ausstellung Aufklärung erteilen und eruirte dann aus einem Journale, daß die Capelle Strauß im Volksgarten concertire. Man fuhr sogleich dahin. Dem hohen Paare wurden zwei Ehrensitze vor dem Dirigentenpulte zur Verfügung gestellt. Als aber mein Orchesterdirigent, ein Blondin, vortrat, stand

der Kronprinz auf und wandte sich wieder an seinen Ehren-Cavalier: »Ja, aber das ist ja wieder nicht der Wiener Strauß; ich weiß doch, wie der ausschaut. Soll ich ihn denn heute nicht zu sehen bekommen?« Endlich wurde festgestellt, daß ich mit einem Teile meiner Capelle bei einem vom ehemaligen Finanzminister Grafen Larisch dem Prinzen von Wales zu Ehren gegebenen Diner die Tafelmusik ausführe. Das hohe Paar lachte herzlich, daß gerade der Bruder und Schwager ihre Irrfahrten verursacht habe und am nächsten Tage erzählte der Kronprinz auch unserem Monarchen die köstliche Geschichte von seinen »Ulysses-Fahrten«, wie er es nannte. Noch am Nachmittage erhielt ich Sr. Majestät Befehl, mit meiner ganzen Capelle um 7 Uhr abends des nächsten Tages im kaiserlichen Lustschlosse Hetzendorf vor dem Kronprinzenpaare, welches dort logirte, zu concertiren. Ich placirte von meinen 54 Musikern in das uns zugewiesene große Zimmer soviel, als nur irgend Platz hatten, zwölf aber konnte ich nicht unterbringen und mußte sie pausiren lassen. Das Programm, bestand wie, üblich aus acht Piècen. Als nach dem Souper der Kronprinz in das Orchesterzimmer eintreten wollte, erwies sich dies wegen der Überfüllung unmöglich und so sprach er denn aus dem Nebenzimmer der Capelle seine vollste Anerkennung ob der Präcision des Spieles und der feinen Nuancirung im Vortrag aus, berief mich zu sich und erging sich in einer eingehenden Würdigung meiner Leistungen. Besonderen Eindruck hatte ihm die eigenartige und doch so gut übereinstimmende Anwendung der Harfe bei Tonstücken ernsten und heiteren Genres gemacht, wie auch meine Arrangements zarter Tonstücke für Streichquartett mit Harfe, welche, wo immer ich spielte, Erfolg hatten, sein Gefallen erregten. Es tat meinem Musikerherzen ordentlich wohl, einen solchen Herrn und so ausgezeichneten Militär mit diesem Interesse, mit diesem Verständnis über Musik sprechen zu hören. Als er zum Schlusse der Unterredung mir mitteilte, daß auch die Kronprinzessin mich zu sprechen wünsche, wollte ich flugs in meine Glacés schlüpfen, aber er hielt mich scherzend davon zurück: »Ach lassen Sie doch, meine Frau weiß, daß Sie eben bei den Walzern mitgegeigt haben und daß man mit Handschuhen nicht geigen kann.« Die

Kronprinzessin empfing mich mit gnädigsten Worten und erzählte mir, daß ihre Mutter, die Königin Victoria, ihr nach Berlin geschrieben habe: Wenn du nach Wien kommst. so lasse dir von Eduard Strauß die Walzer »»Doctrinen«« spielen«. Sie sei erfreut, mich kennen zu lernen; in England seien meine Leistungen wie meine Compositionen wohl bekannt und besonders manche der letzteren sehr beliebt. Nach diesen freundlichen Ansprachen mußte das Orchester noch acht Piècen zum Vortrag bringen und mit überaus gütigen Worten des Dankes an mich zog sich das hohe Paar zurück.

Wenige Tage darauf ließ mir der Kronprinz eine Busennadel mit seinen Initialen in Rubinen und Brillanten überreichen.

So war die Malice meines Feindes in keiner Weise zu meinem Nachteil ausgeschlagen, die Affaire hatte mir vielmehr nur Ehren und Anerkennung gebracht.

Die Jahre nach der Weltausstellung ließen an Erfolg und Ertrag für mich nichts zu wünschen übrig, bis im Jahre 1878 die erste Reservisten-Einberufung nach dem neuen Wehrgesetze aus Anlaß der Occupation Bosniens und der Hercegovina erfolgte, welche zahlreiche Familien in trübe Stimmung brachte. Dies verfehlte nicht einen großen, ja den nachhaltigsten Eindruck auf das Concert- und Theaterleben in Wien auszuüben. Diese Tatsache sowohl als auch der beginnende Cultus einer neuen »Species« trivialer Musik und die durch Privatverhältnisse ihrer Besitzer hervorgerufenen Fallissements der zwei größten Etablissements ließen mich danach trachten, mir neue Einnahmsquellen zu suchen. Ich fand diese, indem ich anfänglich während eines Teiles des Sommers, späterhin aber für die ganze Sommersaison meine Concerte ins Ausland verlegte. Da ich aber kein Halbes tun wollte, so schuf ich meiner Capelle eine neue Organisation, indem ich Berufsmusiker mit ganzjähriger Gage anstellte. Mein Bruder Johann meinte zwar dazu: ich sei der kühnste Unternehmer in der Familie! Aber ich habe meinen Wagemut, trotz vieler Mühen und Plagen — viereinhalb und fünf Monate im Sommer täglich zu concertiren und jeden zweiten oder dritten Tag, unter Umständen aber auch jeden Tag zu reisen — niemals zu bereuen gehabt.

Im November des Jahres 1884 wurde mir die Überraschung, von der General-Intendanz der Hoftheater mit der Ausführung der Ballet-Musik bei sämtlichen in der Wintersaison im Hofoperntheater stattfindenden »Matinéen« betraut zu werden. Veranlassung hiezu war, daß die Hofoperncapelle diese Nachmittagsdienste ohne besondere Bezahlung — und diese in nicht bescheidener Höhe — nicht leisten wollte. General-Intendant Freiherr von Hoffmann, der die Leistung meiner Capelle durch den steten Besuch meiner Concerte im Volksgarten kannte, machte, da sich die Hofopern-Orchestermitglieder mit seinen Zahlungspropositionen nicht zufrieden gaben, kurzen Proceß, und beauftragte den Hofrat von Wlassak, mit mir die Unterhandlungen zu pflegen, trotzdem diesem Herrn, dem ich »nicht zu Gesichte stand«, dieser Auftrag sehr schwer fiel. Aber Befehl war Befehl, und Baron Hoffmann war kein Intendant, unter welchen der genannte Hofrat nur seine eigenen Dispositionen ausführen konnte. Meine Besprechung mit diesem Hofrat war auch sehr kurz. Ich nannte das Honorar und das Statthaben einer Probe mit dem Balletcorps, während mir die Musik zu den Balleten behufs Abhaltung von Separat-Proben mit meiner Capelle zwei Wochen vor der Matinée zur Verfügung gestellt werden mußte. Immerhin war es aber eine große Vertrauenssache für mich und meine Capelle, nur eine Gesamtprobe statthaben zu lassen. Nun wurden aber die Musici der Hofoper ergrimmt über den Streich, den ihnen der General-Intendant spielte und beschlossen, Probe und Aufführung zu stören. Doch Baron Hoffmann zeigte auch da große Energie, und wurden die projectirten Störungen durch besondere Maßregeln vereitelt.

Bei der ersten Matinée wurde das Ballet: »Aus der Heimat«, von dem so trefflichen Componisten Franz Doppler, dem berühmten Flöten-Virtuosen und Hofopern-Capellmeister, aufgeführt. Bei der Probe, wie bei der Aufführung ging alles exact, selbst mit dem sonst sehr rigorosen Fräulein Cerale war der Contact ein äußerst freundlicher. Ballettmeister Telle fand keinen Anlaß, die von mir genommenen Tempi zu corrigiren. — Tags darauf erhielt ich von Baron Hoffmann eine ungemein warme Anerkennung. Ich hatte noch drei solche

Matinées auszuführen. Doch waren dieselben für mich von riesiger Anstrengung. Man denke: Von 2 Uhr nachmittags bis ½8 Uhr abends mit Unterbrechung von nur einer Stunde zu dirigiren, nämlich von 2 bis 4 Uhr die Matinée, und von 5 bis ½8 Uhr das Concert mit zahlreichen Encores im großen Musikvereinssaal!

Ich nahm wahr, daß ich eine solche zweite Wintersaison physisch nicht durchmachen könnte, ohne ernstliche Gefährdung meiner Gesundheit. Da man mir gelegentlich der letzten Matinée auch eine Dirigirstimme gab, in welcher vier Tacte gegenüber den Orchesterstimmen fehlten, so brachte ich auch diese Intrigue zur Kenntnis des Barons und bat ich unter Hinweis auf die enormen Strapazen des Zusammenfallens der Matinéen mit meinen Musikvereins-Concerten von meiner ferneren Mitwirkung absehen zu wollen, welchem Ansuchen der Baron in Würdigung der ihm bekannt gegebenen Umstände willfahrte, nicht ohne mir neuerdings die vollste Anerkennung bekannt zu geben, wie mir dieselbe auch von dem ersten Obersthofmeister Fürsten Constantin zu Hohenlohe-Schillingfürst zuteil wurde.

VI.

Aus der Zeit meiner Reisen durch Europa kann ich als eine ihrer schönsten und glanzvollsten Epochen, das Engagement zu Concerten mit meiner Capelle in der Londoner internationalen Ausstellung für Erfindungen in South Kensington im Jahre 1885 bezeichnen, bei welchem sowohl der königliche Hof, als auch das Londoner Publicum und die gesamte Presse mir die liebenswürdigste Aufnahme zuteil werden ließen.

Laut Contract waren meine Concerte für die Monate Mai, Juni bestimmt und so eingerichtet, daß ich nachmittags von 5 bis ½7 Uhr in der Albert-Hall eine Matinée von 8 Piècen und von ½8 bis 9 Uhr ein Abendconcert mit 12 Piècen in dem Orchester-Kiosk der Gartenanlagen auszuführen hatte. Die Albert-Hall ist der größte Concertsaal der Welt. Das kürzlich in New-York eröffnete Hippodrom mag in seiner allgemeinen Ausdehnung mehr Raum umspannen, doch setzt es sich aus mehreren Productions-Localen

zusammen, ähnlich wie das in den Vierziger- und Fünfzigerjahren in Wien florirende Elysium von Daum.*)

Die Albert-Hall birgt in ihrem Raume eine Riesenorgel, — die größte in Europa — deren Gebläse durch einen Electromotor von 12 Pferdekräften betrieben wird. Die ungeheure Weite der »Hall« bedingt eine Mindestzahl von 4000 Besuchern, sonst macht sich bei Blech- und Schlaginstrumenten ein unangenehmes Echo bemerkbar, das jeden Paukenschlag und jeden Trompetenstoß verdoppelt. Die Zahl der Plätze in der Albert Hall beträgt 15.000, die sich auf 2000 in den Logen und 13.000 im Parterre und auf den Galerien — deren letzte nur Stehplätze aufweist — verteilen. Die Logeninhaber sind fast ausschließlich Epigonen und Rechtsnachfolger von »Gründern« der Albert-Hall, welche sich durch beträchtliche Geldspenden für den Bau derselben ihren Titel und das Recht erkauft hatten, zu jeder Zeit und unter allen Umständen freien Zutritt in den Saal zu haben. Dieses vererbliche Gründerrecht brachte die Direction der Albert-Hall in ein des Humors nicht entbehrendes Dilemma, welches die englische Rechthaberei ins vollste Licht setzt. Die Freimaurer Großbritanniens hatten die Albert-Hall für einen General-Congreß gemietet. Dem Gebote ihrer Satzungen gemäß, welche den Ausschluß der »profanen Welt« bei den Beratungen der Brüder verlangen, sträubten sie sich dagegen, irgendwelchen ihrer Gemeinschaft nicht angehörigen Personen hiebei Einlaß zu gewähren. Gegen diese Unduldsamkeit führten nun die erbberechtigten Logenbesitzer, die nicht auch Logenbrüder waren, ihr gutes, verbrieftes Recht des unbedingt freien Zutrittes in die Albert-Hall ins Feld, mit welchem jeder Mieter derselben zu rechnen habe. Einem weiteren Einwande der Freimaurer, ihre Zusammenkunft sei religiöser Art, wußte die englische Schlagfertigkeit sofort mit der Erklärung zu begegnen: die Albert-Hall sei aber keine Kirche, sondern

*) In welches am Faschingsamstag und -Montag gegen 9000 Personen Einlaß begehrten, trotz einer entsetzlich steilen, $1\frac{1}{2}$ Stock in die Tiefe führenden Treppe, auf welcher man sich vorsichtig an den längs der Wand gezogenen Stricken anhalten mußte. An ein Verlöschen der Gasbeleuchtung oder einen anderen Unfall durfte man angesichts dieses steilen Aus- und Zuganges nicht denken, ohne daß einem die Haare zu Berge standen.

laut Statut ein dem öffentlichen Vergnügen gewidmetes Local. Gegen dieses Argument konnten die Logenbrüder ihrerseits nichts vorbringen; sie beschlossen daher: der Großmeister (Prince of Wales) möge bei der feierlichen Eröffnung des Congresses den Mitgliedern nach der ersten brüderlichen Bewillkommnung mitteilen, daß die Beratungen der Special-Comitées in eigens hiezu bestimmten Räumlichkeiten statthaben sollten. So hatten dennoch die Herren Erbberechtigten, welche sich schon auf interessante Details gefaßt gemacht hatten, den Kürzeren gezogen.

Diese »Geheimniskrämerei« der Freimaurer-Vereinigungen erscheint aber antiquirt und gegenüber den in allen Cultur- und Rechtsstaaten bestehenden Gesetzen »freier Religionsübung« ebensowenig zeitgemäß als berechtigt, denn die Geheimhaltung ihrer Satzungen und Zusammenkünfte hatte ihre Ursache in der zur Zeit der Gründung dieser Vereinigungen von einzelnen Staaten geübten Behinderung der Versammlungen und Weiterverbreitung der Vereinigungen selbst. Waren ja diese Vereinigungen (i. e. Logen) einst die Zufluchtsstätte der Reformirten. Wohin aber diese etwas fantastisch angelegte Geheimhaltung führt, zeigen die Verhältnisse in einem Lande, in welchem diese Vereinigungen jüngst, anstatt sich auf charitatives Wirken zu beschränken, sich nicht nur zu politischen Agitationen, sondern auch zu Werkzeugen einer Spionage hergaben, natürlich im Interesse der in der Staatsverwaltung eben vorherrschenden und mit derselben sympathisirenden Partei.

Nachdem der Reiz der Neuheit der Ausstellung in kurzer Zeit verflogen und diese nun auf das, durch Expositionen aller Art bereits abgestumpfte englische Publicum keine Attraction mehr ausübte, beschränkte sich die Zahl der Besucher von 10 Uhr vormittags bis 5 Uhr nachmittags auf 3000 bis 4000 Personen. Umso stärker aber war dann der Andrang zu meiner Matinée in der Albert-Hall und zu den Abendconcerten, die meine Capelle und jene des Goldstream-Guards- und Grenadier-Regiments unter Leitung Dan Godefreys, des Componisten des Walzers »la garde de la reine« in den Anlagen der Ausstellung zum besten gaben. Die Goldstream-Guards tragen ihren Namen mit gutem Fug. Die stattlichen

Gestalten in den prächtigen, von Gold strotzenden Uniformen und mit den kostbaren, überaus üppigen Bärenmützen — mit denen sich die der österreichischen Grenadiere vom Jahre 1848 nicht vergleichen können — auf dem Haupte, gewähren ein geradezu imponirendes Gesamtbild, zu dessen Bewunderung sich allerdings auch eine leise Scheu gesellen mag, wenn man bedenkt, welche Unsummen die Erhaltung dieses Parade-Regiments verschlingt. Ich habe mir sagen lassen, daß die Uniform je eines Mitgliedes der Capelle dem Kriegsärar auf 305 Mark, jene des Capellmeisters aber auf 810 Mark zu stehen kommt.

Die beiden Orchester-Kioske waren in nächster Nähe der Ausgänge placirt und jedem Musikcorps stand ein Zuhörerraum von 20.000 Personen zur Verfügung, der freilich zumeist Stehplätze enthielt. Die Zeit der Concerte war auf das Glücklichste gewählt, denn die Matinée sowohl, als auch das Abendconcert boten dem Publicum, das in einer Vornehmheit und Eleganz sich präsentirte, wie ich sie sonst nirgend gefunden habe, eine angenehme Zerstreuung einerseits nach dem Lunch und den Visiten und abends nach dem für unsere Begriffe sehr spät eingenommenen Diner.

Zu meinen Nachmittags-Concerten stellten sich täglich 7000 bis 10.000 Personen aus den verschiedensten Ständen ein und Herzoge und Herzoginnen, Lords und Ladies mußten, unbeschadet ihres Namens und ihrer Würde, sich mit dem englischen Publicum um den Vorteil eines Sitzplatzes herumraufen. Die Herrschaften ersuchten zwar den Conseil der Ausstellung um Abhilfe dagegen durch Erhöhung der Preise von 1 Shilling Entrée — das zugleich die Berechtigung zum Concertbesuch in sich schloß — auf 2, ja sogar 3 Shilling, aber der Conseil lehnte dieses Ansuchen mit der Begründung ab: Das englische Publicum liebe principiell keinerlei Sonder-Entrées außer dem üblichen zu 1 Shilling.

Es geschah, daß bei einer Frequenz von 11.000 Personen — die Logenbesucher nicht mit inbegriffen — die auf einer großen, eigens für die Ausstellung erbauten Stiege postirten Constabler weiteren Gästen mit vieler Mühe und Kraftaufwand den Eintritt verwehren mußten. Zu solchen Kraftleistungen aber, die, wie sie vermuteten, während der Dauer

meines Gastspieles vom 1. Juni bis 3. August ziemlich häufig in Anspruch genommen werden würden, fühlten sich die Constabler keineswegs verpflichtet: that is not time of the public service! Und die 85 der Ausstellung zugeteilten, ehrenwerten Schützer des Rechtes, des Gesetzes und der Ordnung erklärten feierlich: diesen anstrengenden Dienst könnten sie nur gegen eine besondere Bezahlung leisten. Der Conseil beriet über diese Forderung der Constabler und ließ ihnen hernach durch den Generalsecretär bedeuten, daß sie am 4. August, also am Tage nach meinem letzten Concert, eine Remuneration zu erhoffen hätten.

So aber hatten es die Constabler nicht gemeint; sie wollten ihre Gagenzulage, die sie in der Petition genau beziffert hatten, so wie es in England und Amerika üblich ist — auch ich hatte diese Einrichtung in meiner Capelle bei Reisen getroffen — jeden Samstag ausgezahlt bekommen. Dies verweigerte der Conseil. Am Tage darauf Samstag (von 1 Uhr ab sind in London alle Geschäfte und Comptoirs geschlossen), ging ich in den Ausstellungs-Garten; als ich aber in die Nähe der Stiege kam erschrack ich nicht wenig: Ein colossaler Menschenstrom staute sich, tausend drängten noch hinan. Nur durch einen, für Bedienstete der Albert-Hall reservirten schmalen Seiten-Eingang konnte ich in die zweite Galerie und von dieser in mein Zimmer gelangen. Nun stürzte einer der acht Secretäre des Bureaus auf mich zu, und teilte mir mit, die 85 Constabler seien heute, da der Conseil sich nicht zur Auszahlung der Remunerations-Quote verstanden habe, in den Strik getreten. Es hätten demnach die Posten gefehlt, welche das Plus über 11.000 Personen in jeder Matinée abzuhalten bestimmt waren und es seien schon 13.000 Personen in der Albert-Hall, welche mein Erscheinen begehrten, trotzdem noch eine Viertelstunde Zeit bis zu der bestimmten Anfangsfrist fehlte. Ich ließ eiligst die Capelle antreten und deren Erscheinen wurde mit Cheers begrüßt. Fünf Minuten vor ½5 verließ ich mein Zimmer, die Saaldiener öffneten die von meinem Corridor in die Hall führende Tür, und ich mußte nun unter betäubenden Cheers auf der im Saale angebrachten großen breiten Treppe ein zu beiden Seiten sechs Köpfe hohes Spalier des Publicums durchschreiten. Die Cheers

dauerten an, bis ich vom Dirigirpult meine Verbeugung machte, und nun schnell die Ouverture begann, nach deren Ende ich wieder zweimal meinen Dank für den Beifall erstatten mußte. Aus den zehn Nummern dieser Matinée wurden 22!!

Des anderen Tages mußte der Conseil dem Verlangen der Constabler entsprechen, denn die Tagesblätter wiesen auf die Gefahr einer solchen Überfüllung der Albert Hall hin.

Ende Juni erhielt ich von der Königin Victoria die Berufung zu einem im berühmten St. Georgs-Rittersaal des »Windsor-Castle« von meiner Capelle auszuführenden Concert. Princeß Beatrice (die nachmalige Princeß Battenberg, die so bald ihren Gatten verlor!) entwarf das aus acht Nummern bestehende Programm, auf welches sie die II. Rhapsodie von Liszt, zu Beginn eine Ouverture von Mendelssohn, Orchester-Arrangements aus Liedern und Concertpiècen von Schubert, Mendelssohn, Tschaikovsky, eine Pièce für Streichquartett und Harfe, zwei Walzer, einen von mir, einen von Johann etc. gesetzt hatte. Nach dem zweiten Walzer kam Herzog Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha (zweiter Sohn der Königin) zu mir und sagte: Ihre Majestät, die Königin, wünscht Sie, Herr Strauß, zu sprechen. Ich trat vor, und blieb nach der Verbeugung sechs Schritte vor der Königin stehen. Und nun hörte ich die vierundsiebzig Jahre alte, sonst sehr gebeugt gehende Dame, mit klarer, fast jugendlicher Stimme, in sehr schönem, etwas von süddeutschem Accent angehauchten Deutsch, mich fragen: War jener Strauß, der mit seiner Capelle bei meiner Hochzeit spielte, Ihr Vater oder Ihr Bruder? Ich antwortete: »Eurer Majestät zu dienen: Es war mein seliger Vater, und es wird in meiner Familie mit aller Pietät das Gedenken an diese unserem Vater damals zuteil gewordene hohe Auszeichnung bewahrt«. Die Königin: »Ich erinnere mich aufs angenehmste, daß Ihr Vater die Walzer so schön und rhythmisch spielte; doch auch Sie verstehen die Walzer so interessant vorzutragen, wie dies ja bei Ihnen nicht anders sein kann. Meine Tochter, Prinzessin Beatrice, wird Ihnen noch meine Wünsche bekanntgeben». Ich verbeugte mich, und wollte mich, mit dem Antlitz stets gegen die Königin gewendet, meiner Capelle nähern,

doch da fühlte ich im Rückwärtsschreiten ein Hindernis! Ich trat zu meinem nicht geringen Schreck in eines der am Fußboden angebrachten zahlreichen, herrlichen Blumenbeete und nur durch eine, mit dem rechten Fuß glücklich durchgeführte Bewegung kam ich wieder über die Einfriedung des Blumenbeetes heraus; doch sowohl das Hineinsteigen in dasselbe, wie das geschickte Herausvoltigiren ohne Sturz machte die Königin lachen. Herzog Alfred überbrachte dann die von der Princeß Beatrice während der Ansprache der Königin aufgeschriebenen sechs Nummern. Diese waren: Noch ein Lied ohne Worte von Mendelssohn, ein von mir orchestrirtes mexikanisches Ständchen, eine Pièce für Streichquartett (mit Harfe), die Fledermaus-Ouverture, ein Walzer von mir und einer von Johann und eine Polka-française von mir (eine Favorite-Pièce in der Albert Hall). Am Schlusse des Concertes, während welchem sich die hinter der Königin teils stehende, teils sitzende Gesellschaft ruhig zuhörend verhalten hatte, kam Herzog Alfred nochmals zu mir und sagte: »Außer der üblichen Executirung des »»god save the Queen«« wünscht die Königin noch die Hymne Ihres Souverains zu hören. Beide Hymnen spielte meine Capelle (wie auch in der Albert Hall und im Ausstellungs-Garten) stehend, auch die Königin und die ganze Hof-Gesellschaft hörte sie stehend an. Dann erhob sich die Königin; der Indier, ihr steter Führer, eine prächtige Erscheinung im malerischen National-Costüme, stützte sie; beim Passiren meines Pultes, neigte sie leicht ihr Haupt; die Hof-Gesellschaft folgte ihr langsam. Um 10 Uhr abends hatte das Concert begonnen, netto $^3/_4$12 war es zu Ende! Man denke: 14 Piècen hatte diese hochbetagte Dame angehört, darunter zum Teil lärmende Musik, wie die Rhapsodie von Liszt und dieses noch dazu in einem Saale, der wohl nicht mehr als 800 bis 1000 Personen faßt. Und nach solchem gewaltigen Ohrenschmaus begab sich die höchste Dame zu recht guter Ruhe! Ich selbst war nach beendetem Concert bei dem Kämmerer und dem Secretär der Königin zum Souper geladen. Dieses, sowie auch die Weine (Mosel fehlte nicht!) waren exquisit. Ich stellte in meinen Gedanken eine beschauliche Betrachtung darüber an, wie gut man doch bei der Königin, beim diplo-

matischen Corps, bei dem Hochadel, den gastfreundlichen Baronen Alfred, Ferdinand und Leopold Rothschild speise und wie schlecht dagegen in den Londoner Hôtels! In diesen meinen von lucullischen Genüssen angenehm begleiteten Gedanken unterbrach mich Herr Müller, der Geheimsecretär der Königin, ein liebenswürdiger Hesse, indem er mir mitteilte, daß Ihre Majestät noch ein Anliegen an mich hätte. Er geleitete mich nach aufgehobenem Souper in den Nebenraum, legte mir zwei dicke Bücher vor, bat mich um genaue Angabe meiner Geburtsdaten und schrieb diese auf die entsprechenden Seiten des Buches, darin schon eine Unmasse anderer Geburtstage verzeichnet stand, ein. Ebenso stellte er in einer nächsten Rubrik die Art meines künstlerischen Berufes fest.

Die Königin hatte dieses Gedenkbuch schon in früher Jugend angelegt und es bildete mit der Fülle seiner glänzenden Namen das Unicum eines Kunst-Welt-Lexicons. Schon bei flüchtigem Durchblättern las ich Namen, wie: Henriette Sonntag, Tamberlik, Lablache, Roger, Debassini, Parish-Alvars, Paganini, Liszt, Thalberg, Meyerbeer, Rossini, Rubinstein etc.

In das nächste Buch schrieb ich meinen Namen ein und gedachte beim Anblick des Bandes, wie viel Neid diese Sammlung eigenhändiger Unterschriften berühmter Persönlichkeiten im Herzen mancher Kunstenthusiasten zu erwecken imstande wäre!

Die Königin widmete der wiederholten Lesung dieser Bücher gern ein oder das andere »regierungsfreie« Stündlein und prägte die Daten ihrem Gedächtnis ein, so daß sie den Geburstag so manches Künstlers frei aus dem Kopfe zu sagen wußte.

Nachdem ich dem Wunsche der Majestät entsprochen hatte überreichte mir der Sekretär das Geschenk*) der hohen Frau: ein Etui mit einer silbernen Schreibgarnitur.

---

*) Die Ausführung des Concertes erfolgte im Rahmen des Contractes mit der Ausstellung. Ich hielt dort nur die Matinée ab, das Abendconcert blieb aus. Bei solchen Anlässen teilt der Lord-Kämmerer dem Conseil den Wunsch des Prince of Wales mit.

Noch in derselben Nacht wurde ich und die gesamte Capelle wieder durch einen Extrazug nach South-Kensington zurückgeführt, denn Windsor-Castle liegt eine Bahnstunde weit von der englischen Hauptstadt entfernt.

Das geräumige Schloß, das mehrere Säle und eine enorme Anzahl von Gemächern umfaßt und mit seinen zahllosen kleinen Türmchen und der stattlichen Einfriedungsmauer einer Festung ähnelt, ist reizend auf einem mäßig hohen Bergrücken gelegen und bietet, ohne in seiner Architectur gerade den Anspruch auf Schönheit erheben zu dürfen, einen malerischen Anblick. Man schätzt das Alter des Schlosses auf 800 Jahre. Das Innere desselben ist mit altertümlicher Pracht und dem Luxus der Neuzeit aufs reichste ausgestattet. Insbesondere gewährt der St. Georgs-Rittersaal mit seinem Wandschmuck von 800 Wappenschildern und dem mit meisterhaften Stuckornamenten bedeckten Plafond in der Lichtfülle einer stattlichen Anzahl elektrischer Lampen ein entzückendes Bild. Auf dem Fußboden hat der Hofgärtner auf zahlreichen, unsichtbaren Kautschukplatten Blumenbeete angelegt, deren köstlicher Duft den Saal durchströmt. Meinen besonderen Gefallen riefen die vierzig, auf der fußhohen Orchester-Estrade stehenden Musikpulte hervor. Sie waren das Geschenk eines indischen Fürsten an die Königin und sind so eigenartig geformt, daß die aufgelegten Notenblätter verborgen bleiben und das Auge nur auf den von schönem braunen Holzgrunde sich trefflich abhebenden Goldverzierungen der Pultplatten ruht.

Während des Séjour der Königin im Windsor-Castle ergehen nach Wahl derselben Einladungen an die vornehme Gesellschaft Londons und an die Großen des Landes zu einem zweiwöchentlichen oder einmonatlichen Aufenthalte in dem großartigen Schlosse. Die Auserlesenen sind während dieser Zeit Gäste der Königin und werden, wenn die bestimmte Zeit um ist, von einer nächsten Serie Auserwählter abgelöst, bis endlich die hohe Frau ihren Hofhalt nach dem nicht minder herrlichen Schlosse Balemare verlegt.

Merkwürdig schien mir die Art der Ankündigung einer Musik-Hof-Soirée für die Gäste. In allen Räumen, welche diesen zum Gebrauche und zur geselligen Unterhaltung über-

wiesen sind, wurden 1 bis 1 ½ Schuh lange Annoncen aufgelegt, welche den Namen des Concertirenden, sein Programm, die Stunde des Beginnes und die vorgeschriebene Toilette feststellen.

Neben einem angeregten gesellschaftlichen Leben auf den Schlössern der Königin, berührte das gute Einvernehmen in der königlichen Familie aufs wohltuendste. Die alte Dame sorgte noch immer zärtlich für das Wohl ihrer Söhne und Töchter. Nur in einem Punkte blieb sie unerbittlich streng: keine derselben durfte — einmal verwitwet — sich wieder verheiraten.

Die Anziehung der Ausstellungs-Concerte verlor in ihrem weiteren Verlaufe nichts an Kraft. An Samstagen — an welchen um 1 Uhr mittags die auf den Samstag-Nachmittag und den ganzen Sonntag sich erstreckende Sonntagsfeier beginnt — zählte die Schar der Besucher 37.000 bis 47.000 Köpfe. Als überdies in den Anlagen die erste fontaine lumineuse, die schönste und größte von allen in Europa, in Tätigkeit gesetzt ward, entwickelte sich der Ausstellungs-Garten zu einem Sammel-Platz der vornehmen Welt von London. Man ging nach dem »dinner« nicht in die Oper oder in das Convent-garden-Theater, sondern zog es vor, in großer Toilette*) nach dem Ausstellungs-Park zu fahren und dort im Scheine der 65.000 Glühlampen und unter den Klängen der Musik zu promeniren, einander zu begrüßen, zu plaudern. Am 3. August, dem »bank-holiday« fanden sich zum Abend-Concert 73.000 Personen zum Entrée von einem Shilling ein! Wohl nur in London möglich.

Die Directionen der acht großen Londoner Theater sahen sich durch die Verlegung der Abendreceptions in ihren Einkünften geschädigt und überreichten dem Ehrenpräsidenten der »exhibition for inventions South Kensington 1885« dem Prince of Wales ein Memorandum mit ihren Klagen. Aber sowohl mein als Dan Godefrey's Vertrag war unkündbar und der Lord Präsident bemerkte außerdem den Bittstellern ganz

*) Die Herren in Frack und weißer Cravatte, die Damen trotz einer Temperatur von nur 9° Wärme decolletirt. Das englische Publicum ist — ungeachtet der vielen Gichtleidenden — große Kühle gewohnt.

zutreffend: Ohne die beiden Musikcapellen hätte die Ausstellung sich wohl niemals eines Besuches von durchschnittlich 40.000 Personen erfreuen können.

Es blieb daher alles wie es war, und ich kann mit großer Befriedigung darauf zurückblicken, in diesen zwei Monaten meines Engagements vor $3^1/_2$ Millionen Zuhörern concertirt zu haben.

Dieser bisher bei Weltausstellungen nicht erreichte Erfolg von Musikchören ist durch die Attraction der beiden Musikcapellen (seit den Concerten meines Vaters im Jahre 1838 hatte eben eine Capelle »Strauß« nicht in London concertirt, da mein Bruder Johann bei seinen Concerten in London stets mit Theatercapellen concertirte), teils durch die so nahe Placirung der beiden Orchester-Kioske neben den Ausgangstüren aller Ausstellungs-Säle.

Was mir aber das englische Publicum besonders wert gemacht hat, ist nicht nur der starke Besuch der Concerte, wenn er auch den Beweis für das überaus rege Interesse an meinen Leistungen bedeutet, sondern es ist vor allem das gesunde und feine Verständnis für gute Musik, welches ihm zu eigen ist. Der Engländer liebt Beethoven, Schubert und Meyerbeer, er hört auch die älteren Opern Richard Wagners gern an, während dessen spätere Werke zu meiner Zeit noch keine volle Wirkung ausübten. Dagegen würdigt das englische Publicum einen Meister der Töne nach seinem vollen Verdienst, der den Wienern schon längst als eine abgetane Größe erscheint, das ist Mendelssohn. Mit welchem Beifall wurden in England seine Symphonien, Scherzi, sein Rondo capriccioso, seine Lieder ohne Worte, sein Marcia funebre und die Overturen aufgenommen! Alle diese Werke kennt man in Wien in den populären Concerten fast gar nicht; einzig sein Violinconcert, das läßt man sich von jedem Geiger immer aufs neue vorgeigen — das ist aber auch alles.

Auch die schönen kleinen Concertstücke für Clavier von R. Schumann, von denen ich die hiezu geeignetsten für Orchester arrangirte, haben in London, wie früher schon in Deutschland, die beste Aufnahme gefunden.

Das englische Publicum geizt nicht mit seinem Beifall und feiert seine Lieblinge mit beinahe südlicher Glut, die sonst der ganzen Nation fremd ist. Ich erhielt in den letzten zwei Wochen von Ladies, welche ich weder damals noch je später im Leben gesehen habe, kostbare Cadeaux zugesandt und, als ich einmal aus meinem Wartezimmer die zur Albert Hall führende Treppe, von Applaus und den Cheers der Menge begrüßt, passirte, flog aus Damenhand ein in Papier verwahrter Gegenstand, wie ich natürlich glaubte eine Rose, in den Cylinderhut, den ich in der Hand trug, wofür ich mit einer Verbeugung dankte. Als ich nach beendeter Matinée in der famosen Elsaß-lothringischen Restauration den Tee nahm und das Päckchen von seiner Hülle befreite, leuchtete mir ein mit drei kostbaren Steinen gezierter Ring entgegen, dessen Wert man in Wien auf 4000 Kronen schätzte. Durch Zufall erfuhr ich den Namen der Dame, die täglich meine Matinée besuchte. Ich konnte ihr persönlich danken, habe sie aber dann nie wieder gesehen.

Was ich sonst noch Interessantes in meinen freien Stunden von dem Leben der Großstadt gesehen und kennen gelernt habe, möge hier zum Teil und nur flüchtig berührt sein.

Ein bekannter und vielgenannter Plutocrat und Philantrop von Wien sagte einst zu mir: »Zuerst muß man nach Paris und dann nach London gehen; wer es umgekehrt macht, kann von Paris keinen Eindruck mehr bekommen.« Ich pflichte diesem Ausspruche nach meinen Erfahrungen bei.

Die Londoner Saison erstreckt sich auf die Monate Mai, Juni, Juli und zum Teil auch October und November. An Zerstreuungen und Amusements ist kein Mangel*) und man führt Buch darüber, wie man seine Visiten und die Vergnügungen auf die verschiedenen Tage der Woche verteilt. Man macht oder empfängt Besuche von 1/23 bis 5 Uhr nachmittags. — Der Five o'clock tea hat sich erst 1895 und 1896 entwickelt. —

*) An einem Tag im Juni fanden in »Concerthalls« und Claviersalons 42 Virtuosen- und Gesangs-Concerte statt! In den Monaten Mai, Juni und Juli finden auch die Hofbälle wie eine Anzahl Soirées dansantes statt.

Gegen sechs Uhr fährt man dann in den Hyde-Park. Ich zählte bei einer solchen Wagenpromenade etliche zwanzig herrliche Viererzüge. Die englischen Züge jedoch, die in den Vierzigerjahren in Wien und Paris soviel Aufsehen erregten, sieht man auch in London jetzt nicht mehr. Dagegen ist mir eine Sitte aufgefallen, die sich sonst nirgends, auch nicht im bois de Boulogne, findet. Man fährt nämlich bis zu einer großen Wiese, darauf 3000 bis 4000 Mietstühle, jeder für zwei Penny zu haben, placirt sind.

Auf diesen billigen Stühlen sitzt täglich, von 6 bis 8 Uhr abends die beau monde und das Auge kann sich nicht satt sehen an den herrlichen, kostbaren Toiletten, die von den Damen zur Schau getragen werden, deren jede in ihrer vornehmen, kühlen Schlankheit »für den Schneider geboren« ist, deren jeder die schwere Seidenrobe — und es rauscht nur von solchen — wie angegossen sitzt. Dazu die Gentlemans mit ihren prächtigen Salonröcken, den glanzgebürsteten Cylindern und den tadellosen, einzig hier zu findenden Pantalons (allez, allez, meine Herren Wiener Tailors, diese Pantalons näher zu begucken!). Und nun der Prospect der vorbeifahrenden glänzenden Equipagen, es ist ein unvergeßliches Bild!

So oft ich aber auch nach London im Laufe der Jahre kam, stets fand ich dieses Rendezvous der beau monde an anderem Orte; ich verwunderte mich höchlich darüber, bis mir meine Londoner Freunde des Rätsels Lösung gaben: Sowie nämlich die beau monde Londons merkt, daß sich ihr eine Categorie von Personen zugesellt, welche ihr nicht convenirt, wechselt sie das Rendezvous, d. h. es wird dem Vermieter der Stühle schriftlich intimirt, daß die »Gesellschaft« aus triftigen Gründen einer anderen Wiese den Vorzug geben würde. Das versteht der Mann, mietet eine andere Wiese von der Commune Londons und placirt dort wieder 3000 bis 4000 Stühle, muß aber auf dem alten Platze gegen 1500 Stühle stehen lassen. Die »dii minorum gentium« kommen nun am nächsten Sonntage zu dem vermeintlichen Rendezvous mit der beau monde und sehen sich — kaum etliche hundert Personen — vereinsamt. Die beau monde aber hat wieder zwei bis drei Jahre Ruhe!

Einen geradezu imponirenden Eindruck machte auf mich die in ganz England — wie in Amerika — eingeführte Sonntagsruhe, welche in diesen Ländern eine wirkliche Sonntagsfeier ist, zum Gegensatz von allen anderen Ländern christlicher Confession, in welchen diese Feier nur »Sonntagsruhe« heißt, aber mit obligater Schlemmerei von 11 Uhr an (den bekannten »Frühschoppen-Concerten«). Der Morgen schon beginnt mit einer für eine Stadt, welche jetzt mehr als vier Millionen Einwohner hat, höchst merkwürdigen Ruhe und Leere in den Straßen. Was für den Hausbedarf nötig ist, wird Samstag schon bis 1 Uhr mittags in kleinen Wägelchen von einem Pony gezogen, ins Haus gebracht. Aber sogar gekocht wird an einem Sonntag nichts, da an einem Sonntag das Diner d. h. Déjeuner Dinatoire oder »großer Lunch» auf 1 Uhr festgesetzt ist; um 5 Uhr nimmt man Tee, den ein Stubenmädchen besorgt und servirt. Der Lunch besteht nur aus kalten Speisen; ich habe deshalb absolut keinen mitgemacht, obwohl ich dazu in einem intimen Familien-Cirkel Gelegenheit hatte, aber eine solche Mahlzeit aus lauter Amphibien bestehend (und welche Species! Es haben nur Krokodils und Boa constrictors in Essig und Öl gefehlt!) hätte mir schon damals die »Malaria tropica», die mich leider einige Jahre später ergriff, beschert!)

Um 11 Uhr vormittags beginnt der Gottesdienst in den Kirchen aller christlichen Confessionen. Die vornehme Welt katholischen Glaubens besucht die Kirche »Oratory« des Ordens der »Philippiner« in Brompton Road. An der Stelle der jetzigen herrlichen Kirche stand vor etwa 20 Jahren eine weit kleinere. Die Patrone dieser Kirche, Persönlichkeiten des höchsten Adels Englands, an der Spitze der Herzog von Norfolk, erkannten, daß diese Kirche bei der stetig zunehmenden Verbreitung des Katholicismus in Bälde zu klein sein werde, um nur die Gläubigen aus South-Kensington (ein elegantes Block-Viertel) aufnehmen zu können. So baute denn der Orden aus Spenden der Katholiken Londons, insbesondere des Herzogs von Norfolk, der fünf Millionen österreichische Kronen gewidmet haben soll, die jetzt stehende herrliche Kirche, und zwar so, daß man die alte Kirche behufs Fortdauer des Gottesdienstes stehen ließ und die neue, weit

größere darüber baute, und als diese vollendet war, die alte demolierte. Sie hat nur ein Capitol, aber keinen Turm und demnach keine Glocken. Um einen Sitz in einer Bank im Fond der Kirche oder an den Seiten-Altären auf einem Stuhl zu bekommen, erlegt man an Kassen, welche am Beginn der Bankreihen angebracht sind, 25 Penny und ein Diener weist dann den Sitz in einer Bank an. (So der Gebrauch in allen Kirchen Englands und Amerikas, durch welchen die Cultus-Spesen teilweise hereingebracht werden, da ja der Staat hiezu gar keinen Zuschuß gibt.)

Hier hört man die beste Kirchenmusik, nicht nur von Europa, sondern von der Welt überhaupt, der nur der Kirchenchor im Breslauer Dom unter Leitung des rühmlichst bekannten Domcapellmeisters und königlich preußischen Musikdirectors Max Filke, dessen Kirchencompositionen nun schon in den Kirchen aller Länder cultivirt werden, und vielleicht noch der Chorgesang in der katholischen Cathedrale von Amsterdam unter der Leitung des auch als Componist angesehenen Directors und Operncapellmeisters Viotta gleichkommt.

Eminenz Cardinal Dr. Kopp und das Domcapitel wissen nicht, was sie an Domcapellmeister Filke und an seinem Chor haben. Um zu dieser Erkenntnis zu kommen, mögen sie damit den Kirchenchor des Cölner Doms, den das Ohr nicht ergötzenden Gesang der Knaben und das mühselige Herabsingen des Notenparts vergleichen. Eine Reorganisation dieses Chores würde weit ersprießlicher sein, als die bekannte Unhöflichkeit der beiden Schweizer, eine Einrichtung, welche in ein Gotteshaus nicht gehört. Für die Aufrechterhaltung der Ordnung in der Kirche könnte wohl durch Civilpersonen (in erkenntlicher schwarzer Kleidung) gesorgt werden, wie dies in London der Fall ist. Schon das possenhafte Costüm dieser beiden Schweizer und ihr Gehaben erregt mit Recht das Befremden der fremden Katholiken.

Als ich von London nun nach Wien wieder zurückkehrte, da empfand ich wohl schmerzlich den Unterschied zwischen der warmen Empfänglichkeit und Reconnaissance des Londoner Publicums für edle Musik und der Geschmacksrichtungen, die sich in Wien breit machten. Ein Teil der Wiener hatte nur

mehr Freude an der Musik, wenn sie die Nerven erschütterte, der andere verlegte sich auf den Cultus der »Bardenmusik« aus den unteren Schichten des Volkes.

So setzte ich von da ab meine Concert-Tournéen fort und blieb den ganzen Sommer fern von Wien. Ich bereiste das ganze Deutsche Reich von Ost nach West, von Nord nach Süd und lernte es über alles lieben und schätzen durch die freundliche und beifällige Aufnahme der Leistungen meiner Capelle, sowie auch durch die mich ehrenden Sympathien des Publicums.

Und immer wieder wurde ich hier herzlich begrüßt und empfangen. So kam es, daß ich in Sachsen 18mal, in Preußisch-Schlesien 14mal, in Berlin 21mal, in Cöln 20mal, in Frankfurt a. M. 20mal, in Düsseldorf 14mal, in Crefeld und Cleve 6mal, in Hamburg 16mal und in Stuttgart 4mal war. Meine größte Tournée durch Europa machte ich im Jahre 1889. In einem Zeitraume von fünf Monaten, Mai bis September, ging es durch zehn Ländergebiete: Preußisch-Schlesien, Ostpreußen bis Memel und Tilsit, Centralpreußen, Schleswig-Holstein, von Kiel hinauf bis Rostock, Braunschweig, Hannover, die ganzen Rheinlande, Baden, Württemberg und Bayern. In diesen Ländern wurden 83 Städte besucht. Die Eisenbahnfahrten dieser Tournéen hatten eine Länge von 12.000 Kilometern!

Im Jahre 1890 wurde ich mit meiner Capelle zum ersten Male für eine Tournée durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika (exclusive Californien) engagirt. Mr. Blakely, ein gewesener Unterstaats-Secretär, der, wie dies in Amerika üblich ist, nach einem Präsidenten-Wechsel wieder zu bürgerlicher Tätigkeit zurückkehrte, errichtete in der Mitte der Achtzigerjahre zu Chicago eine Buchdruckerei und ein lithographisches Atelier. Bald darauf gab er eine illustrirte Zeitschrift heraus und brachte diese durch das Engagement ausgezeichneter Schriftsteller und Illustratoren in kurzem auf eine solche Höhe, daß sie ihm großen Gewinn abwarf. Aber als echter Amerikaner beschränkte er sich nicht auf dieses Unternehmen, sondern faßte, nachdem der bekannte Leiter einer Blechharmonie-Musik, Gilmore mit Namen, in New-York großen Erfolg mit seinen, allerdings nur für amerikanische

Ohren berechneten Productionen hatte, den Entschluß, mit diesem eine Tournée durch die Vereinigten Staaten zu machen. Um diesen Productionen noch eine »Decoration« zu geben, engagirte er eine Opernsängerin, die nach meinen Begriffen einst eine Stimme gehabt haben mochte. Auch schien es mir eine bizarre Idee: Eine Opernsängerin von einer Blechharmonie begleiten zu lassen. Kam sie in die hohe Lage, so hörte man nichts mehr von ihr, aber das war ja vielleicht gut und eine schlaue Berechnung des Tournée-Unternehmers!

Mr. Blakely machte denn schon mit dieser Tournée ein Vermögen, nebenher ging das illustrirte Journal und die Druckerei sehr gut. Da kam ihm die Idee, meine Capelle nach Amerika zu bringen, um hier zum ersten Male die Wiener Capelle Strauß einzuführen, denn mein Bruder Johann hatte gelegentlich der Centennarfeier der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika in Boston, Philadelphia und New-York nur eine dortige Capelle dirigirt. Von Nuancirung, von Rhythmik, ja nicht einmal von dem richtigen Tempo konnte da trotz aller erdenklichen Mühe, die er sich gab, nicht die Rede sein.

Blakely reiste mir denn gelegentlich einer Sommer-Tournée in Deutschland nach, um die ersten Pourparlers zu halten und im Princip die Geldfrage festzustellen. Er sandte dann im October eine Vertrauensperson nach Wien, und im November fand die Unterzeichnung des Vertrages statt. Ich sollte 73 Städte besuchen und außer den täglichen Abendconcerten zwei Matinéen in jeder Woche (von 2 bis 4 Uhr nachmittags) geben, in den Sommermonaten jedoch, Juni, Juli und August täglich durch zwei Stunden in einem neu zu eröffnenden Etablissement in New-York concertiren. Diese Concerte verkaufte aber der schlaue Unternehmer an das Directorium des Etablissements selbst und machte dadurch ein sehr gutes Geschäft, denn das Honorar, welches er von der Actiengesellschaft des »Madison Square Garden« erhielt, war weit höher als jenes, welches er mir für diese drei Sommermonate zu zahlen hatte.

Vor dieser Reise mußte Blakely das Engagement meiner Capelle dem »Schatzamte«, d. i. dem amerikanischen Finanzministerium, anmelden.

Nach dem amerikanischen Gesetze hätte ich mit meiner Capelle den amerikanischen Boden nicht betreten können, da ich mit meiner Capelle mit festem Contract von Blakely engagirt war. Eine Ausnahme aber wird gemacht, wenn es sich bei den Productionen eines Orchesters um eine „künstlerische Leistung“ handelt. Um in dieser Beziehung der Entscheidung des Schatzamtes gegenüber dem Wortlaute des vorerwähnten Gesetzes eine Basis werden zu lassen, sammelte Blakely von hervorragenden Künstlern und Künstlerinnen aller Länder eine schriftliche Beurteilung der Leistungen meiner Capelle und der mit den Productionen meiner Capelle verbundenen Repräsentanz eines speciellen Zweiges der Musik. Die eingelaufenen Beurteilungen boten eine hochinteressante Collection der Namen aller Stars der Kunst der Länder: Amerika, England, Frankreich, Deutschland, Italien und Rußland. Ich weiß all diesen Kunstgenossen und Kunstgenossinnen wärmsten Dank für alles Freundliche, was sie über mein Wirken emphatisch zu sagen wußten. Unter ihnen fehlte die unvergeßliche Adelina Patti nicht. Blakely setzte diese Rundfrage bei der internationalen Kunstwelt auch deshalb in Scene, weil die, dreitausend Mitglieder zählende Musiker-Union der großen amerikanischen Städte schriftlichen Protest bei der Regierung gegen die Landung meiner Capelle eingelegt hatte. Die in Amerika ansässigen Deutschen machten darüber die picante Bemerkung: »Die Union-Musiker wollen die Amerikaner nicht hören lassen, wie man eigentlich Walzer spielen soll!«

Einige Monate vor der Zeit meiner Landung erhielt Blakely den Bescheid des Schatzamtes, daß auf meine und meiner Capelle Landung der diesbezügliche Gewerbe-Paragraph keine Anwendung finde und damit hatte sich dieses in solchen Dingen sehr rigorose Land den gleichen Anschauungen der Staatsverwaltungen des Deutschen Reiches, Englands, Rußlands, Scandinaviens und der Schweiz angeschlossen, nur die Behörden meines Vaterlandes waren entgegengesetzter Anschauung, und zwar nachdem ein Referent einer dieser Behörden, welche schon zu öfterenmalen das gerechte Erstaunen der öffentlichen Meinung herausgefordert hat, anderwärts Belehrung darüber eingeholt hatte, ob die

Capelle Strauß einen Zweig musikalisch-künstlerischen Wirkens bilde.

Dieser Referent motivirte danach seine entgegengesetzte Anschauung damit, daß die Leiter dieser Capelle auch bei Bällen dirigirten! Somit waren auch Lanner, Johann Strauß Vater, Johann Strauß Sohn (der durch 26 Jahre bei Bällen dirigirte) und Josef Strauß keine Künstler und nach dieser abstrusen Meinung auch Bilse, Musard, Arban und alle Wiener Componisten von Namen, welche ihre Capellen bei Bällen dirigirten, keine Künstler, sondern Handwerker! Der Orchesterdirigent aber, der nebst der Direction seiner Concerte auch eine Ballmusik dirigirt, entäußert sich seiner künstlerischen Eigenschaft durchaus nicht, wohl eher Operettensänger und Operettensängerinnen, welche einer mit Trivialitäten gepfefferten Operette, und zwar die Sängerin zuweilen in einem die gesittete Gesellschaft verletzenden Costüme, ihre Gesangskunst leihen.

Ob sich die heimische Staatsverwaltung durch dieses famose Referat eine Gloriole geschaffen hat, sei getrost dem Urteile der Öffentlichkeit überlassen. Bekanntlich waren große Künstler, ja Männer unvergänglichen Ruhmes und Glanzes auf dem Gebiete der Tonkunst, über diesen Zweig der heimischen Kunst, wie auch über die Repräsentanz derselben durch diese Capelle anderer Ansicht, und es sei diesbezüglich hier nur auf das Interesse und die Anerkennung der großen Tonheroen, wie hievon im ersten Teile die Rede ist, verwiesen. Gegenüber dem Urteil der maßgebenden Gewalten und der öffentlichen Meinung der oben angeführten Länder kann ich mich über diese heimische Krähwinkliade wohl trösten. Hiebei sei in Erinnerung gebracht, daß schon ein in den Jahren 1835 bis 1840 in Wien gegründeter Tonkünstler-Unterstützungverein Johann Strauß Vater und Josef Lanner die Aufnahme verweigerte, da man sie nicht als »Tonkünstler« betrachten könne! (Sic! Aber Orchestermitglieder!!!)

Im Mai 1890 machte ich denn mit meiner Capelle, aus 42 Musikern und drei Dienern bestehend, mit dem Dampfer »Werra« (Capitain Busius) des Bremer Lloyd die Überfahrt nach Amerika.

Die ersten vier Tage gingen recht gut von statten, aber dann kam der Sturm und mit ihm bei dem größten Teile der ganzen Reisegesellschaft der — Jammer! Nur vier Personen I. Cajüte kamen noch zum Speisen, aber auch das konnte nur unter allen möglichen gymnastischen Künsten und turnerischen Übungen durchgeführt werden. Mich selbst verschonte — wie bei allen acht Seestürmen, die ich überstand — die Seekrankheit, da ich erstens hübsch zu Bette blieb und, was die Hauptsache ist, die Augen beständig mit einem leichten Tuche bedeckt hielt.

Nimmt man während einer Schiffahrt kein Object wahr, so werden Kopf- und Magennerven weniger irritirt. Der Reiz zu Schwindel und Erbrechen ist also wesentlich vermindert. Ich habe auf diese Weise eine Überfahrt von Calais nach Dover (eine allgemein bekannte und sehr gefürchtete stürmische Überfahrt) ohne jede Üblichkeit überstanden, während fast die gesamte Reisegesellschaft ächzte und stöhnte.

Teils durch diesen Sturm, teils durch Nebel, dann wieder durch »bewegte See« (auch ein Geschwindigkeits-Hemmnis), teils wegen der durch hygienische Prophylaxis dringend gebotenen Ausschiffung eines weiblichen Deck-Passagieres in Southampton, verlängerte sich die Dauer der Überfahrt auf neun Tage. Die Ausschiffung traf eine Arbeitersfrau der österreichischen Provinz Galizien, welche, nachdem ihr in Cansas-City (Nord-Amerika) weilender Mann das Geld für die Reise von Galizien nach Cansas-City geschickt hatte, sich mit drei kleinen Kindern, von denen das jüngste 16 Monate zählte, auf die Reise gemacht, in Bremerhaven in einem von Deck-Passagieren frequentirten Hôtel (greuliche Herbergen, diese Hôtels; erstaunlich, daß deutsche Behörden derlei Seuchenherde in ihren damaligen, vielleicht jetzt nicht viel besseren Zuständen bestehen ließen!) übernachtet und offenbar aus diesem Hôtel den Infectionsstoff mit auf das Schiff gebracht hatte. Das 16 Monate alte Kind erkrankte schon am Tage nach der Abfahrt an den Masern. Man denke: Das Schiff beherbergte 1400 Personen, davon 900 Personen Deckpassagiere!

Der Capitain eines noch so großen Schiffes fürchtet — wie die Herren immer sagen — keinen Sturm (wie viele macht er auch während seiner ganzen Schiffs-Officiers-Dienst-

zeit mit!) wohl aber den Nebel und den Ausbruch einer infectiösen Krankheit! In letzterem Falle ist der Schiffs-Capitain Kasern-Commandant und Sanitäts-Inspector und unterliegt in beiden Eigenschaften der vollsten Verantwortung gegenüber den staatlichen Behörden, der Schiffahrts-Compagnie, in deren Diensten er steht, und der Öffentlichkeit. Für den Fall des Ausbruches einer infectiösen Krankheit bestehen bei allen Schiffahrts-Gesellschaften bündige Vorschriften. Des Capitains Aufgabe ist, durch stete Inspicirungen darüber zu wachen, daß diese Vorschriften genauest eingehalten werden. Erwägt man, daß der Capitain die Commando-Brücke doch nicht gänzlich missen kann, so kann man sich in die Situation des Capitains eines von einer Infections-Krankheit heimgesuchten Schiffes denken.

Das erste war denn, die unglückliche Frau mit ihren Kindern strengstens zu isoliren. Eine Isolir-Zelle war wohl vorhanden, mußte aber erst von anderen darin aufbewahrten Schiffs-Utensilien geräumt werden. Lagerstätten, welche nach geleistetem Dienst ins Meer versenkt werden, wurden improvisirt und ein Matrose zu meiner nicht geringen Erheiterung mit einem Ruder von recht massivem Caliber (statt eines Gewehres!) auf »Posten« vor die Türe der Isolir-Zelle gestellt. Es darf sich nämlich niemand der Zelle nähern. Der auf »Posten« stehende Matrose würde jeden mit seinem Ruder (seinem »Mannlicher« in diesem Falle) den Weg lehren! Die Türe der Zelle wird nun nicht mehr geöffnet; die Nahrung für die gesamte internirte Familie reicht eine Stewardess (Dienerin für die Frauen-Abteilung auf den Schiffen) bei einer kleinen Fenster-Öffnung der Türe hinein. Der Arzt aber muß drei-, auch viermal des Tages den kleinen Patienten, wie auch die Zellen-Genossen untersuchen. Merkwürdigerweise blieben die Mutter und die beiden anderen Kinder infectionsfrei! Das Kleine starb aber noch vor Southampton.

Das Schiff hißte, wie in solchen Fällen üblich, die gelbe Flagge. Das Hafen-Capitanat in Southampton sandte nach Wahrnehmung dieses Signales ein Sanitätsboot aus, welches nur mit einem Fährmann und zwei Ruderleuten bemannt war. Am Steamer selbst wurde vordem von den Schiffs-Zimmer-

leuten ein kleiner Sarg gezimmert, und in den Abendstunden bei Einbruch der Dunkelheit ward nun, nachdem der Steamer auf bestimmte Distanz dem Hafen sich genähert hatte, die Ausschiffung der kleinen Leiche und der Mutter mit ihren beiden anderen Kindern vorgenommen. Ich durfte diesem düstern, meinem Gedächtnis nie entschwindenden Act beiwohnen. Man denke eine schöne Mainacht, Mondenschein, um ½10 Uhr abends, auf dem Deck des Schiffes im ganzen acht Personen, der Capitain, der erste Officier, der Arzt, vier Matrosen an der Rampe und meine Wenigkeit. Keiner von uns allen sprach ein Wort. Als das Sanitätsboot dem Schiffskörper ganz nahe angelegt hatte, kletterten zwei Matrosen über eine Strickleiter auf das Sanitätsboot, die beiden Matrosen am Steamer ließen zuerst den kleinen Sarg an Seilen herniedergleiten, dann wurde die Mutter von einem Matrosen über die Strickleiter auf das Boot geleitet, und endlich die beiden anderen Kinder von den Matrosen hinabgetragen. Der Sarg wurde an das äußerste Schiffsende des Bootes gestellt und die in Schmerz aufgelöste Mutter mit den zwei Kindern, von welchen sie das zweieinhalbjährige in den Armen mit Tüchern umschlungen hielt, auf das Deck in der Mitte des Bootes placirt. Da saß die Ärmste, vor wenigen Tagen noch von Freude beseelt, ihren kleinen Familienkreis in zwei Wochen nach langer Zeit wieder vereinigt zu sehen, da ereilt sie des Schicksals Tücke — ihr jüngstes Kind wird ihr entrissen! Von Schmerz durchwühlt, muß sie noch zwei Wochen reisen. Ihres Mannes ansichtig, mächtig bewegt, muß sie ihm nun, auf die beiden Kinder deutend, sagen: »Wir sind nur mehr unser drei!«

Die beiden ersten Matrosen erkletterten wieder den Steamer, das Boot stieß ab, die Wellen rauschten stiller denn sonst — das Leichenbegängnis am Meere, ohne Sang und Klang, ohne jede Ceremonie, war zu Ende! — Ich schloß in dieser Nacht kein Auge vor Ergriffenheit über diese schauerliche Scene am Meere, denn ich brachte sie nicht aus dem Sinn!

Nun mußten alle Zwischendecks-Passagiere vorschriftsmäßig geimpft werden. Man denke: 900 Personen zu impfen und nur ein Arzt! Kann das General-Directorium für 1400 Passa-

giere nicht zwei Ärzte beordern? — Mit Lymphe war der Arzt genügend versehen, die Apotheke und das ärztliche Atelier werden ja immer nach der Passagier-Zahl versorgt. Aber die physische Leistung: 900 Menschen zu impfen! Da er aus unseren Unterhaltungen wußte, daß ich so ein emeritirter »Spitalbruder« sei, ersuchte er mich, eine Anzahl der zu Impfenden zu übernehmen. Doch die Erwägung, daß ich durch acht Monate in der »neuen Welt« eine große Aufgabe zu lösen habe, und ich, sowohl im Interesse meines Namens, wie auch meiner Person wegen der in Aussicht stehenden Altersversorgung die Erfüllung meiner Verpflichtung, eines Samariterdienstes wegen diese Aufgabe nicht in Frage stellen dürfe, bewogen mich, seine Bitte abzulehnen. Der Arzt würdigte mein Bedenken vollkommen. Doch nach der dreihundertsten Impfung versagte ihm die Sicherheit der Hand derart, daß aus dem Impfungspunkt zwei Centimeter lange Risse wurden. Einige Tage darauf konnte nur ich diese eiternden Wunden ansehen, kein Schiffs-Officier und kein Matrose!

Nun kamen aber noch sehr aufregende Momente. Das Schiff mußte, um des infectiösen Krankheitsfalles willen, unter »gelber Flagge« weiterfahren und vor Hobocken (einer kleinen Schiffsstation vor New-York) auf offener See halten. Das Sanitäts-Schiff kam mit dem amerikanischen Inspections-Arzt aus dem kleinen Hafen herausgefahren, und steuerte an den Steamer heran. Sämtliche Passagiere wurden nun von dem amerikanischen Arzt einer Untersuchung unterzogen, welche darin bestand, daß jeder Passagier vor dem Arzt zu passiren und einen Moment stehen zu bleiben hatte, wobei ihm der Arzt das Haupthaar aus der Stirne strich. (Bekanntlich entwickeln sich in der Regel die Pusteln der Masern zeitlich auf der Stirn.) Er warf dann noch einen Blick auf die Gesichtsfarbe, und ließ den Passagier je nach Befund weitergehen oder an der Seite verweilen. Durch Gesichtsfarbe oder besondere Schwäche Verdächtige unterzog er dann einer eingehenderen Untersuchung. Glücklicherweise wurde kein Passagier von den 1400 Personen für »verdächtig« befunden und das Schiff erhielt von dem Arzt die Erlaubnis, in New-York zu landen, was auch glücklich noch vor halb

fünf Uhr amerikanischer Zeitrechnung bewerkstelligt wurde, da nach fünf Uhr nicht mehr gelandet werden darf. Welche Aufregung ich und der Agent Blakelys (der nicht an Bord kommen durfte, sondern den ganzen Vorgang nur von Hobocken aus mit dem Fernglas beobachten konnte) durchmachten, kann ich nicht schildern; denn wäre dem Schiffe eine vierzehntägige Quarantaine auferlegt worden, so hätten Blakely und ich ein ansehnliches Capital verloren!

Die Tournée in Amerika dauerte vom 22. Mai bis 6. December 1890 und erstreckte sich auf 73 Städte.

Das erste Concert auf amerikanischem Boden fand in Boston statt. Die Aufnahme war ungemein freundlich.

Die musikliebendste Stadt der Welt — kann man sagen — ist und bleibt Boston! Es hat eine große, vorzüglich akustische Musikhalle mit einem Fassungsraum von mehr als 2000 Personen, im Parterre und auf den Galerien. Die Stadt unterhält ein großes Sinfonie-Orchester, welches schon durch Jahre unter der Leitung des auch in Wien rühmlichst bekannten Herrn Gericke steht. Eine ansehnliche Zahl Wiener Musiker, auch ehemalige Conservatoristen, sind in dieser Capelle engagirt. Die Capelle unternimmt auch Concertreisen in Amerika. Und trotzdem über diese Stadt eine wahre Sintflut von Virtuosen-, Gesangs- und Orchesterconcerten hereinbricht, hatte das Publicum dieser schönen Stadt noch Zeit und Geld, zu meinen Concerten (Matinées und Abendconcerten) durch acht Tage in Scharen herbeizueilen und soviel Beifall zu spenden, daß aus einem Programm von zwölf Nummern 27 (!) wurden.

Alle acht Concerte und die zwei Matinéen waren ausverkauft. Welche Schichten der Bevölkerung Bostons für Musik und speciell für orchestrale Productionen eingenommen sind, mag der Umstand beweisen, daß an einem Sonnabend, an welchem Tage in Amerika von 1 Uhr mittags alle Geschäfte und Bureaux geschlossen werden, auf den Galerien Commis, Comptoiristen, Verkaufsfräuleins und sonstige junge Leute in bescheidenen Stellungen in großer Anzahl zu sehen waren, eine Erscheinung, welche man nicht in vielen Ländern antrifft.

Von Boston aus ging es nun auf die Tournée.

Die Südstaaten zu bereisen (das sind die Städte der einstigen Conföderation, welche in diesen Ländern noch heute zu fühlen ist), nahm der überaus kluge und mit den Verkehrsverhältnissen weit besser als andere Impressarii von Namen vertraute Blakely wohlweislich Abstand. Er hielt sich an das Centrum und den Westen der Vereinigten Staaten. Für Britisch-Canada, wovon er sich nicht zu viel versprach, verkaufte er den ganzen Concertcyclus gegen eine fixe Summe an einen Sub-Unternehmer und machte damit eine schöne Profit-Recette. Aber auch der Sub-Unternehmer hätte ein sehr gutes Geschäft gemacht, wenn er nicht so exorbitante Preise von 2 Dollars 50 Cent, 3 und 4 Dollars gemacht hätte, Preise. welche für das dortige Publicum zu hoch waren. Er reducirte später wohl die Preise, aber das »große Geschäft« war schon verdorben.

Das Gros der Bevölkerung besteht dort aus Industriellen und Agronomen. Sehr interessant war für mich, daß in Montreal, der Hauptstadt von Britisch-Canada, 150.000 Franzosen wohnen, welche auch zwei große Tagesblätter haben. Wer mit einem Theater- oder Concert-Unternehmen Geschäfte machen will, muß nicht nur in den amerikanischen, sondern muß auch in den französischen Blättern inseriren, sonst strikt eine der beiden Bevölkerungs-Categorien. In Montreal gibt es auch sehr viele katholische Gotteshäuser, und hört man des Tages über ebensoviel Glockengeläute wie im lieblichen Fulda (in Deutschland). Das erste Hôtel dort ist großartig; man speist vortrefflich, erhält vorzügliche deutsche Weine, und wohnt in fürstlichen Gemächern zu mäßigeren Preisen als in New-York, Chicago und Philadelphia. Die Parlaments- und Regierungsgebäude sind eine sehenswerte Pracht.

Wer von dem Centrum oder Westen der Vereinigten Staaten nach Montreal kommt, glaubt sich in einen anderen Weltteil versetzt, so ganz verschieden und dem Fremden wohltuend sind die Umgangsformen. In politischen Dingen weichen die Anschauungen von jenen des Mutterlandes, des britischen Reiches, weit ab und es darf gar nicht wundernehmen, wenn sich bezüglich der Staatsform neuestens centrifugale Tendenzen in Canada breit machen.

Nach durchgeführter Frühjahrs-Tournée begann der drei Monate dauernde Concert-Cyclus im neuerbauten Etablissement »Madison Square Garden« in New-York (vis-à-vis der Fifth-Avenue).

Es war die unangenehmste Zeit meines Wirkens in Amerika. Das Etablissement — ein Saal in Ronde-Form mit Parterre und Galerien: Fassungsraum 16.000 Personen! In diesem colossalen Raum sollte ein Streichorchester von 42 Musikern concertiren! Um nur einigermaßen das Verhallen der Tonwellen zu hindern, ließ ich ober der runden Orchesterestrade einen großen Schalltrichter aus hartem Holz anbringen, doch so hoch, daß das Galerie-Publicum die Capelle noch sehen konnte; während vordem die Resonanz der Streichinstrumente eine sehr schlechte war, bot nunmehr die Capelle ein polyphones Ensemble ohne Vordringen der Blechinstrumente. Das kleine physikalische Experiment glückte. Ebenso wie in der Albert-Hall, riefen allerdings die Trompeten, Posaunen und die Schlaginstrumente auch dann noch bei einem Besuche unter 4000 Personen ein unangenehmes Echo hervor, das aber bei mehr als 4000 Personen (und so viele waren und zumeist darüber) verschwand. Beim ersten Concerte waren 10.000 Personen, beim hundersten 8600.

Während dieses Aufenthaltes in New-York passirte mir eines Tages das Malheur, vom Sonnenstich getroffen zu werden. Unmittelbar nach einem guten und reichlichen Diner, welches naturgemäß vermehrte Blutcirculation zur Folge hatte, promenirte ich langsam zu meinem Hôtel und blieb dabei vor den Schaufenstern der Damen-Confectionäre stehen, um da die herrlichen Lyoner Seidenstoffe (für ein Kleid bis zu 1400 und 1800 Kronen!) zu bewundern, ohne daß ich merkte, daß mir die Sonnenstrahlen gerade das Genick beschienen. Etwa eine halbe Stunde mochte so vergangen sein, da — schon in der Gasse meines Hôtels — verlor ich plötzlich das Sehvermögen und zugleich trat ein heftiger Schwindel ein. Ich mußte mich mit der linken Hand an die Häuser stützen, während ich mit dem Stock in der rechten Hand das Äquilibrium zu bewahren trachtete. Mühselig schleppte ich mich bis zum Seiteneingang meines Hôtels; ein Passant (ein ehrlicher Mensch, denn ein »mitleidiger« Gauner hätte mich aus-

rauben können, ohne daß ich es gemerkt hätte) half mir über die Stiege. Ich konnte noch nach dem Kellner schellen, der meine beiden Diener rief. Ich befahl ihnen mit geschlossenen Augen, zwei Eiskübel herbeizuschaffen, ließ mich zu Bette bringen, die Kopfkissen durch Unterlagen erhöht. Mit vieler Mühe formte ich mir (stets liegend) eine »Eishaube«; die Diener mußten alle halbe Stunde diese neuerlich in Eis kühlen. Dann nahm ich viermal des Tages 30 Tropfen Tinct. Chin. compos. und zur Nahrung nur abgekochte, aber dann sehr abgekühlte Milch. Die erste Nacht war wegen der stetigen Schwindelanfälle qualvoll. Am zweiten Tage fühlte ich mich besser, am dritten wurde ich schwindelfrei, am vierten konnte ich das Bett verlassen, nur war mir der Kopf von den starken Blutcongestionen sehr schwer. Am fünften Tage konnte ich in das Concert-Etablissement fahren und wieder dirigiren, doch mit dem Antlitz stets gegen den Fond des Orchesters gewendet und mit geschlossenen Augen, denn sowie man ein Object wahrnimmt, treten sofort Schwindelanfälle auf (ähnlich wie bei der Seekrankheit). Selbstverständlich mußte ich das ganze Programm auswendig dirigiren, mitgeigen konnte ich bei den Tanzpiècen nicht, aber dies ist und war ja auch sonst unter uns drei Brüdern stets üblich. Mit großer Genugtuung constatirte ich, der »emeritirte Lazarettgehilfe«, die Heilung vom Sonnenstich!

Im weiteren Verlaufe dieser von vielen Entbehrungen und Mühseligkeiten begleiteten Reise überstand ich noch eine zwei Wochen andauernde Rippenfellentzündung (dies war die erste!).

Während dieser Reise kam vor, daß in Städten, in welchen kein gutes Hôtel anzutreffen war (was der Amerikaner Blakely selbst wußte), ich, Blakely, dessen Tochter, die Correspondentin, der Secretär und meine beiden Diener im Car (Eisenbahn-Salonwagen) übernachten mußten. Für solche Fälle wurde von der Eisenbahn-Gesellschaft ein guter französischer Koch beigestellt (denn mit einem amerikanischen oder englischen wäre man vom Regen in die Traufe gekommen!). In Omaha, der letzten Stadt vor Californien, ging mir mein Livrée-Diener in voller Livrée durch. Er war verheiratet, ließ einen Brief an seine Frau auf dem Tische in

seinem Zimmer liegen, welchen zu eröffnen die amerikanische Sicherheitsbehörde mich anwies. Ich las nun in diesem Schreiben an seine Frau, daß ihm das Leben in Amerika so gefalle, daß er sie »mit Bedauern«(!) verlassen müsse. Er habe Aussicht gehabt, in Wien bei einem Erzherzog in Dienst zu treten, aber, so schrieb er, »so gut wie hier, kann es mir in Wien nicht einmal bei einem Erzherzog gehen, denn auch dort bekommt man nicht so viel zu essen, wie hier jedermann, auch der Dienende bekommt!!! Wenn es mir gut geht, so lasse ich Dich nachkommen.« Sie kann auf dieses Nachkommen noch heute warten! Das »Gutgehen« war dahin zu verstehen, daß dieser Genußmensch schon am Schiffe viermal des Tages eine »Mahlzeit« bekam. Um 50 Cent = 2 Kronen 46 Heller, bekommt eben jeder Arbeitsmann in Amerika so viel gutes Fleisch, daß er hievon mit Frau und Kind viermal des Tages ein Fleischgericht haben kann. Hiebei ist aber in Betracht zu ziehen, daß 50 Cent ein sehr bescheidener Teil des amerikanischen Arbeitslohnes sind. Der Arbeiter ist eben in Amerika nicht schlecht gezahlt. Manuelle Fertigkeiten werden besser bezahlt als schriftstellerische Tätigkeit! Dies hat während meines Aufenthaltes ein in Deutschland bekannter Schriftsteller erfahren müssen, der mit seiner Frau in die neue Welt gekommen war, um seine Lage zu verbessern. Nachdem er drei bis vier Monate lang vergeblich um eine Anstellung sich bemüht hatte, stürzte er sich schließlich mit seiner Frau über eine Brücke in einen reißenden Strom und fand so ein schreckliches Ende.

Dagegen wird Fertigkeit im Zeichnen ganz außerordentlich honorirt. Ich erinnere mich, den Figurenzeichner eines großen, weitverbreiteten illustrirten Journals kennen gelernt zu haben, welcher einst in einer europäischen Armee Offizier war, den Dienst quittiren mußte, und sein Glück drüben suchte. Er verstand sich vortrefflich auf das Figurenzeichnen, stellte diese Fertigkeit in den Dienst eines kleinen Journals, die Redaction eines großen Blattes wurde auf sein Talent aufmerksam und machte ihm einen Antrag, und von 3000 Dollars war er schnell auf ein Gehalt von jährlich 10.000 Dollars avancirt!

Die Tournée wickelte sich dann weiter ab. In den großen Städten gab es gute Hôtels, natürlich fast durch-

gehends »Wolkenkratzer«, in den kleineren Städten aber elende Hôtels. Auch eine »Landplage» gibt es in Amerika, und zwar die unter dem Namen »Küchenschaben« bekannten schwarzen Käfer, welche sich in der neuen Welt einer größeren Länge und Kühnheit erfreuen, denn sie erscheinen ungenirt im splendid ausgestatteten Speisesaal. Das Überhandnehmen dieser Species in den Wohngemächern der Hôtels läßt sich dadurch erklären, daß jeder Passagier neben seinem Wohngemach ein Badecabinet hat. Die ständige Feuchtigkeit, welche sich da durch die in den Mauern angebrachten Wasserleitungsrohre, wie auch im Baderaum selbst entwickelt, begünstigt die enorme Verbreitung dieser Käfer. In vielen Hôtels mußte ich zur Nachtszeit die Tür zum Badecabinet mit zahlreichen Handtüchern oben, an den Seiten und unten mit Teppichen verstopfen, um mich vor ihnen zu bewahren. Außer dieser Species treten noch im Frühjahr und und im Sommer die kleinen Ameisen in Mengen auf. Nicht ein Stück Biscuit oder eine Macaronbäckerei kann man auf seinem Zimmer bis abends zum Souper aufbewahren, denn sofort wittert es eine und sagt es der anderen: »Du, hier gibt es gutes, süßes Biscuit,« und gegen 6 bis 7 Uhr kommen sie dann zu Tausend und Tausenden, ganze Generationen (aber nur englisch sprechend!!) und finden den Ort, wo das Biscuit aufbewahrt ist und läge es auch hoch oben auf einer Chiffonnière. Und die zarten »Symbole des Fleißes« haben einen sehr weiten Weg zu machen, denn sie kommen beim Fenster herein! Aber die Base sagt es dem Ohm, dieser der Muhme, die Muhme der Nichte, die Nichte der Cousine, diese ihrer Mutter und diese wieder der Großmutter und nun wird aufgebrochen in Familien!

In Chicago lernte ich 47° Celsius Hitze, auf der Rückfahrt auf der See 13½° Kälte kennen!

In New-York waren durch sechs Wochen täglich 38 bis 45° Hitze. Es fielen täglich auf der Straße 10 bis 12 Pferde und 8 bis 10 Menschen, vom Hitzschlag getroffen, um.

Am Schlusse der Tournée gab es noch eine große Differenz pecuniärer Natur mit Mr. Blakely. Doch da es, ob der Langwierigkeit und anderer »Fährlichkeiten» ein Wahnsinn gewesen wäre, in Amerika einen Civilproceß anzu-

strengen, so proponirte ich einen Schiedsrichterspruch und beide Teile sollten sich über die Wahl eines Schiedsrichters einigen. Die Wahl fiel aus wärmster Hochschätzung auf einen weltberühmten Mann, auf Mr. Steinway. Dieser nahm das Amt an und entschied bei der Klarheit der diesbezüglichen Vertrags-Bestimmung, in der von Mr. Blakely aufgeworfenen Frage zu meinen Gunsten. Der strittige Betrag belief sich nur auf einige 100 Dollars.

Am 8. December verließ ich nach achtmonatlichem Aufenthalte die neue Welt, und langte am 18. December in Bremerhaven und am 19. December in Wien an. Mein Vermögensstand war durch diese Reise bedeutend vermehrt worden. Gewiß erwirbt man in Amerika, wenn die Leistung den Beifall der Allgemeinheit findet, viel schneller ein Vermögen, als in Europa, dafür ist aber auch die physische Anstrengung durch die langen Reisen und die wiederholte Entbehrung guter Nahrung, eine ungleich größere. Die meisten Reisen von einer Stadt zur anderen dauerten 10 bis 11 Stunden, ja mitunter 16 bis 17 Stunden und da muß die Nacht nach einem Concert zur Reise benützt werden. Das Concert selbst währt wohl nur zwei Stunden, eine Matinée ein und eine halbe Stunde; Restauration ist eben nirgends bei diesen Concerten, von welchen die meisten derselben im Theater stattfinden.

In den Jahren 1891, 1892 und 1893 fanden die Sommer-Tournées ihre Fortsetzung und waren alle von glänzendem Erfolge begleitet.

Im Sommer 1894 wurde ich mit meiner Kapelle von dem Besitzer eines großen Vergnügungs-Locales für den ganzen Sommer nach St. Petersburg engagirt.

Auf der Reise dahin erlebte ich ein kleines Beispiel von der unglaublichen Bestechlichkeit des russischen Beamtentums. In Warschau mußte meine Capelle mit Droschken vom Wiener-Bahnhofe nach dem Warschau—Petersburg-Bahnhofe überführt werden, ebenso per Achse die Instrumente und das Gepäck. Am Warschau—Petersburg-Bahnhofe harrten jedoch schon 2000 Personen aus dem bescheidenen Mittelstand, um eine fromme Wallfahrt anzutreten. Hätte meine Capelle nicht mit dem Mittagszuge weiterreisen können, so

wäre sie um einen halben Tag später als vereinbart in St. Petersburg eingetroffen. Dies wußte der mit der Weiterbeförderung der Capelle in Warschau betraute Agent und in seiner Not kam er auf das ihm bekannte, zweckentsprechende Mittel: er wandte sich an den Journal habenden Verkehrsbeamten, negociirte sans gêne mit demselben und gegen acht Rubel ließ dieser meine Capelle einsteigen, während etliche vierzig Personen der Wallfahrts-Gesellschaft unter Fluchen und Heulen auf den nächsten Zug warten mußten und dann in ihrem Wallfahrtsorte um acht Stunden später anlangten als sie durch ihr rechtzeitiges Erscheinen am Bahnhofe berechtigt gewesen wären. Und diese prompte Abfahrt meiner Capelle kostete acht Rubel!

Für meine Productionen war ein Saal gebaut, in dem Logen zu 10 Rubel und nummerirte Sitze zu 2 bis $2^1/_2$ Rubel angebracht waren. Obgleich dieses Etablissement erst sehr kurze Zeit bestand und also noch nicht sehr bekannt war, machte der Eigentümer durch die Anzeige meiner Concerte doch sehr gute Geschäfte, da sich zu denselben auf das Zeugnis der Presse hin, daß es wirklich die Wiener Capelle Strauß sei und daß ich wirklich selbst dirigiren werde, die gute »Gesellschaft», das diplomatische Corps und die Hofgesellschaft einfand. Der Eigentümer dieses Etablissements war ein Hofrat. Wenn auch diese Branche in Rußland nicht äquiparirend mit der eines Hofrates in Österreich ist, so ist dieser russische Hofrat doch immer noch ein höherer Staatsbeamter und einem solchen erlaubt die Regierung, nebenbei ein Vergnügungs-Local zu leiten, bei welchem er sich allen polizeilichen Verordnungen unterwerfen muß!

Über die Aufnahme meiner Productionen in Petersburg auch gelegentlich dieses Concert-Cyclus kann ich nur das Beste sagen. Der bessere Mittelstand des russischen Publicums ist mit der deutschen musikalischen Literatur sehr vertraut und sind ihm Mozarts, Beethovens, Mendelssohns, Schumanns, Schuberts, Richard Wagners, Johann Sebastian Bachs Werke wohl bekannt. Die orchestrale Vorführung obgenannter Werke wurde mit lebhaftestem Beifall aufgenommen, ebenso wie die Compositionen meines Vaters, meiner Brüder, meiner eigenen Person und jene Josef Lanners.

Durch meinen Aufenthalt in St. Petersburg in den Jahren 1865 und 1894 gewann ich Einblick in die russische musikalische Literatur und erwärmte ich mich für die Compositionen Glinkas, Rubinsteins, Borodins, Werstofskys, Tschaikowskys und anderer russischer Componisten so sehr, daß ich in meinen Concerten im Musikvereins-Saal Werke dieser Meister zur Aufführung brachte.

Ich arbeitete eine Paraphrase für Violin-Solo und Orgel über das Lied russischer Arbeiter: »El Uchnem«. Wie ist dieses Volkslied schwermütig! Welch tiefempfundener Gesang! Eine Neuheit für das dortige Publicum waren die in meinen Concert-Programmen eingestreuten »Streichquartett - Piècen mit Harfe«, Arrangements von Liedern und Concertpiècen von Mozart, Schumann, Joh. Seb. Bach, Schubert, Mendelssohn etc., welche so beliebt wurden, daß sie stets da capo gespielt werden mußten.

Ich traf damals Rußland in politischer Hinsicht schon in anderen Verhältnissen als seinerzeit im Jahre 1865. Allerorten wütete der Nihilismus. Die meisten Hausmeister standen im Dienste der Polizei. Wenn durch die Tätigkeit eines Gorodowoy oder eines Hausmeisters ein »guter Fang« gemacht wurde, also die Festnahme eines politisch Compromittirten gelang, erhielten gewöhnlich beide eine Geldbelohnung, deren Höhe je nach dem Grade der Schwere der Beschuldigung des politischen »Verbrechers« bemessen wurde und von 25 bis zu 200 Rubel stieg. Diesen Maßregeln ist zum größten Teile die Niederwerfung des Nihilismus zuzuschreiben, da die Anhänger desselben keinen Schlupfwinkel mehr finden konnten.

Im Frühjahr 1894 war in Petersburg, und zwar im Centrum des Stadtverkehrs, am Newsky-Prospect, die asiatische Cholera ausgebrochen. Die Seuche schwankte einige Wochen hindurch zwischen Ab- und Zunahme. Durch den Genuß einer Bratensauce, welcher Trüffel beigegeben waren, von denen eine wohl ungenießbar gewesen sein mochte, wurde auch ich von der Cholera befallen. Der ganze Krankheitsprocess, bei welchem Nervenkrämpfe eine Hauptrolle spielen, dauerte nur fünf Tage. Nach sieben Tagen konnte ich wieder dirigiren, allerdings ohne zu geigen und mit dem Publicum zugewandtem Rücken, da meine Gesichtsfarbe eine erdfahle war. Von der

Capelle war niemand erkrankt. Als Consequenzen dieser Krankheit stellten sich Schwindelanfälle ein, an denen ich ein halbes Jahr litt. Und eine andere Folge blieb nicht aus, am Scheitel lichteten sich die Kopfhaare.

Der Concert-Cyclus in Petersburg währte von Mai bis Ende August. Zu meinem Gelde konnte ich aber trotz der glänzenden Einnahmen nur durch die Intervention des Stadthauptmannes General-Lieutenant von Wahl kommen, da der Besitzer des Etablissements sich in schlechten Verhältnissen befand.

General-Lieutenant von Wahl war ein sehr gebildeter Mann von concilianten Umgangsformen. Er sprach geläufig deutsch (als Finnländer), französisch, englisch und polnisch. Damals war er die Zuflucht aller Fremden, welche durch die unglaubliche Willkürherrschaft der Polizei bedrängt wurden, und wenn das Recht auf Seite des Fremden war, erlangte dieser dasselbe nur durch den Stadthauptmann von Wahl.

Ich weiß nicht, warum diesem Mann in Zeitungsberichten so Grausiges über seine Härte gegen politisch Compromittirte nachgesagt wurde; ich weiß nur, daß mich die fremden sowie vaterländischen Diplomaten versicherten, daß er die Zuflucht aller von der russischen Gewalt-Polizei verfolgten Fremden war, welche er auch in den meisten Fällen, wo nicht eben Anlaß zur Vorsicht geboten war, aus ihrer Bedrängnis befreite. Auch meine vaterländischen Missionen wiesen mich an ihn, denn keine fremdländische Mission will sich in diesem Lande zu einer diplomatischen Intervention verstehen und ich kann diese Vorsicht und Enthaltsamkeit nur billigen, denn »quoi faire«, wie der Franzose sagt, wenn die diplomatische Intervention keine günstige Erledigung findet? Einer Privat-Angelegenheit wegen etwa eine »Spannung« in den Beziehungen der betreffenden Länder eintreten zu lassen, oder noch mehr? Weit klüger war es, die Missionen pflogen mit Gewandtheit stets freundliche Beziehungen zu dem allgewaltigen Stadthauptmann und die Connationalen kamen dabei gut weg.

Allerdings konnte ich diese Intervention nicht immer in Anspruch nehmen. Als ich einem Mitgliede meiner Capelle auf Grund der contractlichen Bestimmungen einmal wegen

ungebührlichen Benehmens auf dem Orchester eine finanzielle Ordnungsstrafe dictirte, gelang es diesem durch den ihm befreundeten Secretär des Locales, den Czasnipristaw, für sich zu gewinnen und dieser sagte mir eines Tages nach dem Concerte, daß er nicht zugeben könne, daß ich einem Mitgliede meiner Capelle einen Abzug vom »Lohne« mache (wie socialdemocratisch auf einmal, wenn es diesem Gewaltmenschen paßt!). Als ich auf das mir nach den Contract-Bestimmungen zustehende Recht hinwies, entgegnete der Asiate dreist: »Ja, jetzt sind Sie aber in Rußland und da kümmert uns Ihr in Österreich geschlossener Contract nicht.« Der General-Consul riet mir, diese Sache auf sich beruhen zu lassen, um den General-Lieutenant von Wahl durch oftmaliges Ansuchen um Intervention nicht verdrießlich zu machen. Ich sah denn von der Einhebung dieses Pönales in St. Petersburg ab, hob aber dasselbe nach der Ankunft in Wien ein.

Während dieses Engagements in St. Petersburg veranstaltete die »Gesellschaft für die durch Navigations-Unfälle Verunglückte«, ein Festconcert meiner Capelle zum Besten ihres Fonds. Zu demselben waren von dem Directorium, welches aus hochstehenden Persönlichkeiten bestand, auch Einladungen an die Mitglieder der kaiserlichen Familie wie an die aristocratische Gesellschaft ergangen. Dieser leisteten vierzehn Mitglieder der kaiserlichen Familie Folge. Die Auffahrt vor dem Concertsaale, welcher in einiger Entfernung vom herrlichen kaiserlichen Palais im Garten desselben stand, war glänzend. Doch war ich nicht wenig erstaunt, daß die Pferde für die zierlichen Hofwagen (durchgehends sehr nett gebaute Phaethons) nicht Eigentum der Großfürsten und Großfürstinnen sind, sondern daß ein Pferdehändler diese gegen eine fixe Summe beistellt. Der Istwornik ist in russischem National-Costüm, der Büchsenspanner hat wohl die Stülppantalons, ist aber im übrigen wie ein Büchsenspanner livrirt. Die Großfürstinnen saßen in der ersten Reihe der für den Hof reservirten Sitze. Gegen Schluß des Concertes in welchem die aristocratische Gesellschaft reichlich Beifall spendete und Zugaben verlangte, sandte eine Großfürstin, eine ehemalige deutsche Prinzessin, die Protectorin dieses Con-

certes, eine russische Gräfin, zu mir und ließ mir ihre Wünsche kundgeben. Soweit diese einen Walzer oder eine Polka betrafen, entsprach ich denselben. (Eine Composition von Beethoven, Schumann, Schubert, Mendelssohn oder von Wagner begehrte diese »russificirte« deutsche Prinzessin nicht.) Als diese kaiserliche Hoheit aber einen vulgären Marsch verlangte, sagte ich der Gräfin trocken: »Dies ist keine Schützen- Turner- oder Feuerwehr-Capelle« und wandte ihr den Rücken. Ich hörte sie noch rufen: »Monsieur Strauß!«, aber ich rief der Capelle zu: »Abtreten!« — und, wie gewöhnlich, war im Nu die Orchester-Tribüne leer.

Kurz vor meiner Abreise von Rußland erhielt ich von hoher Amtsstelle die Erlaubnis, das Sterbezimmer des durch die Bomben der Sofie Perowskaja und deren Consorten ums Leben gekommenen Kaisers Alexander II. im Winterpalais besehen zu dürfen. Im Sterbebett war die Matratze bloßgelegt. Auf dieser sah man in der Mitte einen großen Blutfleck. Bekanntlich wurden dem unglücklichen Monarchen beide Füße knapp vom Leibe durch die Explosion der Bombe zerrissen und gegenüber dieser entsetzlichen Verwundung, der Bloßiegung aller Gefäße der Oberbeine, versagte die Kunst der Ärzte. Sie konnten die Blutung nicht mehr stillen. Bevor der von der Bombe zertrümmerte Wagen durch einen anderen Wagen ersetzt und der so Schwerverwundete von der Stelle des Attentates nach dem Winterpalast geschafft werden konnte, war er dem heftigen Blutverlust erlegen.

Sehr interessant war für mich das Arbeitszimmer des Kaisers. Der Schreibtisch war ganz nach meinem Geschmack adjustirt. Da gab es gewöhnliche Bleifedern, dann Blau- und Rotstifte, Stahlfeder-Halter, Radier-Gummi und einige Papier-Bogen in Quartformat. Aber eine Eigentümlichkeit des Monarchen fiel mir auf: auf allen Möbeln, dem Schreibtische, den kleinen Tischen, dem Wäsche-, dem Nachtkasten, überall lag ein größeres Sacktuch aus Leinen-Battist für den Hausgebrauch. Er führte nämlich gewohnheitsmäßig kein Sacktuch bei sich; darum mußte auch in seinem Wagen in einer zur rechten Seite angebrachten Tasche ein Sacktuch liegen.

Im Jahre 1895 wurde ich zum zweiten Male auf drei Monate nach London, und zwar für das »Imperial-Institute« engagirt.

Der Garten des »Imperial-Institute« war ursprünglich ein Hof in Form eines länglichen Viereckes, eingerahmt von turmhohen roten Ziegelmauern gewesen. Dieser Hof wurde in einen sogenannten englischen Garten mit Blumenbeeten und niederem Gesträuch umgewandelt. An den Mauern wurden tausende und abertausende kleine elektrische Lämpchen angebracht, welche abends von $^1/_2$9 Uhr brannten. Der Orchester-Kiosk war massiv aus Holz, aber geschmacklos über alle Maßen. An diesen Kiosk schloß sich ein Amphitheater mit Sitzen zu vier, drei und zwei Shilling. Auf den Plätzen zu vier Shilling nahm die königliche Familie, die sehr oft in die Matinée (von 5 bis $^1/_2$7 nachmittags) kam, Platz. Die königliche Familie hatte aber ad honores Platz in diesen Räumen, Abonnenten aus dem Publicum zahlten per Person ein Pfund für das ganze Jahr Entrée. Sonst war das Entrée ein Shilling. Das »Imperial-Institute« wurde von Londoner-Financiers behufs Exposition von Colonial-Producten gegründet. Es war ein unschöner Bau aus massivem Gestein und sah von außen mit seinem Turm und seinen Umfangsmauern eher einem Verließ gleich. Die Innenräume aber waren sehr luxuriös und elegant ausgestattet. Auch verfügte das Institut über eine sehr reichhaltige, commercielle und volkswirtschaftliche Bibliothek, welche sowohl von in- wie ausländischen Fachschriftstellern sehr frequentirt wurde. Da nun die Colonial-Producte schon gegen Ende des Winters von den Colonien nach dem »Imperial-Institute« transportirt wurden, dann aber im Laufe des Sommers kein Nachschub mehr stattfand, so hatte das Publicum mit einer einmaligen Besichtigung genug. Nun versuchte es das Gouvernement des »Imperial-Institute« mit Concerten englischer Militär-Capellen und ungarischer Zigeuner-Capellen. Keine von diesen Capellen war aber für das Londoner Publicum eine Attraction und so verfiel das Gouvernement des »Imperial-Institute« auf die Idee, meine Capelle, welche sich bei der Internationalen Ausstellung im Jahre 1885 als solch eine Attraction bewährt hatte, auf drei Monate zu engagiren.

So wie damals, war täglich Matinée von $^1/_2$5 bis 7 Uhr und Abend-Concert von $^3/_4$9 bis $^3/_4$11 Uhr. Heute noch muß ich staunen über die große Zahl der Besucher bei den

Matinéen gegenüber derjenigen in großen Städten des Continentes. Sie schwankte stets zwischen 1200 und 1600 Personen, hierunter auch Personen aus dem Mittelstande, soweit von einem solchen in London die Rede sein kann, denn dieser »Londoner Mittelstand« würde in anderen Städten schon zu den »oberen Zehntausenden« zählen. Und die Leute, die einmal eine solche Matinée besuchten, fühlten sich, sowohl durch das »Gehörte« wie auch durch das Milieu des Ganzen, die vornehme Gesellschaft und den herrschenden Ton in diesen Räumen, der nur durch die »Cheers« nach jeder Pièce (aus zehn Programmnummer wurden sechzehn bis achtzehn!!) zeitweise ein lärmender wurde, angeregt, wieder und wieder zu kommen; so stieg allmählich die Ziffer der Besucher auf täglich 2200 bis 3000, an Samstagen aber kamen in die Matinée 1600, in das Abend-Concert 4000!

Der Hof besuchte diese Concerte zwar nur in den Matinéen, jedoch vier- bis fünfmal in der Woche. In einer solchen Matinée wollte die Princess of Wales, Alexandra (oder wie sie die Franzosen nennen: Princess de Galles), eine Frage an mich richten. Eine Barrière machte aber eine unmittelbare Communication unmöglich. So stellte den Princess Beatrix ihr das Musik-Programm zur Verfügung. Die Princess of Wales schrieb nun auf die Rückseite des Programmes: »Können Sie »»Jubilee-Waltz«« oder »»Mexicaine Serenade«« spielen?« (Wie überhöflich von einer künftigen Königin, welche frägt und nicht bündig ihren Wunsch kundgibt, wie das in anderen Ländern Gebrauch ist!) Die Kronprinzessin behielt mich im Auge, ich bemerkte dies, machte eine Verbeugung und sie sah hierauf den Capellendiener davoneilen. (Auf dem Orchester befinden sich ja nur die Noten für das Programm und für etliche »encores«.) Ich spielte beide Piècen und die bezaubernd liebenswürdige hohe Frau revanchirte sich für diese Dienstergebenheit einige Tage darauf mit einer sehr schönen Brillant-Cravatten-Nadel. — Ein halbes Jahr darauf erhielt ich von Schloß Bergen in Dänemark ein Schreiben der Hofdame der Princess, in welchem sie mich wieder in sehr gnädiger Weise frug, ob ich ihr von der »Serenade Mexicaine« einen Claviersatz senden könnte. Ich antwortete sofort, daß wohl ein solcher nicht existire, da ja

diese Pièce ein Arrangement mexikanischer Original-Motive für Orchester von mir sei, daß ich aber, in gewohnter Dienstbeflissenheit der höchsten Frau gegenüber, gerne ein Clavier-Arrangement machen wolle. Für die Übersendung desselben erhielt ich von der Hofdame der Princess in deren Auftrag ein ungemein gnädiges Dankschreiben.

So fühlte ich mich denn wieder recht wohl in London. In Erstaunen setzte mich in dieser Weltstadt voll des Glanzes, Reichtums und feiner Sitten nur der Bestand der »Heilsarmee«, welche bekanntlich die Tendenz verfolgt, durch Umzüge, Absingen von nationalen oder religiösen Gesängen auf freien Plätzen, sogar im Hyde-Park, auf die breiten Schichten des Volkes einzuwirken, vom Alkoholismus abzulassen. Der Fremde aber, der diese heulende und brüllende, größtenteils aus Frauen des bescheidensten Mittelstandes und der unteren Schichten des Volkes bestehende Masse Menschen, geführt von einem ekstatischen Menschen, sieht und hört, wird nicht wenig consternirt, derlei in der Metropole eines so freisinnigen und auf solcher Culturstufe stehenden Landes anzutreffen! Auch auf den großen Glacis des Hyde-Parkes, sowie in der Albert-Hall finden an Sonntagen in den Nachmittagsstunden auf Staatskosten Concerte von Civil- und Militär-Capellen statt, um das Volk von dem Besuche geheimer Alkoholschenken abzuhalten. Das Resultat ist aber dasselbe, wie bei den in Wien vom Volksbildungsverein angestellten Versuchen, die Arbeiterbevölkerung zum Besuche von Musik-Productionen, notabene Kammermusik-Productionen eines Streichquartetts (!!!) oder zur Anhörung eines »Oratoriums« zu gewinnen.

Das Publicum des Mittelstandes besuchte dort wie hier diese Musik-Productionen, die breiten Schichten des Volkes aber hielten sich ferne! Auf solche Weise wird man ein Volk niemals zu besserem Geschmack erziehen!

Dagegen kann das Damen- und Herren-Publicum der guten Gesellschaft des Continentes von seinen Standesgenossen in London lernen, was man auf dem Gebiete der Charité zu leisten vermag. An Samstagen, an denen es in den fashionablen Straßen Londons von 1/2 11 Uhr vormittags an bis 5 Uhr nach-

mittags ein großes Menschengewoge gibt, stellen sich an den Ecken dieser Straßen junge Damen aus vornehmen Familien in der dort üblichen Tracht einer »Samariterin« (d. i. im hellblauen sehr langen Kleid und Talar mit Halsausschnitt in derselben Farbe, das Haupt von einer Art Nonnenschleier mit blendend weißem Besatz bedeckt, um den Hals an weißem oder schwarzem Samtbande ein zwei Finger breites schwarzes, mit weißem Bein gerändertes Kreuz tragend) auf und lesen aus einem Buche. Auf einem Stuhl steht ein Teller für die Spenden. So üben diese jungen, zumeist reizenden Mädchenerscheinungen Werke der Charité und haben colossale Einnahmen. Wenn jemand der schönen Samariterin freiwillig seinen Obulus abgibt, nickt sie leicht mit dem Kopfe, ohne aufzublicken. »Shocking«, wer die junge Dame etwas länger anzublicken wagt! Diese Art, der Charité zu dienen, unterscheidet sich sehr und zu ihrem besten von dem Benehmen junger Damen anderwärts, welche gelegentlich eines »Wohltätigkeitsfestes« glaubten, ihrer weiblichen Würde sich entäußern zu können und mir nichts dir nichts fremde Herren auf der Gasse, auch ferne vom Festplatze auf dem Trottoir wandelnde, ansprechen zu dürfen. Das charitative Wirken einer jungen Dame hebt an diesem Tage noch nicht gebotene Schicklichkeitsrücksichten auf. Auch hier wären fürsorgliche Weisungen der Frau Mamas nicht außeracht zu lassen gewesen. Meine in solchen Unternehmungen gemachten reichen Erfahrungen belehrten mich aber, daß das Verlegen solcher Wohltätigkeitsfeste auf die Straße in Städten selten einen günstigen Erfolg hat, außer in Curorten oder etwa noch in Nizza ob der dortigen Landesgewohnheiten. Meine biederen Landsleute aber machen viel zu wenig Reisen in die große Welt, um in großartig angelegten Wohltätigkeitseinrichtungen verständnisvoll mitreden zu können.

Wie ich aber auf meinen Reisen allen Gebräuchen und Einrichtungen in den fremden Ländern meine vollste Aufmerksamkeit schenkte, so erfreute sich daneben mein Auge auch gern an den Naturschönheiten, die sich mir boten. Besondere einzelne Gegenden machten mir unvergeßlichen Eindruck, wie die pittoreske Landschaft bei Hirschberg in Preußisch-Schlesien, ein Tableau, dessen schon Humbold in

seinen Reiseerinnerungen erwähnt, ferner der Thüringerwald mit seiner grandiosen Üppigkeit und seiner köstlichen Luft, deren überreicher Ozongehalt allerdings für mich eine arge Nerven-Irritation zur Folge hatte, so daß ich in der nächsten Stadt ärztliche Hilfe nachsuchen mußte. Weiters erinnere ich mich ebenso gern des Taunus-Gebirges, wie des entzückenden Bildes, das sich dem Reisenden vor Cassel bei dem Anblick des herrlichen Schlosses Wilhelmshöhe bietet.

Ein wahres Vergnügen bereitet dann die Eisenbahnfahrt durch die ganzen Rheinlande mit ihren lieblichen Städten und Burgen wie: Fulda, Bonn, Düsseldorf, Cöln, Heidelberg, Bingen, Mainz, die Burgen: Rheinstein, Lahneck, Ehrenbreitstein, die Ruinen: Ehrenfels und Mäusethurm, Katz, St. Goar und St. Goarshausen; der Loreley-Felsen, das Städtchen Aßmannshausen am Rhein, in Württemberg die Städte: Stuttgart, Heilbronn, Ulm, in Bayern: München Augsburg, Würzburg mit seinem herrlichen Dom!

Im lieblichen Fulda hörte ich von Katakomben der Sanct Nikolauskirche. Ja die mußte ich sehen. Ich begab mich zum Sacristan, der mich bereitwilligst hinein führte. Auch hier gab es für mich Erstaunliches: Einen Altar, wohl sehr primitiv in seiner Architektur, aber alles aus schwerem Gestein, sowohl das sehr einfache Kreuz, welches nicht höher als vier Schuh war, als auch die beiden Leuchter mit eisernen Spitzen, auf welche die Talgkerzen zu stecken waren. Ich sage Talgkerzen, weil an diesem Altar schon vor mehr denn 1000 Jahren (zwischen 750 bis 760 nach Chr. Geb.) Messen gelesen wurden, und zwar wie der Führer sagte, vom hl. Bonifaz selbst (dem Bekehrer der Hesse'schen Lande zum Christentum). Die beiden Leuchter, circa 1140 Jahre alt, waren das Staunenswerteste. So stand ich denn an diesem 1000 Jahre alten Altare und wieder einmal in einer über 1100 Jahre alten Katakombe. Auch die Lagerstätten zweier Missionäre sah ich, ähnlich zwei niederen Badewannen, aus sehr hartem Gestein. Statt der Fenster waren in dem Gestein drei Schuh breite Öffnungen angebracht, durch welche, wie die Sage geht, die Bekehrungs-Gläubigen den Missionären Nahrung brachten. Vor diese Öffnungen wurden nachts über von Innen schwere Steine geschoben, um das Eindringen reißender Tiere zu verhindern.

Auch die Kaisergruft im Dome zu Speier sah ich mit dem Grabmal des deutschen Kaisers Rudolf von Habsburg. Dies war die dritte Gruft, welche ich besuchte.

In allen Städten Deutschlands fand ich einen solchen Mittelstand, welcher in gleicher Weise große Empfänglichkeit für orchestrale Vorträge, wenn wirklich Gutes geboten wird, an den Tag legte. Denn die Stätten für frivolen Gesang und andere derartige Darstellungen besucht der gesittete Mittelstand (und das ist zur Ehre der Städte gesagt, stets die Mehrheit der Bevölkerung) nicht. Ihm bereitet die Production einer wirklich guten Musikcapelle oder eines geschulten Vocalchores, jedoch nicht heiteren Genres viel mehr Vergnügen, als banaler oder frivoler Jocus, dessen Vorführungen der anständige Bürgersmann mit Frau und Tochter meidet, während »anderswo« Frauen und Mädchen in Theatern und Tingl-Tangls modernen Trivialitäten weitgehendsten Genres anwohnen! Deßhalb konnte ich durch volle 22 Jahre Deutschland bereisen. Daheim in Linz, Brünn, Prag und Wiener-Neustadt war ich während der ganzen Zeit meines künstlerischen Wirkens, das ist in 39 Jahren nur einmal! Diese Gegenüberstellung besagt alles! Auch im Sommer des Jahres 1896 machte ich eine vom besten Erfolg begleitete Tournée.

Die Metropole des deutschen Reiches, Berlin, imponirt nur durch ihren Umfang und ganz besonders durch den, auf den Straßen von 11 Uhr vormittags bis spät nachts (oder eigentlich morgens) wogenden Menschenstrom. Das Traversement unter »den Linden« an der Quere der Friedrichstraße kommt dem der Regent-Street und der Piccadilly in London nahe. An Vergnügungsorten ist Berlin reich. Durch viele Jahre war der »Ausstellungspark« in der Nähe von Moabit einer der beliebtesten und besuchtesten Vergnügungsorte. Es versammelten sich dort, wo ich viele Jahre im Sommer concertirte, bei einem Entrée von 50 Pfennigen für den Besuch der Ausstellung und des Concertes von zwei Capellen an Wochentagen wiederholt 24.000 Personen! Diese Ziffer allein spricht für das Vorhandensein eines Mittelstandes in der Bevölkerung, der an Wochentagen für derlei Vergnügungen die Auslage nicht zu scheuen hat.

Das Frühjahr des Jahres 1897 bildet aber wohl den trübsten Zeitabschnitt in meinem Leben, denn es brachte mir die herbsten Enttäuschungen und den bittersten Schmerz, welche einen Gatten und Vater treffen können. Ich wollte davon in diesen Blättern gar nicht sprechen, da aber meine längere Abwesenheit von Wien gelegentlich der Tournée durch Amerika, in den Jahren 1900 und 1901, sowohl von direct beteiligter wie von anderer Seite dazu benützt wurde, um über die nachfolgenden Vorkommnisse unrichtige Darstellungen in die Öffentlichkeit zu lanciren, mit der Berechnung, daß diese meiner Abwesenheit wegen nicht berichtigt werden könnten und diese Entstellungen bei einer Gerichtsverhandlung am 5. October 1904 von beteiligter Seite noch crasser wiederholt wurden, sehe ich mich gezwungen, auch die traurigen Erlebnisse dieses Jahres in diesen Blättern zu erwähnen.

Meine Frau, mit welcher ich bis zum Eintritt meiner beiden Söhne ins Jünglingsalter in bestem Einvernehmen lebte, unterstützte in Vergessenheit der Pflichten gegenüber ihrem Gatten, dem Ernährer der Familie, die beiden Söhne in ihrem leichtsinnigen Lebenswandel und vergaß sich soweit, daß sie vom Jahre 1894 angefangen bis zum Jahre 1897 die Dépôtscheine des von mir durch meine Kunstreisen in den Achtziger- und Neunzigerjahren unter vielen Mühen und Entbehrungen erworbenen Vermögens von 256.000 Kronen bis auf einen Rest von 3600 Kronen dem älteren Sohne ausfolgte. Außerdem belastete sie ein mir und ihr gehöriges großes Zinshaus im Werte von 280.000 Kronen derart, daß nach dem von ihren Gläubigern forcirten Executionsverkaufe dieses Hauses für meinen Teil nur 1600 Kronen verblieben! Auch lieferte sie dem älteren Sohne das in ihrer Verwahrung gewesene Barvermögen von Verwandten aus und ich mußte, allerdings lediglich infolge eines moralischen Zwanges, den letzteren ihr Vermögen von 14.000 Kronen und einer Verwandten wegen erlittenen Schadens durch den executiven Verkauf des Hauses den Betrag von 16.000 Kronen ersetzen.

Ich verlor durch die begangenen Malversationen ein Capital von 527.600 Kronen, an welchem Capital meine Frau mit einem geringen Percentteil in die Mitleidenschaft gezogen ist. Die Gesamtsumme aber, welche sich durch weitere An-

meldungen von Gläubigern als das von beiden Söhnen in drei Jahren und drei Monaten durchgebrachte Capital ergibt, beziffert sich mit 738.600 Kronen.

Ich übte übergroße Nachsicht und Milde trotz des mir bei so vorgerücktem Alter von 62 Jahren in solch herzloser Weise geraubten Vermögens, und wollte dem älteren Sohne seine gute Staatsstellung retten. Doch war meine Mühe vergebens, nach 9½jähriger Dienstzeit mußte er diese Stellung aufgeben und kam auf die Idee, mit der Musik sein Fortkommen zu finden. Er war Revident, hatte ein Einkommen von 4200 Kronen und genoß außerdem von mir eine Subvention von 2000 Kronen. Während meiner Abwesenheit von Wien und gelegentlich einer wegen Crida am 5. October 1904 bei dem k. k. Landesgericht in Strafsachen gepflogenen Verhandlung wurde aber die Sache anders dargestellt:

1. Es sei der größte Teil des oberwähnten durchgebrachten Capitales von 738.600 Kronen für den jüngeren Sohn geopfert worden, was aber nicht richtig ist.

2. Mein Vater hätte mich und meinen Bruder Josef zu den Gymnasialstudien gezwungen, wie er (der ältere Sohn) selbst zu den juristischen Studien von seinem Vater gezwungen worden wäre. (Nach der Matura aber stand ihm die Wahl eines Berufes ganz frei und er erklärte, das Jus-Studium wählen zu wollen.)

3. Er (der ältere Sohn) hätte für seine Mutter Schulden zahlen müssen. Wahr ist aber, daß seine Mutter ihr eigenes Vermögen und ihr Eheglück für ihn geopfert hat.

4. Sein Onkel Johann (mein Bruder) hätte für seine musikalische Ausbildung gesorgt. Wahr ist aber, daß sich mein Bruder niemals um die Erziehung oder Ausbildung meiner Söhne gekümmert hat und daß ich den älteren Sohn schon in seinen Knabenjahren Musik (zwei Instrumente) lernen ließ, soweit dies die Gymnasialstudien gestatteten.

Daß mein Vater mich und meinen Bruder Josef zu den von uns selbst gewählten Studien nicht gezwungen hat. wurde schon eingangs dieser Aufzeichnungen hervorgehoben.

In seinem eigensten Interesse hätte er solche grobe Unwahrheiten, wie oberwähnte, nicht in die Welt setzen dürfen, so aber wurden diese Richtigstellungen, wie sie hier

erfolgen, provocirt, welche durch Verwandte bekräftigt werden können. Doch — bis hieher und nicht weiter!

Für das Jahr 1897 wurde ich vom Gouvernement des Imperial-Institutes wieder engagirt. Im Mai reiste ich denn nach London und concertirte dort durch drei Monate mit demselben Erfolge wie 1895. Ich erhielt auch wieder prächtige Cadeaux. Aber nun traten, von Londoner Theater-Directoren aufgehetzt, die Colonial-Regierungen, welche doch alljährlich bedeutende Subventionen zur Erhaltung des Imperial-Institutes einsandten, energisch gegen die weitere Fortführung von Concerten im Garten des Imperial-Institutes auf und drohten mit der Einstellung der Subvention. Ich wußte denn, daß es nun mit dem Imperial-Institute, diesem durch die Gesellschaft, die sich da einfand, in Europa einzig dastehenden Vergnügungsorte, aus sei.

Im August trat ich dann eine Tournée durch Deutschland an, welche, wie alle früheren daselbst, sehr gut ausfiel.

In den Jahren 1898 und 1899 concertierte ich abermals in Deutschland und Holland und hatten diese Gastspiele, sowie das später noch besprochene, ein solches Ergebnis, daß ich in $3^1/_2$ Jahren wieder ein ansehnliches Vermögen mein Eigen nennen konnte. Dabei verschlang die Erhaltung der Capelle über die Wintersaison durch sieben Monate alljährlich eine große Summe, welche ebenfalls aus dem Ergebnis der Sommer-Tournée bestritten wurde.

Durch die Umwandlung meiner Capelle in eine solche mit ganzjährigem Engagement der meisten Mitglieder, welche eben die Cadres bildeten, gelang es mir aber, durch strenge Einübung das präciseste Ensemble und die feinste Nüancirung zu erzielen und damit einen Erfolg im Auslande zu erreichen, der es ermöglichte, in den an früherer Stelle erwähnten zahlreichen Städten in jedem Jahre zu concertiren.

Während meiner Kunstreisen im Sommer des Jahres 1899 traf mich schweres Leid. Ich hatte für die Zeit vom 4. Mai bis 4. Juni den »Kaimsaal« in München zur Veranstaltung von Concerten mit meiner Capelle gemietet. Da langte am 28. Mai ein Telegramm eines Verwandten an, welches mir die schwere Erkrankung meines Bruders Johann kundgab. Nach weiterem Depeschenwechsel ereilte mich am 3. Juni die

Nachricht von dem Ableben Johanns. Ich befand mich nun in der desolatesten Lage. Das Programm der Concerte in diesem Saale konnte dem Orchesterdirigenten nicht anvertraut werden. Das Auflassen der Concerte war aber aus zwei Gründen nicht möglich gewesen, erstlich ob der finanziellen Schwierigkeiten, zweitens, da die Fortsetzung der Tournée in allen Städten mit fester contractlicher Bestimmung des Eintreffens nach drei Tagen erfolgen mußte. So konnte ich denn zu meiner Desparation nicht zum Leichenbegängnisse nach Wien kommen.

Gelegentlich dieser Tournée suchte mich ein Theaterdirector aus New-York im Auftrage eines zu dieser Zeit nicht genannten Unternehmers auf, um mir während der Wintersaison 1900 und 1901 eine Tournée durch Nord-Amerika, und zwar durch das Gebiet der Nord- und Südstaaten, den einstigen »Conföderirten« und Californien, gegen fixes Engagement, zu proponiren. Ich frug um die Person des Unternehmers, worauf er erwiderte: Die Unternehmung sei eine Musik-Amateurs-Association, die Financirung jedoch übernehme ein erstes New-Yorker-Bankhaus, ohne Namen zu nennen. Ich ging nun der Sache mit einigem Skepticismus entgegen, denn meine Erfahrung in Rechtsdingen sagte mir, was nützt mir die angebliche »Financirung« durch ein unbekanntes Bankhaus, das dem Vertrage nicht beitreten will. Doch wollte ich mir die Gelegenheit, meinen Vermögensstand auf das gewünschte Niveau zu bringen, diesmal durch zu strenge Bedenken nicht entgehen lassen, nannte das Tageshonorar, inclusive etwaiger freier Sonntage (wenn in einzelnen Städten nicht concertirt werden dürfte) und auch die Höhe des bei einem Finanzinstitute in Wien zu hinterlegenden Dépôt. Für den Fall, daß einmal ein Concert des anderen Tages nicht honorirt würde, behielt ich mir das Recht vor, meine Concerte sofort zu sistiren und mit meiner Capelle von Amerika abzureisen. Natürlich hätte ich in solchem Falle für die Rückreise der Capelle per Bahn und Schiff selbst aufkommen müssen. Immerhin war ich durch das in Wien lagernde Dépôt auch rücksichtlich dieser Spesen gedeckt.

Im Herbste 1899 kam dann der Vertrag zu Stande, demzufolge ich vom 22. October 1900 bis 12. Februar 1901, im ganzen durch drei Monate und drei Wochen. in Nord-America,

(Nord- und Südstaaten in Californien) täglich in den Abendstunden und zweimal wöchentlich von 5 bis ½7 Uhr nachmittags mit meiner Capelle concertiren sollte; keine Fahrt sollte über 11 Stunden dauern, es wäre denn zur Nachtzeit. Bei einer mehr als fünf Stunden dauernden Tagesfahrt sollte an diesem Tage keine Matinée stattfinden. Von dem Original-Vertrage wurden je zwei Exemplare in englischer und deutscher Sprache abgefaßt und ein Exemplar von dem Theaterdirector welcher negociirte, und von der »Musik-Gesellschaft« in New-York, auf amerikanischem Boden rechtsverbindlich für Amerika und ein Exemplar von mir in Wien und somit rechtsverbindlich für mich in Wien unterzeichnet. Um meine Rechtsverbindlichkeit auch für Amerika zu sichern, wurde auf dem Nordamericanischen General-Consulate meine Unterschrift (ich leistete dieselbe auf einem Sonder-Exemplar des Vertrages) verificirt. In New-York hörte ich dann, daß die auf dem Vertrage unterschriebenen Personen Beamte eines bestbekannten Bankhauses seien. Die Inanspruchnahme der großen Steamer des Norddeutschen Lloyd von Seite der englischen Kriegsverwaltung für den Burenkrieg zur Überschiffung der 250.000 Mann (welche Schande dieses Reiches gegenüber einem solchen Häuflein Menschen wie die Buren!!) bereitete aber der Einhaltung des Vertrages für den amerikanischen Contrahenten einige Schwierigkeiten, da der Norddeutsche Lloyd sich lange Zeit nicht zur Nennung eines Steamers verstand, mit welchem die Capelle die Überfahrt hätte machen können. Erst als Ende Mai 1900 die Nennung erfolgte, wurde der Vertrag perfect. Leider war das genannte Schiff eines der kleinsten des Lloyd, die »Aller«. Gegenüber einem Steamer konnte man dieses Schiff nach Wiener Ausdruck »Schinackel« (nach Seemanns Art eine Trabacle) nennen. Es faßte im Ganzen 450 Passagiere.

Ich machte dann im Sommer des Jahres 1900 eine Tournée durch 51 Städte Deutschlands und holte mir nicht weit von Paris, in Straßburg, großen und künstlerischen wie materiellen Erfolg. Nachdem ich die Tournée mit glänzendem Ergebnis geschlossen hatte, kehrte ich anfangs September nach Wien zurück. Nach zehn Tagen Ruhe, begannen die drei Wochen dauernden Proben für die amerika-

nische Tournée. Am 20. October verließ ich Wien, übernachtete in Bremen und am 22. morgens 8½ Uhr fuhr ich nach Bremerhaven. Während dieser Fahrt erhalten die Passagiere gewöhnlich mit dem Eisenbahn-Billet (denn diese Eisenbahnfahrt ist in dem Schiffsbillet mit inbegriffen) die Schiffskarte. Aber die amerikanische Unternehmung hatte mit dem Lloyd eine besondere Vereinbarung getroffen, derzufolge die Capelle Strauß nur das Eisenbahn-Billet, die Schiffskarte aber erst nach der Einschiffung zu erhalten hätte. Besorgte vielleicht die Unternehmung noch das »Echappement« irgend eines Musikers im letzten Momente und den Verkauf seiner Schiffskarte an ein fremdes Individuum während der Eisenbahnfahrt?

Meine Eisenbahnfahrkarte blieb zu meinem Erstaunen in meinen Händen und ich habe dieses »Kleinod« zur Erinnerung an meine zweite und letzte Fahrt nach Amerika heutigen Tages noch sorgsam aufbewahrt.

Wer eine Einschiffung nicht mitgemacht hat, dem kann sie schwer beschrieben werden. Nur der Kaufmann, der diese Fahrt ein oder zwei Dutzendmal seit 20 Jahren gemacht hat, oder jene die zum Vergnügen Europa besucht haben und nun nach der Heimat zurückkehren, können dabei gleichgiltig bleiben. Alle jene aber, welche diese Fahrt antreten, um zu erwerben, oder gar dort ein neues Heim zu finden, werden in dem Augenblicke, wo das kleine Schiff, nur mit Passagieren besetzt (das Gros des Gepäcks wird mit einem anderen Schiffe überführt) sich dem Steamer nähert, mächtig ergriffen und als die Schiffsmusik an Bord des Steamers in diesem Momente lustige Märsche spielte, da dachte ich mir: Aha, diese Musik gibt das »Animir-Mädel« ab. Sie soll dem Passagier die »Schrullen« vergessen machen, ihm auch den Gedanken und die Frage verscheuchen: Wird dieses »Vehikel« auch richtig in Amerika anlangen?

Haben die Passagiere einmal die Schiffsbrücke passirt, geht die Zuteilung der Cajüten vor sich. Als ich der meinen ansichtig wurde, da fiel mir mein schönes Heim in der Reichsratstraße mit der Aussicht auf den Rathauspark, den Volksgarten, das Burgtheater und den Franzensring ein und ich sagte zu mir: Es sind doch grenzenlose Albernheiten

diese Wasserfahrten mit solchen, nun dem Schicksal überlassenen Nachen zu machen! Aber wenn man des Erwerbes wegen da hinüber muß, so heißt es wie ein Soldat mit allem rechnen!

Die ersten drei Tage gings leidlich ab, nur merkte ich (es war dies zusammen mit den Fahrten nach England und Skandinavien, meine achte Seefahrt), daß das Vehikel sich auch bei ganz ruhiger See immer nach rechts und links neigte, während ein gutes Schiff die Schaukel-Bewegung doch nur der Länge nach machen soll. Am vierten Tage dann gegen 10 Uhr wurde die See »bewegt«, wie die Seeleute sagen, für unsereins ist das schon eine sehr mißliche Störung des »Magens-Empfindens« und jedenfalls war die Bewegung eines Wiener Hietzinger-Stellwagens eine Gummiradler-Fahrt dagegen! Alles zog sich denn sachte zu stillen (?) Betrachtungen der medizinischen Lehren über die »Functionen des Magens« zurück! Die Stürme wiederholten sich in weiteren vier Tagen, so daß, da sich das Vehikel mehrmals einen Moment ganz nach einer Seite legte, sämtliches Geschirr von Porzellan und Glas in Trümmer ging, indem es durch die Lage des Schiffes aus den doch so fürsorglich gemachten Stellagen fiel! Erst am vorletzten Tage, dem zehnten der Fahrt, hörten die Stürme auf. Glücklicherweise konnten die meisten Passagiere nur Thee und Bouillon (aus in heißem Wasser aufgelöstem Liebig'schen Fleischextract bereitet) zu sich nehmen, zu anderem hätte es kaum mehr Teller gegeben. Endlich am elften Tage kam Hobocken in Sicht. Glücklicherweise kamen wir noch vor ½5 Uhr nach New-York, sonst hätten wir nicht landen dürfen. Einen Tag darauf fand das erste Concert vor ausverkauftem Hause in einem großen Concertsaal statt, der zu einem Hôtel gehört und mit großer Pracht ausgestattet war. Wie gewöhnlich erfreuten sich die Concerte im Westen der Vereinigten Staaten eines sehr guten Besuches, insbesondere in Chicago, Philadelphia, Baltimore, Boston, Buffalo, Pittsburg, Detroit, Denver etc.

Das Bankhaus hatte aber zwei Leiter der Tournée, deren jeder von den Verkehrsverhältnissen in seinem Vaterlande um die Wette weniger verstand, als der andere, da

keiner große Reisen im Lande gemacht hatte. So ließen sie die Capelle in den Städten des Südens concertiren. Die Bevölkerung dieser Staaten leidet aber heute noch an den Folgen des seinerzeitigen Krieges, denn fast jeder hat damals zu den Kriegskosten, namentlich zur Erhaltung des großen Heeres, über seine Kräfte beigetragen. Und noch ein Umstand läßt in diesen Ländern eine Besserung in den öffentlichen Verhältnissen nicht aufkommen, das ist, die mehrsprachige Bevölkerung, von welcher die eine jeglichen Verkehr mit der anderen perhorrescirt. Wollte man hier also reussiren, so müßte man die Concerte in einem amerikanischen, einem spanischen, einem französischen und einem deutschen Journale annonciren. Dazu bequemt sich aber der Nordamerikaner aus Nationalstolz nicht. Dieser Nationalstolz — eigentlich Hochmut — brachte nun in Montreal dem Bankhause colossalen Schaden, da es ignorirte, daß dort 150.000 Franzosen lebten, für welche zwei Journale erscheinen. Der Concertagent, ein Stockamerikaner, annoncirte bloß in den amerikanischen Blättern und die Franzosen, choquirt über diese Beleidigung, boycottirten diese Concerte! Der Inhaber eines großen Kleidergeschäftes, der perfect deutsch sprach und mich gleich beim Betreten seines Geschäftes erkannte, klärte mich über diese Verhältnisse auf.

Die Concerte wurden daher im ganzen Süden nicht so wie im Norden und Westen besucht und ich war froh, als wir uns der Grenze der Vereinigten Staaten gegen Californien, von welcher wohl nur in geographischer Hinsicht die Rede sein kann, näherten. Hier wurde es wieder lebendig. Es herrschte schon ein mildes Klima und unbekannte Blumen und Bäume auf den Straßen fesselten mein Auge.

In den Südstaaten gibt es wie in Californien Städte mit spanischen Namen, wie San Antonio, San Bernadino, San Diégo, San José etc. Es ist erstaunlich, daß die calvinischen Nordamerikaner, diese Heiligen-Namen bestehen ließen. Die Erinnerung an San Antonio ist mir verleidet. Dort schlief ich in einem Hôtel, dessen Hof ein prächtiger Garten mit einer riesigen Platane war, die ganze Nacht nicht; es hob sich ein Sturmwind, der die Wände, offenbar Eisenconstruction mit Holz oder Asbest verkleidet, wanken machte.

Ich witterte einen Tornado oder Cyclon, kleidete mich ganz an, die schwere Geldbrieftasche auf der Brust und lag so auf dem Bette. Erst gegen Morgen legte sich der Sturm; aber eine Nacht war dahin!

Zwei Stunden vor New-Orleans finden sich noch Familienmitglieder der so lieblichen Krokodils, im eigentümlich hohen und feuchten Schilf verborgen. Da gerade der Zug in der Nähe einer solchen Stelle hielt, wollten die Mitglieder meiner Capelle, welche von der Behausung dieser lieblichen Tierchen gehört hatten, in das Schilf gucken, wurden aber in ihrem eigensten Interesse von den schwarzen Porters in die Waggons getrieben. Da die Schwarzen der Umgebung New-Orleans bis vor einigen Jahren Privatjagden auf diese ungemütlichen Vettern unserer Eidechsen machten, so kam ein speculativer Kopf auf die Idee, dem Gouvernement eine große Pachtsumme für die Überlassung der Krokodiljagd in dem ganzen Gebiet um New-Orleans zu offeriren. Es werden mittels einer eigenen Methode, gewöhnlich in frühen Morgenstunden, eine Anzahl dieser Tiere eingefangen. Die Schwarzen bekommen für je ein lebend (mittelst eiserner Netze) eingebrachtes Krokodil eine ansehnliche Prämie, doch geht bei dem Fang manch schwarzer Jäger zugrunde. Auch wurde mir gesagt, daß diese Species bald sehr teuer sein werde, da die Beute nicht mehr so gut wie einst ausfalle. Es wird also gebeten, mit diesen »Familien-Angehörigen« in Europa sehr zart umzugehen.

New-Orlans ist im übrigen die ungesundeste und gefährlichste Stadt der Welt. Die Häuser stehen nur vier Schuh über dem Erdboden, d. h. auf vier Schuh hohen Piloten und sind diese frei zu sehen. Man glaubte mit der Freilegung den Durchzug der Luft zu erhöhen und damit die Infectionsmöglichkeit zu verringern, aber die Erfahrung lehrte anderes. Fast jeder Europäer, auch Amerikaner aus Central-Amerika, wird in diesen Landen vom Sumpffieber befallen. Solche Sumpffieber überstand ich in Amerika drei, in Chicago, New-Orleans und in San Francisco, der Hauptstadt Californiens. Sie dauerten aber stets nur sechs bis acht Tage, und zwar deshalb, weil meine Berufstätigkeit täglich eine sehr starke Transpiration mit sich brachte, da ich ja täglich Programme

von 24 bis 27 Piècen dirigirte und dabei auch mitgeigte. Nun ist aber Transpiration (neben Chinin) das beste Medicament gegen ein Sumpffieber. Wenn ich die Symptome der Krankheit, rasch wechselnde Temperatur des Körpers, Abgeschlagenheit verbunden mit einem leichten Kopfschmerz an mir verspürte, nahm ich 120 Tropfen Chinin-Tinctur in vier Dosen.

Damit habe ich mich jedesmal in kurzer Zeit curirt. In Chicago holte ich mir das Sumpffieber im Hôtel »Auditorium« da die Fenster und der Balcon meines Zimmers auf den Michigansee gingen. Dieser ist ein colossaler und imposanter Strom, der ruhig und majestätisch dahinfließt, der aber, wenn er wild wird, ganze Länder überschwemmt. Kaum fühlte ich mich krank, so begehrte ich im Hôtel, das für 1700 Personen eingerichtet ist, ein Zimmer nach einer schmalen Quergasse zu und — probatum est — in 24 Stunden war das Fieber milder, am dritten Tage war es weg! Aber nach jedem solchen Sumpffieber tritt im ganzen Körper eine sehr große Mattigkeit ein und glücklich derjenige, der während und nach dem Fieber gut und stark Fleisch essen und Wein trinken kann, dieser erholt sich sehr schnell. Empfehlenswert ist, die Chinintropfen, wenn auch in geringerer Dosis, etwa 60 Tropfen täglich fortzunehmen, da zu bestimmten Zeiten, je nach individueller Natur sehr lästige Frostanfälle eintreten. Solche Frostanfälle hatte ich in weit späteren Zeiten, noch Jahre hindurch, woraus die Richtigkeit der medicinischen Diagnose, daß der Infectionskeim dieser Krankheit im Körper des Menschen fünf Jahre andauert, wohl erhellen mag.

Auch in dieser Stadt, deren Bevölkerung aus mehreren Nationen besteht, herrschen nationale Eifersüchteleien wie in Texas.

Auf der Fahrt nach Dallas (in Texas) wurde ich Augenzeuge der Vereitlung einer Lynchjustiz durch die staatliche bewaffnete Macht. Einen bei einem weißen Kaufmann in Diensten stehenden Neger von 18 Jahren hatte eine heftige Leidenschaft für die Frau seines Dienstgebers erfaßt. Die Frau hatte seine freche Zudringlichkeit zurückgewiesen und ihrem Manne davon Mitteilung gemacht. Statt aber den Burschen sofort zu entlassen gab dieser ihm nur einen strengen Verweis. Eines Tages hatte der Kaufmann auswärts zu tun

und blieb tagsüber vom Hause weg. Als er des Abends heim kam, fand er seine Frau mit abgeschnittenem Halse tot; ihre dérangierte Kleidung legte den Gedanken einer weiteren Greueltat nahe. Der Schwarze war nicht zu finden. Sofort zeigte der Kaufmann das Verbrechen der Behörde an, welche sich alsbald am Tatorte einfand und auch nach dem Schwarzen recherchirte. Tagsdarauf kam derselbe ganz wohlgemut heim. Als er festgenommen wurde, erzählte er, daß er nachmittags mit Erlaubnis der Frau außer Hause und zu einem Freunde in einen benachbarten Ort gegangen sei, Vormittags aber habe er seine Arbeiten gemacht. Nach langer Untersuchung fand man im Gärtchen neben dem Hause ein blutiges Hemd vergraben. Auf dieses Indicium hin half ihm kein weiteres Leugnen mehr und er wurde festgenommen. Als nun in der nächsten Stadt bekannt wurde, daß der Schwarze am Nachmittage dem Gerichte werde eingeliefert werden, verabredete sich die weiße Bevölkerung, den Schwarzen der Escorte zu entreißen und zu lynchen. Vom weißen Hause in Washington kam aber die entschiedenste Weisung, eine solche Ausschreitung zu verhindern und mit aller Macht derselben entgegenzutreten. Es wurde den aus den umliegenden Gegenden ein Detachement berittener Infanterie, etwa 600 Mann, aufgeboten, welche auf einer großen Wiese im Halbkreis vor dem Bahnhof aufgestellt, den 3500 bis 4000 andrängenden Menschen, Gewehre in der rechten Hand schußbereit entgegenstreckten, während die linke Hand den Zügel des Pferdes hielt. Ich spreche von Gewehren und das waren sie auch nach europäischen Begriffen und keine Carabiner, daher mir die Art der Schußbereitschaft bei der Länge dieser Waffe etwas schwierig und für die Hand ermüdend zu sein schien. Die Mannschaft selbst sah süperb aus: Stülphüte aus der Zeit des XVI. Jahrhunderts aus chamoisfarbenem Filz, das Wams aus prächtigem Tuch von selber Farbe mit dunkelblauem Halskragen und vier Finger breiten Ärmelaufschlägen, im Schnitt eines offenen Waffenrockes, mit zwei Reihen prächtig legirter Silberknöpfe geziert, blaue Stulphosen, hohe Stiefel und als Seitenwaffe kleine Säbel.

Der Anblick der 600 Mann im Halbkreis war imposant, nur das lange Gewehr in der rechten Hand und die zweifel-

hafte Zielsicherheit im Schießen konnte mir nicht gefallen. Als die Volksmenge so die bewaffnete Macht zur Abwehr bereit sah, gab sie den Sturm auf das Stationsgebäude auf. Ohne Komik ging aber diese ernste Sache nicht ab. Die Waggontüre wurde plötzlich aufgerissen und hereinstürmte einer der abgesessenen Infanteristen, mit dem Gewehr noch immer in der rechten Hand, fixirte uns alle und stürmte ebenso wieder hinaus, was andere Infanteristen ebenso furios in anderen Waggons durchführten. Der Porter erklärte uns, man habe bewaffnete Volksleute in den Waggons vermutet. Aber da hätte ja ein einfacher Blick in den Waggon genügt, um das wahrzunehmen.

Der Verbrecher wurde, da er noch nicht das 20. Lebensjahr erreicht hatte, zu lebenslänglicher schwerer Kerkerstrafe verurteilt. Seither haben aber in verschiedenen nordamerikanischen Staaten neuerlich mehrere greuliche Lynchjustizen, stets gegen Schwarze, stattgefunden, eine sehr traurige Beleuchtung amerikanischer Volksverhältnisse!

So gelang im August 1905 der Bevölkerung in derselben Stadt Dallas die Ausführung einer grauenvollen Lynchjustiz, indem sie einen der Vergewaltigung und Ermordung einer weißen Frau überführten Neger mit Teer anstrich und dann, an einen Baum angebunden, lebendig verbrannte!

Forth Worth war die letzte Stadt vor Californien. Nach dieser Stadt wurde tagsdarauf die Reise dahin angetreten, welche mit der Pacific-Bahn volle drei Tage, drei Nächte und noch einen halben Tag dauerte, während welcher Zeit wir den Waggon nur zu drei Mahlzeiten verließen. Die Mahlzeiten werden in eigenen, zumeist aus Holz und Eisen-Construction gebauten Stationshäusern eingenommen. Diese Restaurationen sind von der Pacific-Bahn an einen General-Pächter verpachtet, welcher nur französische Köche engagiren (ein solches übles Renomée haben wohlverdientermaßen die englischen und selbst die amerikanischen) und die Mahlzeiten nur zu dem vorgeschriebenen Tarif verabreichen darf. (Möchte die löbliche Nordbahn und die Nordwestbahn-General-Direction in Wien nicht einmal eine Reise mit dieser Pacific-Bahn machen und diese Stations-Menagen kosten, anstatt den Reisenden ihrer Bahnen durch eine Reihe von Jahren

Ursache zu berechtigten Klagen zu geben!!) Man bekommt in diesen Stations-Menagen um 75 Cent (gerade so wie in Österreich 75 Kreuzer oder in Deutschland 75 Pfennige) vier vorzüglich zubereitete Gerichte, aber nach französisch-internationaler Küche, denn die französischen Köche der Neuzeit kochen jetzt nicht mehr specifisch französisch. Ein Übelstand ist allerdings zu beklagen, Wein und selbstverständlich auch Bier ist nicht zu haben, nur (in einigen Stationen) Apollinaris-Wasser. Nach der Mahlzeit hat man noch zehn Minuten Zeit sich im Freien zu ergehen, was sehr notwendig ist, da sonst die dreieinhalbtägige Fahrt die Musculatur, insbesondere jene der Kniebeugen, erschlaffen macht.

Das Landschaftsbild, das sich während dieser dreieinhalbtägigen Eisenbahnfahrt meinem Auge bot, war wohl kein pittoreskes, aber versetzte mich doch durch seine Gestaltung in höchstes Staunen, denn, namentlich in den ersten zwei Tagen gewahrte ich eine fortlaufende Reihe reich gezackter kahler Felsenriffe, mitunter von großer Höhe, dann vereinzelt eigentümlich geformte Felsenklippen, alle bar jeder Vegetation, nicht Disteln, nicht Gestrüpp, kein Baumast, am Boden nicht einmal ein verdorrter Grashalm. Dieser Boden, zwischen colossalen Felsenriffen, besteht nämlich — und das ist das Merkwürdigste — aus meterhohem, trockenem Meeressand. All dies in der Nähe eines so fruchtbaren und mit mäßigem Klima beglückten Landes wie Californien! Zahllose Skelette von Rindern sah ich während dieser dreitägigen Reise entlang der Eisenbahn liegen. Diese Tiere, welche sich wohl aus den mexikanischen Gebirgen in diese Gegenden verirrt hatten, waren eben an dem Mangel jeder Nahrung und jeden Trankes elend zugrunde gegangen. Am dritten Tage vormittags bemerkte man, nachdem die Gebirge einer flachen aber gleichfalls vegetationslosen Ebene Platz machten, am Horizont einen bräunlichen Streifen in weiter Ausdehnung sich hinziehen. Während ich in der Betrachtung dieser neuen, etwas Abwechslung bietenden Erscheinung versunken war, kam der schwarze Porter (d. i. Schaffner, Conducteur) hereingestürzt, schloss eiligst alle Waggonfenster und zog überdies noch die kleinen Vorhänge darüber. Als ich ihn fragend anblickte, wurde ich belehrt: Ein kleiner Sand-Tornado würde

sich mir zu Liebe, damit ich, Wiener, auch das kennen lerne, produciren. Doch wir entkamen ihm glücklich in einer halben Stunde, da der Maschinführer vor dem Ausbruch des Tornado sehr schnell fahren kann, später freilich sehr langsam fahren muß, wegen der Gefahr, von dem Tornado erfaßt und aus dem Geleise geschleudert zu werden. Fensterrahmen, die Bedachung, kurz alles Holz und Eisen war wohl mit sehr feinem, gelbbraunem Meeressand bedeckt, aber in die Waggons drang Dank des engen Schlusses der Fensterrahmen und der Vorhänge kein Sand ein.

Am Christtag des Jahres 1900 hielten wir in einer Wasserstation für die Locomotiven an. Der Aufenthalt betrage 15 Minuten, hieß es. Alles verließ die Waggons. Auf dem Perron sahen wir zu unserem nicht geringen Erstaunen acht Menschen von abstoßenden Physiognomien und verwildertem Aussehen, in einem drastisch komischen Costüm vor uns! Es waren acht Indianer, sechs Männer und zwei Frauen in Lappen, welche sie von den Portern der vorüberfahrenden Eisenbahn zumeist gegen indianische »Kleinodien« von sehr fraglichem Wert eingeschachert hatten. Der Teint dieser acht Menschen ließ keinen Zweifel übrig, daß ihnen der Gebrauch des Wassers für das Gesicht ebenso fremd war, wie der Gebrauch der Kämme für die Haare, welche ihnen in langen Strähnen ins Gesicht hingen. Von der ganzen Erscheinung dieser Indianer von heutzutage imponirte nur die Breite der Nase, welche, wenn ein gelbmetallener Ring durch dieselbe gezogen gewesen wäre, lelbhaft an die »Maschakalumbe«, aber auch an Orang-Utangs erinnerte. Halloh, sagte ich mir, hast du schon in Wien Pracht-Exemplare von ledernen Mumien gesehen, so mußt du dir jetzt doch diese seltene Species von »lebenden Mumien« ansehen, denn mumienartig war die Haut dieser Geschöpfe. So nahe, als es die gebotene Vorsicht vor allzunahem Contact gestattete (denn eine Zacherl'sche Niederlage war auf dieser Station und in der ganzen Gegend nicht etablirt), beguckte ich mir nun diese bisher nicht gesehene und nicht gekannte menschliche Haut der Hände und des Gesichtes. Völlig gruselig war das weibliche Haupthaar, dessen bloße Schilderung den Appetit der geschätzten Leser auf lange Zeit stören würde. Ein Kamm, einmal hineingesteckt,

würde wohl nie mehr wieder herauskommen und wehe der Fledermaus, die im Vorüberfliegen nicht sehr vorsichtig wäre!

Also jetzt: sprechen! Ich versuchte es mit meinem radebrechenden Englisch. »What is your name?« Und siehe da, der neu-mexikanische (aus New-Mexiko kamen sie herüber) Maschakalumbe sagte wohl nichts, aber er deutete, er wolle schreiben. Nun, Papier hatte ich wohl in meiner Brieftasche, aber ob ich das beschriebene Papier dann wieder an mich nehmen und in meine Brieftasche geben könnte — that was the great question! — Doch, ich entschloß mich, ihm das Papier zu geben; einer meiner Dienstuntergebenen mußte den Bleistift zum Schreiben leihen. Der Wilde schrieb langsam, aber er zeigte sich doch nicht aller »Civilisation« bar, denn er behielt das beschriebene Papier in der einen Hand und, die andere offen herstreckend, sprach er vernehmlich »Money!« Ach, also zuerst das Geld und dann die Ware, das wußte auch der civilisirte Maschakalumbe! Ich gab ihm 20 Cent und dachte schon besorgt: Er wird doch nicht so »civilisirt« sein, das Autogramm höher zu bewerten! Doch diesmal war der Wilde weniger »europäisch angelegt« und gab sich mit den 20 Cent zufrieden. Er reichte mir nun das Papier, das ich mit den Fingerspitzen aufnahm und mit meinem Binocle innen und außen scharf untersuchte! Mit lateinischen Lettern war da zu lesen: Kai. Mit den Weibern war gar nicht zu verkehren, denn man konnte den Dégôut nicht überwinden, den das Äußere dieser Gestalten erregte. Welche Enttäuschung bereiteten uns Europäern diese Indianer? Wo waren die großen rothäutigen Gestalten mit ihren, mit zahlreichen bunten Federn geschmückten Häuptern und mit ihrem netten Federn-Schurz und den historischen langen Speeren und den Pfeil-Bogen? Sie werden in 50 Jahren eine Mythe sein, denn die eigentümlich rationelle (!) Methode, mit der die amerikanische Regierung beiläufig alle zwei Jahre die Scharen der wirklichen Rothäute, welche jetzt kaum mehr 180.000 zählen dürften und auf ein bestimmtes, nicht sehr ausgedehntes Territorium verwiesen sind, lichtet, wird sie bald ganz verschwinden machen. Kommt da ein »Bundes-Commissär« und verliest den Häuptlingen der Rothäute: Sie hätten für den Handel, den die männlichen wie weiblichen Stämmlinge

mit ihren Erzeugnissen (meist bescheidener Gattung) betreiben, eine Abgabe an den Staat zu zahlen. Diese Zumutung weisen die Häuptlinge »als civilisirte Schröpferei« entrüstet zurück. Der Bundes-Commissär zieht sich zurück; einige Zeit, aber nicht lange darnach, kommt eines Tages ein Sheriff mit dem Abzeichen seines Amtes — der Schärpe — angetan, doch hinter ihm steht ein Detachement von 50 Mann regulärer Infanterie unter Commando eines Lieutenants. Der Sheriff, der die Zeit wählte, zu welcher die Häuptlinge versammelt sind, stellt nun laut an sie die Frage, ob sie sich zur Steuerzahlung und zum Schulbesuche ihrer Kinder verstehen? Die Indianer sind so albern und schreien im Chorus: Nein! Der Sheriff tritt hinter die Truppe, nachdem er dem Lieutenant etwas zurief, dieser commandirt, die Truppe gibt eine Salve, ihrer 50 Stämmlinge hauchen ihr rothäutiges Leben aus: Der Stamm zahlt noch am selben Tage die Steuer.

Es war am Christtag, als ich diese Indianer sah und es gab noch einigen Schnee auf dieser Station, während das Thermometer etwa 0 Grad wies. Tags darauf mußte ich schon im Waggon das Oberkleid ablegen und bald darnach wurden ich und alle Mitglieder der Capelle aus dem Garten einer Station vom Bahnpersonale, welches uns als Europäer erkannte, mit Blumen und Rosen beschenkt. Das Thermometer dürfte da 18 Grad Wärme gezeigt haben! Eine solch große Differenz in der Temperatur zwischen einer und der anderen Station! Nun ging es noch einen halben Tag fort und wir langten in Los Angelos an. Die Stadt ist nicht sonderlich groß, aber während der californischen Saison füllt sie der große Fremden-Zuzug bedeutend. Die Hôtels sind groß und für amerikanische Verhältnisse sehr nett. Ich muß nun nachholen, daß die Bedienung auf den Stationen während der Mahlzeiten eine weibliche, sorgfältig ausgemusterte ist. Die Kellnerinnen (bar-maide) müssen von anmutigem Äußern, gleichzeitig aber sehr sittsam sein. Dies sind Begriffe, deren Vereinigung in Europa wohl nicht bekannt ist. Mädchen aus Familien des bescheidenen Mittelstandes wählen in Amerika diesen Erwerbszweig, weil er ihnen Zeit genug läßt, ihrer eigenen Familie anzugehören, oder wenn sie in einer fremden Stadt in Stellung sind, im Kreise jener Familie zu verweilen,

bei welcher sie Unterkunft gefunden haben. Die Kellnerin findet, wenn sie in den Speisesaal tritt, alles nötige Geschirr schon fein säuberlich geputzt auf den Geschirr-Etagéren. Ihr obliegt nur das Geschirr für den ersten Gang des Menus auf den ihr zugewiesenen drei Tischen zu placiren. Die Kleidung ist ihr vorgeschrieben und gewöhnlich excentrisch sauber. So fand ich in Los Angelos, als ich im prächtigen Hôtel den Speisesaal betrat, zwanzig junge und zumeist hübsche Kellnerinnen in Kleidern von weißem, leichtem Seidenstoff, selbstverständlich geschlossen, mit hohem Koller, entweder von demselben Stoff wie das Kleid, öfter aber von weißen Spitzen. Der Gürtel war aus blaßblauer Seide, die Manchetten desgleichen. Dem Eintretenden bot sich ein überraschendes Bild: ein großer, hoher Speisesaal in weißer Glanzfarbe mit vergoldeter Architectur, broncenen, reichen Lustern, die Stühle und Tische von blaßgelbem, glänzendem Holz und dazu in tadelloser Haltung die zwanzig jungen hübschen Mädchen in weiß-blaue Farben gekleidet und sehr nett frisirt. Die Mädchen nähern sich dem Gast, ohne zu fragen und harren seiner Befehle. Gewöhnlich sprechen sie gar nicht, höchstens lassen sie sich nach der Bestellung zu einem »Well« (gut) herbei. Ist die Stunde des Lunch oder Diner oder Souper vorüber, so stellen die Kellnerinnen das Geschirr auf die Etagèren und begeben sich, wenn sie im Hause bequartirt sind, auf ihr Zimmer, sonst nach Hause. Einen Nachtdienst gibt es nicht, da Diner oder Souper gewöhnlich zwischen $^1/_2$9 und 9 Uhr zu Ende sind. Die Reinigung des Geschirres und die Säuberung des Locals besorgen Waschfrauen. Mit den Gästen darf die Kellnerin nicht conversiren. Es wäre aber auch sehr »shoking«, wenn ein Gast sich hierin vergessen würde. Ich erinnere mich auf dieser Reise in einer Station der Pacific-Bahn das schönste Mädchen gesehen zu haben, dem ich auf all meinen Reisen und in allen Ländern begegnet bin. Sie war reizend gekleidet und sie sang so schön »Iris steh«, »Chiken« (sie kann und soll nämlich die Speisen ansagen, wenn ein Gast noch einmal davon haben will; da käme ein Restaurateur in Wien und Berlin oder gar in Westfalen gut an!), aber zu einem Gespräche darf es nicht kommen. Demgegenüber muß man das Kellnerinnen-Wesen in Europa als

sittlich-scandalös, als eine das weibliche Geschlecht zur veritablen Sclavin erniedrigende Einrichtung bezeichnen, welches die Behörden dulden, in dem großen, sehr naiven Irrtum befangen, damit der Straßen-Unsittlichkeit zu steuern!

Als ich nun in oberwähntem Speisesaal auf Englisch »Moselle« begehrte, näherte sich die Kellnerin sofort dem Chef de reception, dieser kam, entschuldigte sich in deutscher Sprache höflich, es sei heute solemnity (Feiertag, zweiter Weihnachtsfeiertag), da dürfe in keinem Restaurant Alkohol verabreicht werden. Er würde mir aber das Diner auf mein Zimmer bringen lassen und dort könne ich den Moselwein bekommen. In »Temperenzler-Städten« bekommt man auch an Wochentagen keinen Wein oder Liqueur, es sei denn, man kann ein Recept von einen Arzt in der Apotheke vorweisen, welche in diesem Falle den Wein ausfolgt. Diese Recepte liegen aber gegen eine kleine Abgabe im Office des Hôtels bereit!

Solche Maßregeln von Ascetik sind in einem frei sein wollenden Lande ebenso absurd als rücksichtslos gegen die reisende wie leidende Welt. Aber erhebt die dortige Tagespresse gegen eine solche Religions-Heuchelei ihre Stimme?

Die Fahrt ging weiter. Ungefähr zwei Stunden vor San Francisco hielt der Eisenbahnzug. Die gesamte Reisegesellschaft hatte nun eine Verbindungsbrücke zu passiren und sodann eine sehr nett adjustirte Fähre zu besteigen, auf welcher die unsichtbare Dampfmaschine arbeitete, auf dieser glitten wir ruhig, wie auf einem Schiffe eine Viertelstunde dahin. Plötzlich sah ich in der Ferne ein nicht sehr hohes Felsenriff aus dem Meere ragen und hörte schreckliche Mißtöne. Immer gräulicher wurde der Lärm, wie Gekrächze von Geiern und Heulen von Wölfen zusammen. Doch nun gab ein schwarzer Porter Aufschluß. Circa 60 Seehunde respectabler Größe lagerten auf dem Felsriff und je näher wir demselben kamen, desto entsetzlicher wurde das Geheul. Die Art dieser Thiere, aus dem Meere auf eine Landzunge oder auf ein Felsenriff sich zu winden und zu kreuchen und solches Geheul ertönen zu lassen, ist ein dem Seemann wohlbekanntes Zeichen dafür, daß ein Seesturm herrannahe. Daß überhaupt einige Zeit vor einem Sturme allerlei Wassertiere an die Oberfläche

kommen, in der Ost- und Nordsee, wie die Tun- und Haifische, der Walfisch, das bekunden auch die Seeleute der Bremer Lloyd-Dampfer.

Nach einer halben Stunde landete die Fähre und wir setzten unsere Fahrt mit der Eisenbahn nach San Francisco fort.

San Francisco!! Wie gespannt harrt der Europäer all der Herrlichkeit, die diese Stadt ihm weisen werde! Und wie gräulich wird man enttäuscht, wenn man durch die Straßen wandert und einem die Tausenden und Tausenden von erbärmlich gekleideten, zumeist jungen Chinesen mit ihrem schlotternden Gang, den »ungewaschenen« Gesichtern und Händen und den Lappen ihrer Kleidung begegnen! Sie haben ein eigenes Wohnungs-Viertel, in das ich mich aber nicht gewagt habe. Eine hoch drastisch-comische Figur war für mich ein in der Nähe dieses Viertels etablirter chinesisch-amerikanischer Fleischer. Dieses chinesische Unicum hatte eine Größe von circa 1½ Meter und einen Körperumfang von 140 Centimeter! Die Dimension der asiatischen Visage betrug 35 Centimeter! Auf diesem »Globus« einer Visage lag geringeltes schwarzes Roßhaar eng an der Haut. Dazu eine Nase wie von einem Mastodon und unter dem Kinn eine fleischige Fortsetzung, welche wie ein Rasirhandtuch herabhing, so daß der Hals nicht zu sehen war. Eine wahre köstliche Operettenfigur! Dazu schrie der Mann im harten Englisch mit einer Stimme, als sollten ihn die Ahnen der Mandschu-Dinastie hören!

In den chinesischen Kaufläden war nichts zu kaufen, da alles äußerst primitive Ware war, chinesischer »Pofel«!

Schöne Straßen habe ich nur drei gesehen und diese waren ziemlich frequentirt. Kaum in San Francisco angelangt, brach nämlich der Sturm, den das Geheul der Seehunde angezeigt hatte, los und es regnete und stürmte durch volle sechs Tage, während sonst San Francisco um diese Zeit schönes und warmes Wetter hat. Ich hatte also das Pech, gerade einen der schlechtesten Jänner seit sechs Jahren zu treffen. Schon am zweiten Tage stellte sich denn auch prompt das Sumpffieber, das dritte in Amerika ein, und schüttelte mich heftig. Aber mein probates Mittel, das Chinin, sowie die starke Transpiration allabendlich in den Concerten behob

das Übel in sechs Tagen, wenn auch die üblichen Folgeerscheinungen, große Mattigkeit und periodische Schüttel-Fröste, nicht ausblieben.

Ich muß hier noch bemerken, daß der Agent des Hauses, welches diese Tournée unternahm, den für einen Amerikaner unbegreiflichen Fehler beging, mich mit meiner Capelle nicht in der »Saison« concertiren zu lassen, sondern zweieinhalb Wochen vor Beginn der »Saison«.

Infolgedessen waren die Concerte in Californien nicht so besucht, wie dies in der Saison der Fall gewesen wäre.

In Buffalo, einer Stadt, welche nur eine kleine Stunde von den Niagara-Fällen entfernt ist, gab dieser unglaublich ungeschickte Mensch nur ein Concert. Die Folge davon war ein solcher Andrang, daß circa 300 Personen, welche noch nummerirte Sitze (Sperrsitze) haben wollten, nicht mehr eingelassen werden konnten; für 40 Personen improvisirte man im Parterre Sitze (Clavierstühle) zu zweieinhalb und drei Dollars (12 K 34 h und 17 K 28 h). So schädigte dieser Mensch durch seine crasse Unerfahrenheit das Unternehmen.

Im weiteren Verlaufe der Tournée war auf der Rückkehr von Californien in Baltimore, wo schon während der ersten Serie der Tournée ein ausverkauftes Concert stattgefunden hatte, wieder ein Concert anberaumt. Zu diesem Behufe mußte die Capelle eine Nachtfahrt und noch eine ganze Tagfahrt machen. Ich selbst reiste (zu meinem Malheur) mit dem Secretär und meinem Kammerdiener in einem Schnellzuge von Cleveland bis Pittsburg, um in Baltimore früher anzukommen. Der Schnellzug erreichte Pittsburg um halb 6 Uhr morgens am 7. Februar 1901. Ich hatte im Pullmann-Schlafwaggon schon um halb 5 Uhr mein »Compartement« (eigenes Cabinet mit Schlafdivan und Waschcabinet) verlassen, mich vollkommen »marschbereit« gemacht und saß im »Smoking-Room«, von welchem man zum Ausgang gelangte. Da — um halb 6 Uhr — erfolgte ein heftiger Stoß, durch den ich und mein Diener vom Sitz herabstürzten. Gleichzeitig erdröhnte ein fürchterlicher Krach. Ich erhob mich langsam, blickte nach dem Schlafraum des Pullmann-Waggons, konnte aber nichts wahrnehmen, denn die Beleuchtung im Waggon war vollständig erloschen. Ich wandte mich um und sah nach

der Plattform. Da erkannte ich zu meinem Schrecken, daß der Waggon auf einer Seite knapp, das heißt ohne Stoßballen, an dem vorderen Waggon stand. Die rechtsseitige Wagentreppe war in Holzfasern und lose Eisenblechstücke zerschmettert! Ich begriff nun; ein Zusammenstoß war erfolgt, doch war er mir unfaßbar, da doch unser Zug stillstand! Als ich mich erhob, frugen mich zwei amerikanische Gentlemans, die auch mit gestürzt waren, ob ich verletzt sei. Ich fühlte im rechten Schlüßelbein heftigen Schmerz. Als die Gentlemans wahrnahmen, daß sie einen »German« vor sich hatten, wandten sie sich und suchten ihre Reise-Effecten zusammen. Internationale Höflichkeit und Samariterdienst gab es also da nicht! Ich versuchte nun über die linke Stiege, die noch halbwegs erhalten war, vom Waggon herabzuklettern, eilte nach dem Ende des Zuges, da sah ich, starr vor Schrecken, eine devastirte Locomotive, den Schornstein vom Dach des Pullmann-Waggons, der sehr massiv ist, umgelegt, beide Stoßballen abgestoßen und das linke Vorderrad zertrümmert. Hinter der Locomotive waren von 8 Waggons, 5 zertrümmert während von meinem Zuge nur 3 Waggons und die rückwärtige Hälfte des Pullmann-Waggons zerstückt waren. Das Unglück erklärte sich aus folgendem: Um vier Uhr morgens stieß ein von Baltimore kommender Lastzug infolge falscher Weichenstellung an den auf einem Seitengeleise des Pittsburger Bahnhofes stehenden leeren Lastzug, infolgedessen beide Maschinen und Züge arg beschädigt wurden. Da durch einige Trümmer jenes Geleise, auf welchem mein Zug um 5 Uhr in Pittsburg zu erwarten war, verlegt worden war, so gab man diesem vor der Einfahrt in den Bahnhof auf offener Strecke das »Haltsignal» welchem der Zugsführer sofort entsprach. Aber nun ließ man sich, wie zumeist bei allen Eisenbahn- und Bergwerks-Unglücksfällen, eine grobe Fahrlässigkeit zu Schulden kommen. Das Personal meines Zuges hatte vergessen, die an dem letzten Waggon rückwärts angebrachten beiden roten Lampen anzuzünden und auch die ihm obliegende Vorsicht nicht gebraucht, da kurz vor der Haltestelle das Geleise eine Curve beschrieb, in einiger Entfernung vor der Curve auf einem Holzpfosten das Warnungssignal anzubringen. Hat dann ein Zug die Curve passirt, so steht er wenige hundert Schritte oder auch

weniger als diese, vor einem Zuge und die Rotationsbewegung des Zuges macht noch so starkes Bremsen und Contredampf zu nichte. So war es auch in diesem Falle; nach Passirung der Curve nahm der Zugsführer eines nachfahrenden Zuges in der Finsternis meinen Zug zu spät wahr, und fuhr mit vollem Dampf in diesen hinein; nur dadurch, daß mein Zug durch den Anprall etwas vorgeschoben wurde, wurde der Stoß für meinen Zug etwas vermindert, der anfahrende Zug aber mehr beschädigt. Bei 13° Kälte mußten wir nun auf offenem Geleise eine Stunde warten, bis ein Arbeiterzug kam, der uns weiter nach einer anderen Stadt brachte. Dort wurde ein neuer Zug zusammengestellt, der erst um 2 Uhr nachmittags nach Baltimore abging.

Die halbe Stunde, welche ich in dem Arbeiterzug verbringen mußte, war gräulich unangenehm. Arbeiter und Arbeiterinnen machten sich über meinen schwarzen schönen Skungspelz und über mein starkes Cachenez aus Lyonerseide lustig, indem sie lachend behaupteten: Der hat einen »Footmuff« (Fußsack) um den Hals! Die Pelzhandschuhe nannten sie »Slipper« (Pantoffel). Aber am lüsternsten betrachteten sie den Skungspelz!

Ich hatte die Unvorsichtigkeit begangen, mit der rechten Hand einige Zeit meinen Handkoffer zu tragen. Dadurch irritirte ich die bisher nicht festgestellte Verletzung der Schulter bedeutend. Der Zug kam um 9 Uhr abends in Baltimore an. Das Concert, das wieder ausverkauft war, hätte um 8 Uhr beginnen sollen. Aber auch die Capelle, welche mit einem anderen Zuge fuhr, kam erst mit großer Verspätung, statt um 6 Uhr um 8 Uhr an und da die Musiker doch früher etwas zu sich nehmen wollten, so kamen sie um ½9 Uhr in das Concerthaus, die Instrumente um 9 Uhr! Die amerikanischen Eisenbahnzüge sind nämlich an keine feste Fahrzeit gebunden, dazu verstehen sich die Eisenbahn-Unternehmungen, id est: die Eisenbahnkönige nicht. Das läßt sich das amerikanische Publicum durch Decennien gefallen, in Europa gefällt ihm aber die Einhaltung der Ankunftszeit sehr gut!

Das Concert konnte denn, da das Arrangement des Orchesters nicht mehr durchfürbar war, nicht stattfinden und

mußte selbstverständlich das Entrée dem Publikum zurückgegeben werden.

Ich ließ nun im Office des Hôtels ersuchen, mir sofort einen deutschen Arzt zu senden. Nach einer halben Stunde kam ein nur englisch sprechender, so daß ich, um demselben den Hergang meiner Verletzung bekanntzugeben, eines Dolmetsch mich bedienen mußte. Nach kurzer, aber sehr schmerzhafter Untersuchung, da er die Mobilität der Achselkugel prüfen wollte, äußerte er, eine Luxation läge vor und ich müßte 14 Tage den Arm fest an die Brust bandagirt tragen. Ich ergab mich in dieses Schicksal, er sandte nach der Apotheke um Verbandzeug und fing mit Hilfe meines Kammerdieners und des Hausdieners an, den Arm vierfach fest an den Brustkörper zu bandagiren. Ich ersuchte den Arzt um ein Attest und dann um die Nennung des Honorars. Er sagte: Hunderd (100) Dollars! Als er meine »Perplexität« über diese Forderung wahrnahm, erklärte er mir: Das müssen ja nicht Sie zahlen, sondern die Eisenbahn-Direction, die Sie um diesen Betrag ebenso wie um ein Schmerzens- und Verwundungsgeld belangen müssen. Ich dachte mir gleich: In sechs Tagen verlasse ich Amerika, wie sollte ich da zu dem Gelde kommen und was würde dieser Proceß kosten.

Nachdem ich mich mit dem bandagirten Arm zur Ruhe begeben hatte, konnte ich nicht einschlafen vor Atembeklemmung, so fest war der Arm an die Brust geschnürt. In höchster Aufregung stand ich auf, suchte im Handkoffer nach einer Schere schnitt mit unsäglicher Mühe mit der linken Hand die vier Umhüllungen auf, hielt den rechten Arm stets stramm an die Brust und fand endlich, ermüdet von der langen Reise und den Aufregungen, den Schlaf.

Tags darauf mußte ich in Harlem, einer Art Vorstadt von New-York fast eine Stunde entfernt, concertiren. Ich reiste denn direct nach New-York, nahm wie immer im weltberühmten Hôtel Walddorf Astoria (erbaut vom Milliadär Astor, Fassungsraum 1400 Personen) Logis und berief über Rat des Managers des Hôtels den Primarius des französischen Hospitals von New-York Dr. Nagel. Dieser diagnosticirte: Durch die Wucht des Einbruches der rechten Seitenwand des Pullmannwaggons

hat, da dieser Waggon reich mit schönen metallenen Ornamentstücken decorirt ist, ein solches Metallstück in meiner rechten Schulter den Claviculaknochen von dem Acromionknochen getrennt; beide sind nur durch eine Bindesubstanz aneinander gefügt und nun sind diese getrennten Knochen in die ihnen anliegenden Weichteile der Schulter gedrungen, woraus sich die starke Geschwulst erklärt. Bandage sei nicht notwendig, nur müsse der Arm durch einige Monate stets stramm an der Brust gehalten werden. Manipuliren dürfe ich mit der rechten Hand nicht. Diese Diagnose hat bei den weiteren Untersuchungen durch die Wiener Professoren Hofrat Gussenbauer und Hochenegg ihre Bestätigung gefunden.

Ich hatte von der Tournée nur mehr vier Concerte und einen Ball, letzteren im Metropolitantheater, zu dirigiren. Mit großer Beklommenheit fuhr ich denn ins Concert nach Harlem, in dem Bewußtsein, nach 39 Jahren zum ersten Male mit der linken Hand dirigiren zu müssen und dazu so schwierige Piècen, wie die Ouvertüre, eine schwere Opern-Pièce, eine Rhapsodie von Liszt und sehr heikle Streichquartett-Piècen. Das Unangenehmste war, das zweite Viertel im neun Achtel-Takt zu geben, oder einen sechs Achtel- oder vier Achtel-Takt, in welchem die Achtel auszuschlagen waren. Dank meiner großen Achtsamkeit passirte nichts, und es ging wie sonst. Aber nach dem Concert war ich so nervös und aufgeregt, daß ich keinen Schlaf finden konnte.

Auch die drei anderen Concerte mußte ich auf diese peinliche Weise dirigiren. Dann, am 12. Februar 1901, kam der Ball zugunsten des Vereines zur Unterstützung Schiffbrüchiger, es hätte aber richtiger heißen sollen: Zugunsten eines Schiffbrüchigen des Agenten. Der Mann konnte auch sagen, wie zu anfangs der Vierzigerjahre ein Mann in Wien, der einst vermögend war, aber mit einer mathematischen (!) Wahrscheinlichkeitsrechnung sich ausgerechnet hatte, daß er nur bis zum Jahre 1840 leben werde und im Vertrauen darauf, sein Vermögen bis zu diesem Zeitpunkte vollständig durchgebracht hatte und dann auf den öffentlichen Plätzen Wiens mit den Worten bettelte: »Ein armer Mann, der sich verrechnet hat!«

Der Agent in New-York hatte sich auch »verrechnet«!

Auf diesem Balle hörte die — nebenbei gesagt — nur spärlich erschienene Tanzgesellschaft dem Spiele meiner Capelle zumeist zu, da sie an die bei ihr heimischen Tanztempi gewöhnt, hierzu gar nicht tanzen konnte, nur bei Quadrilles (welche ohne Trenis getanzt wurden) und bei Polka françaises tanzte sie. Zum Walzer, der drüben in dem sehr verlangsamten Tempo einer Polka-Mazur gespielt wird, mußte eine Militärcapelle, die überhaupt zum Alterniren bestimmt war, aufspielen. Man hebt in Amerika nämlich nicht den rechten Fuß schleifend zum ersten Schritt des Walzers, sondern hebt nur die Füße, ähnlich wie bei dem Rundtanz in österreichischen und steirischen Ländern, zu drei gleichen langsamen Schritten.

Auch in England wird — mit Ausschluß der Hofgesellschaft — der Walzer in drei Schritten getanzt, beim dritten Schritt wird der rechte Fuß an der Kniebeuge nach außen geworfen, so daß man lebhaft an den Tanz der Volksmassen beim »Schwender« in den letzten Faschingstagen erinnert wird.

Das Erträgnis dieses Balles war aber trotz des geringen Besuches gar nicht unbedeutend, da ja die »gute Gesellschaft«, d. i. die Millionäre und Milliardäre, recht artig gerupft worden waren. Ich hatte nur bis 1 Uhr morgens zu dirigiren, wie auch das Ballfest schon nach 2 Uhr morgens zu Ende war. Als ich auf dem Balle den Tactstab weglegte und diesen der Capellendiener mit der Violine in den Violinkasten legte, wußte ich, daß ich nun zum letzten Male dirigirt habe und kann ich nicht schildern, welche Gefühle mich in diesem Augenblicke beschlichen, als ich nach 39jährigem, mit vielen Widerwärtigkeiten, Rancünen, Mühen, Sorgen, Entbehrungen und Strapazen verbundenem Wirken, im vollsten Sinne ein Salfe-made-man, nach Verlust meines ersten mir schändlich geraubten Vermögens, nun doch mein Ziel, die Altersversorgung erreicht hatte. Mein erstes am nächsten Morgen war der Weg in die Kathedrale von New-York, dem Allmächtigen Dank zu erstatten.

Mit diesem Balle endete diese Tournée, während welcher ich 81 Städte besucht und 106 Concerte absolvirt hatte, wobei aber die sieben Reisetage nach Californien und zurück nicht gezählt sind. Mit der, der amerikanischen Tournée im

Sommer des Jahres 1900 vorhergegangenen deutschen Tournée mit 51 Städten und 123 Concerten, hatte ich sonach innerhalb sieben Monaten (und zwar vier Monate in Deutschland und drei Monate und drei Wochen in Amerika) 132 Städte besucht und 229 Concerte absolvirt, wobei die in Amerika allwöchentlich stattgefundenen zwei Matinéen nicht mitgerechnet sind. Gewiß eine enorme physische Leistung schon bezüglich der mit der Eisenbahn zurückgelegten Tausenden und Tausenden von Kilometern und einer zwanzigtägigen Seefahrt!

Am 13. Februar, 11 Uhr vormittags, war Schluß-Auszahlung der Capelle (ich war hocherfreut, mit dieser Kategorie von Menschen nichts mehr zu tun zu haben), die der Wiener Capelle angehörenden Mitglieder erhielten ihre vierzehntägige Kündigung, die Ausländer hatten nur Contracte für die deutsche und amerikanische Tournée und mit diesem Tage, dem 13. Februar 1901, hatte die von meinem Vater vor achtundsiebzig Jahren gegründete Capelle aufgehört, zu sein!

Während meiner durch 23 Jahre gemachten Kunstreisen habe ich mit meiner Capelle 840 Städte zweier Weltteile besucht und bei 14 Ausstellungen concertirt. In der Zeit vom Jahre 1870 bis 1900 hatte meine Capelle die Ehre, sich vor nachbenannten höchsten Herrschaften zu produciren: Kaiser Dom Petro und Kaiserin-Gemahlin von Brasilien, Kaiserin Eugenie von Frankreich, Kaiser Wilhelm I. und Kaiserin Augusta von Deutschland, Kaiser Friedrich I. und Kaiserin Victoria von Deutschland, Kaiser Wilhelm II. von Deutschland, Königin Victoria, König Eduard und Königin Alexandra von Großbritannien, König Victor Emanuel von Italien, König Albert und Königin Carola von Sachsen, König Georg von Sachsen, König Alfons XII. von Spanien, König Friedrich von Württemberg, König Christian von Dänemark, Großherzog Adolf von Luxemburg, Großherzog von Hessen, Fürst Ferdinand von Bulgarien, Herzog Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha, Khedive Abbas Pascha von Ägypten, Prinz Nicolaus von Oldenburg (russische Linie), Herzogin von Schleswig-Holstein-Augustenburg (Mutter der deutschen Kaiserin), Prinz Albrecht von Preußen (Regent von Braunschweig), Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen.

Einige obgenannter Potentaten zeichneten mich mit vier Commandeurs-, drei Officiers- und sieben Ritterkreuzen aus.

Solche Reisen mit einer Musik-Capelle sind aber sehr riscant, denn die Regiespesen: Die Besoldung der Capelle, (auf Reisen sehr hoch), die Eisenbahnspesen für etliche vierzig Personen, sowie für die Fracht (Instrumente, Musikalien und Kleiderkoffer) sind ebenfalls sehr bedeutend, wie aus der nachstehenden Zusammenstellung ersichtlich sein mag. Auch die Erhaltung einer Capelle mit Jahres-Engagement von guten Berufsmusikern verschlang große Summen und konnten diese in Wien, ob des Mangels an für Concerte dieser Gattung geeigneten Localen nicht erzielt werden. So stellten sich die Erhaltungskosten der Capelle von der Wintersaison des Jahres 1879 an bis Februar 1901 wie folgt:

Für den Aufenthalt in Wien	481.600	Kronen,
für die Tournées in Deutschland in der Sommersaison durch 19 Jahre	873.062	„
für den Concert-Cyclus durch vier Monate im Sommer 1894 in Rußland	151.202	„
für die erste Tournée in Amerika 1890 (acht Monate)	319.020	„
für die zweite Tournée in Amerika 1900 (vier Monate)	135.364	„
	1.960.248	Kronen

Aber nicht nur diese Spesen, sondern auch mein erstes und mein zweites Vermögen lieferten die in der vorstehenden Aufstellung verzeichneten Reisen und so fand ich auch dort, wo es galt, wohltätige Zwecke zu fördern, offene Hand zu üben. So wurden vom Jahre 1869 bis 1900 132.000 Kronen teils in Barem, teils durch unentgeltliche Mitwirkung bei Academien für humanitäre Zwecke, teils durch eigene Veranstaltungen von Concerten und Musikfesten obgedachten Zwecken zugewendet. Bei diesem charitativen Wirken stellte sich aber so manche trübe Erfahrung ein, denn nicht immer wurde die offene Hand des Künstlers eines Dankes gewürdigt, wie ein Staats-Institut, dem ich durch 18 Jahre meine Dienste unentgeltlich widmete, gelegentlich meines Rücktrittes in das Privatleben kein Wort des Dankes fand. Ein Mitglied

einer Corporation wieder, welchen ich durch Decennien meine Tätigkeit in uneigennützigster Weise widmete, warf mir anläßlich meines Rücktrittes in das Privatleben einen Stein nach, und publicirte: »Kein Hahn in Wien krähe nach meinem Rücktritt in das Privatleben.« Aber auch in den 840 Städten zweier Weltteile, welche ich bereiste, krähte kein Hahn nach dem Gallerguß dieses Mannes und die überaus freundliche Aufnahme, welche ich in all diesen Städten fand und die so glänzenden materiellen Ergebnisse meiner Reisen boten mir reichliche Genugtuung für solche Animosität in der Heimat. Wie stünde es denn auch um mich, wenn mein Wirken den Beifall dieses Mannes gefunden hätte, meine Leistungen aber in den 840 Städten nicht Erfolg erlangt hätten? Das tatsächlich eingetretene umgekehrte Verhältnis aber konnte ich denn nur mit vollster Zufriedenheit begrüßen.

Die Commune meiner Vaterstadt aber anerkannte mein Wirken auf »künstlerischem wie philantropischem Gebiete«, wie das Schreiben das Bürgermeisteramtes lautete, durch Verleihung der großen goldenen Salvator-Medaille und ich weiß der Commune, wie dem Herrn Bürgermeister Dr. Karl Lueger, dem illustren Regenerator des heutigen schönen Wiens wärmsten Dank. Vier philantropische Vereine gedachten meines Wirkens durch die Wahl zum Ehren-Mitglied.

Vor Abfahrt von New-York hatte ich noch ein »Stückchen« zu überstehen, wie es eben nur in der »neuen Welt« möglich ist.

Am Abend vor dem Tage meiner Abreise fanden sich im »Walddorf-Astoria-Hôtel" in New-York um ½9 Uhr in meinem Zimmer zwei nicht schlecht gekleidete Herren ein. Der Eine präsentirte sich lediglich als Kaufmann und ersuchter Dolmetsch, stellte den anderen als Kanzleibeamten des Lawyer (Advocaten) N. N. vor und wies auch eine (in englischer Sprache abgefaßte Legitimation desselben vor). Der Dolmetsch sagte nun: »Sie haben eben eine glänzend honorirte Tournée absolvirt. Ein Client des Herrn Advocaten, Herrn N. N. erklärt aber, Briefschaften von Ihnen in Händen zu haben, in welchen Sie sich ihm vor längerer Zeit zur Absolvirung einer von ihm zu veranstaltenden Tournée verpflichtet hätten. Er erhebt denn jetzt einen Entschädigungs-

anspruch von 1000 Dollars und wenn Sie sich zu dieser Zahlung heute nicht verstehen oder nicht bis morgen früh einen solchen Betrag als Caution hier deponiren (wobei es genügen würde, diesen Betrag im Office des Hôtels als ein vor Austragung des Processes unantastbares Gut zu hinterlegen), so müßte der Herr Advocat morgen früh vor Ihrer Abfahrt oder auf dem Steamer auf Ihre Person Beschlag legen!« Ich äußerte sofort, ich würde mich morgen $^1/_2$9 Uhr im Office erklären. Damit gingen die beiden fort. Es war im vollsten Sinne des Wortes für mich ein »räuberischer Überfall«, dessen Resultat aber bei den mir bekannten, einem Fremden gegenüber maßlos rücksichtslosen Gesetzen der neuen Welt, mir gar nicht zweifelhaft war, da der Kläger, respective dessen Advocat offenbar schon um »Sicherung meiner Person« bei der competenten Gerichts-Instanz angesucht hatte. Daß mein Schlaf an diesem sonst so freudevollen Abend nicht der Beste war, kann man sich wohl denken!

Ich sorgte nun für alle Fälle vor, schloß nochmals den Koffer auf und steckte aus der Papiergeld-Brieftasche einige Tausender- und Hunderter-Noten zu mir, wenn mir dies auch sehr unangenehm war, denn auf dem Schiffe mußte ich dann das Geld in einer Rehhaut-Brieftasche am Leibe tragen und damit schlafen. Dazu mußte ich noch 5000 Mark in Gold im Ledertäschchen bei mir tragen, die Schiffsgage nämlich für 12 bis 13 Tage; denn es war ja möglich, daß das Schiff wegen Nebels vor dem Eidercanal ein, zwei oder gar drei Tage anhalten mußte, um nicht auf die gefürchteten Klippen zu stoßen. Ich war also mit einem Ballast von einigen Kilo beschwert und gerade auf einem Schiffe ist dies nicht rätlich.

Ich fand des anderen Tages außer dem Dolmetsch noch den Advocaten, einen ganz elegant gekleideten Herrn in den Fünfziger Jahren und auch den Haupt-Faiseur des Briganten-Coups, den Mann, mit dem ich einst ganz unverbindliche Briefe gewechselt hatte und von welchem ich meinerseits in Wien Briefe besaß, welche vor Gericht genügend dargetan hätten, daß eine »Abmachung« gar nicht existire. Ich erklärte dem Dolmetsch, daß ich bereit sei, die 1000 Dollars bei dem Office des Hôtels zu deponiren, und zeigte die Banknote. Der Dolmetsch begab sich zu den im Parlor-room des Hôtels

befindlichen beiden Herren. Nach kurzer Zeit kam er wieder und sagte nun in einem scheinbar confidentiellen Tone: »Schauen Sie, Herr Director, dieser Proceß kann sie ja weit mehr als 1000 Dollars kosten, versuchen sie die Sache heute glatt zu machen!« Ich blickte ihn etwas consternirt an, merkte wohl, wo das hinaus wolle, stellte mich aber unwissend und frug: »Ja wie meinen Sie denn dies?« — «Nun«, antwortete er, »nennen sie einen Betrag, den sie jetzt dem Herrn Kläger respective seinem Advocaten bar ausfolgen wollen und ich werde fragen, ob er sich damit zufrieden gibt.« Ich nannte 200 Dollars gegen die begehrten 1000 Dollars. Der Mann lief wieder zu dem Advocaten. Mittlerweile war es 9 Uhr geworden. Um ½10 Uhr mußte ich mit dem Wagen zum Schiff fahren, wohin dreiviertel Stunden Weg war. Welche Aufregung erfaßte mich also! In wenigen Minuten kam er schon zurück. »Mit 200 Dollars tun's die Herren nicht, aber für 400 Dollars würde Ihnen eine Quittung mit der Erklärung vollster Erledigung der Angelegenheit ausgefolgt werden.« Ich entnahm ohne weitere Auseinandersetzung oder Überlegung vier Noten à 100 Dollars meiner mit einigen Tausenden von Dollars bespickten Brieftasche (ich konnte ja nicht wissen, ob man heute nicht noch höhere Ansprüche stellen würde!) Nun näherte sich mir der Biedermann, der Concertagent selbst, aber ich würdigte ihn keines Blickes und gab auf seine englische Ansprache keine Antwort. Der Advocat übergab mir die Quittung und ich dachte, da könntest du auch noch düpirt sein, aber die Schlußworte konnte ich auch mit meinen geringen englischen Kenntnissen übersetzen und diese Schlußworte waren genügend für mich. Der Advocat empfahl sich höflich, ich sah mir den eleganten Makler eines dunklen Ehrenmannes noch gut an.

* * *

Endlich fuhr ich zum Schiff, dem Lloyd-Steamer »Königin Louise«, der 1400 Personen faßt, circa drei Etagen hoch ist und eine Länge von 560 Fuß, eine Breite von 60 Fuß und eine Höhe von 58 Fuß (hievon 38 Fuß Tiefgang) hat.

Bekannt durch seinen ruhigen Gang, braucht das Schiff allerdings zehn Tage zur Überfahrt. Es war dies die ruhigste

Seefahrt von all meinen Fahrten. Ich aß täglich mit großem Appetit und hatte drei ausgiebige Mahlzeiten, den 10 Uhr-Lunch (Heringe und sonstiges Amphibien-Getier) übergehend.

Das Schiff ging aber nicht, wie bestimmt war, am 14., sondern erst am 15. ab, da der Hafen eingeeist war. Ich büßte dadurch einen Tag Schiffsgage ein, suchte auch, in Wien angekommen, bei der Lloyd-Direction um Vergütung an, diese verwies mich aber auf die dem Schiffs-Fahrbillet beigedruckte Bemerkung: »Für die Einhaltung des auf dem Billet angegebenen Abfahrt-Datums wird nicht garantirt!«

Über diese sonderliche Stipulation sind Gedanken frei!

Am 24. Februar, nachmittags $^3/_4$2 Uhr, kam Bremerhaven in Sicht und um $^3/_4$4 Uhr erfolgte die Ausschiffung.

Um Mittag benahm sich noch die Capelle scandalös. Etliche zwanzig Mitglieder erschienen im Raum der ersten Cajüte (die Capelle fuhr zweiter Cajüte) postirten sich vor meiner Cajüte (ich hatte die Capitäns-Cajüte inne) und verlangten unter Randal heute noch die Schiffsgage für diesen Tag, da sie erst gegen Abend ausgeschifft würden. Der Contract bestimmte jedoch klar und deutlich: »Die Schiffsgage ist für jeden Tag fällig, an welchem auf dem Schiffe übernachtet wird.« — Dabei bekamen die Leute 4 Mark täglich und durch die Schiffskarte ausgiebige Mahlzeiten. Ich wußte aber durch den Capitän, daß vor 4 Uhr noch ausgeschifft werden würde. Ich wies sie daher energisch ab, begab mich zur Commandobrücke und trug dem Capitän den Sachverhalt vor. Er beauftragte den ersten Officier, den Musikern zu bedeuten, sie hätten sich sofort auf ihren Platz in der II. Cajüte zu begeben. Wenn sie glaubten, eine Forderung an ihren Chef zu haben, so hätten sie sich an das Gericht in Bremen zu wenden, am Schiffe dulde er aber absolut keinen Raddau! — Ein einziger Ober-Matrose bugsirte dann sehr rasch die Tumultanten auf ihre Plätze. So benahmen sich Wiener und reichsdeutsche Musiker auf einem Schiffe, angesichts der Reisegesellschaft der I. Cajüte (über jene der II. Cajüte könnte man im allgemeinen nichts Gutes sagen).

Bei Ankunft im Hafen hat man es sehr bequem. Ein Speditions-Agent kam sogleich auf mich zu und frug, was nach Wien komme. Ich übertrug ihm die Expedition der mir

gehörigen Instrumente und der vier großen Notenkästen. In zehn Minuten war dies abgemacht und um ½5 Uhr langte ich in Hillmanns Hôtel in Bremen an. Dort gab ich noch dem langjährigen Reiseführer der Capelle (selbst Capellenmitglied) das nötige Reisegeld für jene Musiker, welche von Bremen nach Berlin oder Dresden fahren wollten, endlich für jene, deren Reiseziel Wien war. Von der gesamten, 42 Musiker zählenden Capelle reisten 9 nach Wien, 4 nach Böhmen, 4 blieben in Amerika (sind heute noch dort) und 25 suchten in Deutschland zerstreut Engagement. Wenn dann in deutschen Blättern von einer Fortdauer meiner Capelle geschrieben wurde, so basirte eine solche Nachricht auf einem ganz simplen Schwindel.

Am 24. Februar übernachtete ich in Bremen, fuhr am 25. nach Berlin und langte am 26. Februar abends ½10 Uhr am Nordwestbahnhofe in Wien, endlich im Hafen der Ruhe und der Sorgenlosigkeit an. Diese erste Nacht wieder in meinem schönen Heim war wohl die beste aller von mir erlebten Nächte! Ein Leben voller Arbeit, Mühe, Kummer, Sorgen und zunichte gemachter Ränke fand endlich die Frucht seiner Arbeit. »Ein Leben voller Arbeit« nannte in einem der Erreichung meines siebzigsten Lebensjahres gewidmeten Feuilleton der würdige Nachfolger eines Moritz Gottlieb Saphirs (des so populären Wiener Humoristen aus den Vierziger- und Fünfzigerjahren) und heute der einzige geistvolle Satiriker, dessen Humor mit Castellischer Gemütlichkeit gepaart ist, die Zeit meines künstlerischen Wirkens. Ich weiß diesem liebenswürdigsten aller Witz-Pyrotechniker, der zu meinem und so vieler Wiener großem Vergnügen Bouquets von Raketen in die Welt sandte, wärmsten Dank für diese auf mein Wirken zutreffende Bezeichnung. Aber eines tat mir in dem erwähnten Feuilleton sehr weh: daß meinem Vater der Vorwurf gemacht wurde, er hätte mich gezwungen, die humanistischen Studien zu absolviren. Auch eine Frage drängte sich mir auf, warum der liebenswürdigste Humorist der Welt erzählt: meine Kopfhaare seien gefärbt! Wer mich auch nur oberflächlich betrachtet, dem werden die grauen Haare am Kopfe, insbesondere an den Schläfen und die weißen Haare am Hinterhaupte nicht entgehen! Überdies

habe ich doch durch die vielen überstandenen schweren Krankheiten einen respectablen Kahlkopf, von welchem eine liebenswürdige, in Sängerkreisen sehr wohlbekannte Dame, die Gattin des verstorbenen Vorstandes der Sangesbrüder in Stuttgart, bei meiner letzten Anwesenheit dortselbst im gemütlichen Stuttgarter Dialect sagte: »Aber Herr Director, das Tanzbödele (id est der Kahlkopf) wird olleweil ürger!« — Ja die gute Dame hatte ganz recht und nur der »Fürst im Reiche des Humors« wollte das »Tanzbödele« und die Mélange im Colorit nicht sehen! Doch um allen Zweifeln des Humor-Fürsten zu begegnen, bin ich gerne bereit, meine Kopfhaare, so wenige es sind, in seiner Gegenwart durch einen von ihm gewählten Arzt einer Untersuchung unterziehen zu lassen.

Auf allen meinen Reisen hatte ich Gelegenheit, Beobachtungen über das ethische, politische, commercielle, militärische Wesen, über das Cultus- und Schulwesen, endlich auch über das musikalische Leben in den bereisten Ländern anzustellen.

In militärischer Beziehung, soweit es die bewaffnete Macht zu Lande betrifft, steht Deutschland wohl unerreichbar obenan; am bescheidensten unter allen Ländern Schweden. Wie ein schwedischer Soldat aussieht und welches Gehaben er an den Tag legt, davon sieht man nirgends in Europa Ähnliches. Da präsentirt noch der schweizerische Soldat eine halbwegs bessere Kriegergestalt, obgleich auch dieser stark an die amerikanische Miliz mahnt! Der schwedische Soldat wird nur angeworben, und zwar für zweijährige Dienstzeit gegen ein »Handgeld« von 260 schwedischen Kronen = ca. 343 Kronen öst. Währ. Abgesehen von der Haltung des Soldaten wäre sehr wünschenswert, wenn dem Manne gelehrt würde, den Czako nicht so aus der Stirne auszusetzen, wodurch er lebhaft an eine Operetten-Figur erinnert.

Das schönste Militär von Europa (vielleicht der Welt) ist, was die Uniformirung anbelangt, das englische Coldstream-Grenadier-Regiment, dessen Uniformirungskosten so hohe sind, daß kein Kriegsminister des Continentes wagen würde, diese vor einem Parlament zu nennen! (Die Spesen für einen Bandisten dieses Regiments, wie des Capellmeisters sind in

meinen Aufzeichnungen über London angegeben.) Dieses Regiment, inclusive der Officiere, auch der Stabsofficiere, hat zur Kopfbedeckung die Bärenmütze, welche jedoch ungewöhnlich üppig ist, also viel reicher im Fell, als die ehemaligen österreichischen und als die jetzt noch bei den russischen Invaliden gebräuchlichen Bärenmützen.

Die Bärenmützen, das blendend weiße Riemenzeug, die Epauletten, die Brust und die Achseln der Tamboure und Pfeifer, reich mit weißen und blauen Schnüren verziert und die respectable Statur der Mannschaft gibt ein einzig prächtiges Bild. — Über ihre militärischen Fähigkeiten zu urteilen, überlasse ich Berufeneren.

Gefallen hat mir bei der Parade des Geburtsfestes der Königin nicht, daß für diese Paraden ein Programm unter das Publicum ausgeteilt wird und daß bei dem Parademarsch in sehr langsamen Schritt (ähnlich dem Parademarsch der spanischen Nobelgarde, zu welcher mein Vater auf Wunsch der Königin Isabella den bekannten »spanischen Nobelgarde-Marsch« componirt hat) Opern-Motive gespielt werden, wodurch diese Parade noch mehr zum theatralischen Aufzug wird.

Interessant war für mich, der ich selbst zwei rote Uniformen in Hofdiensten trug (in Österreich und in England), daß das rote Tuch, das in der Armee und für die Staatsbeamten zu Uniformen verwendet wird, wenn es noch so vom Regen durchnäßt wurde, an der Sonne getrocknet, seine schöne grellrote Farbe wieder erhält, während ein österreichisches rotes Tuch schon nach starker Transpiration braune Flecken zeigt.

Einen malerischen Anblick gewährt das Hochschotten-Regiment mit seinem bekannten Wams in echt schottischen Farben, den Shawl um die Schulter geschlagen, mit den nackten Oberbeinen, der schottischen Mütze und mit ihren Pfeifern (eigentlich Dudelsack-Pfeifern).

Als auf einem Hofballe des Königs Majestät als Oberst des Hochschotten-Regiments mit solchen nackten Oberbeinen, deren Embonpoint nun die ganze Hofgesellschaft bewundern konnte, erschien, hatte ich Mühe, die Verblüffung meiner Dienstuntergebenen zu meistern. Ja, die Deutschmeister und

die preußischen Füseliere hatten eben noch keinen Souverain in dieser »Toilette« gesehen. So perplex waren meine Leute über die zur Schau getragene königliche Plastik, daß sie sich in den ersten Tanzstücken einige Nachlässigkeiten zuschulden kommen ließen. Ich aber dachte mir: Was würde die Damengesellschaft an einem anderen Hofe beim Anblick eines Hochschotten-Oberst in solcher Adjustirung sagen? Ein »Horreur« würde den Saal durchbrausen.

Ich habe der englischen Nation stets meine vollste Anerkennung gezollt über die Haltung derselben im allgemeinen, wie an einem öffentlichen Geselligkeitsorte, über ihre Umgangsformen und über ihre kirchlichen Einrichtungen, wie überhaupt über ihre ethischen Verhältnisse. Die Politik dieses Staates aber erscheint mir nach all dem, was sich in den letzten Decennien zutrug, als von crassestem Egoismus beherrscht, ja als eine mitunter von bedenklichen Methoden nicht freie Politik. Die Haltung, welche dieser Staat während des spanisch-amerikanischen Krieges einnahm, schmälert bedeutend die Sympathien, welche allenthalben die den besseren Ständen des europäischen Publicums angehörigen Kreise England entgegenbrachte. Denn während einer Schlacht zwischen der amerikanischen und spanischen Seemacht scheinbar den Zuschauer abgeben, dann aber vertraulich dem Bruder John die wunde Stelle des spanischen Hafens von Cavite zeigen, daß dieser leicht eindringen konnte, ist ein nicht näher zu qualificirendes Verhalten einer — (soit disant) — neutralen Macht. Ein andermal rief ein englischer Premier-Minister Österreich »Hands off« zu, als dieses behufs Sicherung seiner südlichen Grenzen zur Besetzung zweier Balkanländer schritt!

Gegenüber all diesen diplomatischen Maulwurfsarbeiten und dem »Fischen im Trüben« kann man wohl ein altes lateinisches Sprichwort modificirt anwenden: »Omnibus litigantibus — unus gaudet«, was periphrastisch nach dem trefflichen Wilhelm Busch zu deutsch heißen würde: »Alle Spitz und Kater raufen sich, — — — — — —«

Die Wahrnehmungen, welche ich bezüglich der Europa und Amerika betreffenden commerciellen Verhältnisse gemacht hatte, habe ich schon nach meiner ersten amerika-

nischen Reise in einem kleinen Rückblick auf dieselbe in einem Organ der Wiener Tagespresse, dem »Neuen Wiener Tagblatt«, im Jahre 1890 niedergelegt. Ich kann heute nur wiederholen, daß schon damals zwischen englischen und deutschen Handelsagenten, diesen besten Pionieren auf dem Gebiete des Welthandels, ein Wettkampf in solchen Artikeln bestand, welche in Amerika noch nicht concurrenzfähig erzeugt wurden. Gleichzeitig sah ich damals Mac Kinley als Präsidentschafts-Candidaten herumreisen, aber auch zugleich als Agenten für seine neue Zoll-Bill, mit welcher er aber übergriff, da er Artikel mit einbezogen wissen wollte, auf deren Import damals Amerika, wie es zum Teil auch heute noch ist, angewiesen war, auf Juwelen (Diamanten) und Seide. Man wird sich wohl erinnern, daß seine Bill sehr zugeschnitten werden mußte. Während seiner Candidatur aber waren in die Masse Schlagworte geworfen (ganz wie heute die magyarischen Exaltados, recte politischen Bajazzi es tun!) und er erzielte mit Quacksalber-Methoden Stimmengewinn. Ich sage hier mit Quacksalber-Methoden, hätte aber selbe wohl als amerikanische nationalisiren müssen. In Albuquerque, der Stadt vor Californien, in welcher ich erkrankte, sah ich bei der Fahrt ins Hôtel an der Kreuzung zweier breiten Straßen einen Menschenauflauf und in deren Mitte eine prächtige Equipage mit reich geschirrten schönen Pferden und auffallend gallonirtem Kutscher. In der offenen Kalesche stand aufrecht ein elegant gekleideter Mann; auf den beiden Vordersitzen befand sich eine große Zahl kleiner, zierlich in Cartons verpackter Gegenstände. Ich dachte, der Mann sei ein Parlaments-Candidat, aber mir wurde Bescheid: »Ah, das ist ein Quacksalber, der seine cosmetischen, zum Teil auch hygienischen Mittel anpreist und nicht nur die Spesen für die gemietete Equipage und für seinen Aufenthalt, sondern auch noch eine nette Gewinn-Bilanz erzielt!« Das ist in Amerika möglich, auf anderem Gebiete auch in der Politik. In Europa sieht man, wie die betörten Magyarember ihren herumfahrenden und in kleinen Städtchen und Dörfern Reden haltenden politischen Quacksalbern 'reinfallen, indem sie sich deren Ware, id est deren politischen Wahnwitz, anpreisen lassen und schließlich auch wirklich acceptiren!

Höchstes Erstaunen aber erregte bei mir, dem in derlei Dingen außer England und Deutschland an eine gewisse Laxheit gewohnten europäischen Katholiken, die ganz warme Förderung der Cultus-Interessen und die sogar rege Beteiligung der Laienwelt an dem Office des Cultus. So wird das ganze materielle Erfordernis für das Office des Cultus von den Confessionalen getragen, wobei große, schon seit Jahren bestehende Stiftungen und Vermächtnisse eine wirksame Basis abgeben. Aber abgesehen von den materiellen Liebesgaben aller Confessionalen, zeigt die Hingebung für ihren Glauben der Umstand, daß der Kirchensänger- und Sängerinnen-Chor nur aus Amateuren besteht, welche, soweit ich solche hörte, auf respectabler Mittel-Dilettantenstufe standen. Der Eifer für eine derartige Unterstützung von Cultus-Interessen ist ein so großer, daß kein Gentleman und keine Lady diesen Glaubens-Dienst an den Sonntagen versäumt und selbst im Krankheits-Falle sofort einen Ersatz unter Bekannten sucht und stellt. Eine solche Liebe für Glaubens-Interessen habe ich nur noch im deutschen Reiche zur Zeit des Culturkampfes wahrgenommen, obgleich mir auch die englischen und schwedischen Katholiken vollste Anerkennung abringen, während die wohlhabenden Katholiken meiner Vaterstadt sich zu ihrer Schande sehr indifferent verhalten, aber zum Bau von Theatern, welche einige Zeit nach ihrer Eröffnung Concurrenz-Brutstätten von Frivolitäten auf dem Gebiete der Theater-Literatur werden, namhafte Summen widmen, ja ihre Fonds sogar zur Erbauung von Tingl-Tangl zur Verfügung stellen. In dieser Beziehung kann eine gewaltige Differenz auf ethischem und confessionellem Gebiete zwischen den hier genannten Nationalitäten nicht geleugnet werden. In den letzten Jahren hat die amerikanische Regierung sich bemüht, auch auf dem Gebiete des geistigen Schaffens den europäischen Rechtsstaaten gegenüber nicht zurückzubleiben. Das »Copyright-Gesetz« wurde geschaffen, ein »law« (Gesetz), welches zwar nicht so prägnant wie die europäischen Gesetze das geistige Eigentum schützt, aber doch ihnen gleichzukommen sucht. Als dieses Gesetz von beiden Legislativen Nord-Amerikas votirt war, wandte sich ein New-Yorker Verlagshaus an mich, es wäre geneigt, meine noch ungedruckten

Compositionen zu verlegen, doch müßten die beiden österreichisch-ungarischen Regierungen hingegen Reciprocität für amerikanische Werke in einem Staatsvertrage zusichern. Ich sprach denn hierüber im Wiener Ministerium des Äußern vor und dieses, nachdem es die Zustimmung der cisleithanischen Regierung eingeholt hatte, wandte sich nun an die transleithanische Regierung. Nach längerer Zeit, (denn dos wor kain Paprika-Hendl für die Magyarember) langte endlich die Rückäußerung ein: Ungarn sei an einem solchen Gesetze und demnach auch an einem diesbezüglichen Staatsvertrag nicht interessirt, fände also keinen Anlaß, hierüber in weitere Unterhandlungen einzutreten (sic!). Es war dies das unumwundenste Geständnis, daß Ungarn geistig nichts oder zu wenig schafft. Das ist richtig, denn außer Maurus Jokai, Liszt und Erkel sind der großen Welt literarische Producte oder musikalische Werke nicht bekannt. Zu nennen wäre auf dem Gebiete der Kunst nur noch Munkacsy. Der beste Ballet-Compositeur, Franz Doppler, von der Wiener Hofoper, wurde durch sein stetiges Wirken in Wien nachgerade ein Wiener-Compositeur und genossen auch seine Werke den Schutz nach österreichisch-cisleithanischem Rechte und Gesetze. Schon aus diesem kleinen Vorkommnis, durch welches die cisleithanische Regierung in ihrem culturellen Streben gehindert wurde, mag die Mißgeburt des Dualismus Österreich-Ungarns erhellen, eine Mißgeburt, welcher der ehemalige Leiter des Ministeriums des Äußern, Graf Beust, zu Gevatter stand und welche dem Reiche schon große Erschütterungen verursachte.

Bezüglich des oben citirten Gesetzes zum Schutze des geistigen Eigentums wurde mir aber auch in Berlin eine sonderliche Überraschung. Einige Zeit, nachdem Deutschland unter dem Reichskanzler Bismarck der Berner Convention beigetreten war, concertirte ich wie alljährlich in den Berliner Centralsälen, welche damals ein Concert- und Theater-Unternehmen waren. Vorsichtshalber frug ich zur Vermeidung etwaiger, vonseiten der allerorts etablirten Vertreter dieser Convention zu gewärtigender Anstände bei meiner vaterländischen k. u. k. Mission an, ob die Conventions-Bestimmungen in Berlin schon in Kraft getreten seien. Zu meiner nicht geringen

Erheiterung erfuhr ich jedoch hier folgendes: Aus vielen Städten Deutschlands sei dem Reichskanzleramte kundgegeben worden, daß die aus dem Beitritte Deutschlands zur Berner Convention sich ergebenden Verpflichtungen die öffentlichen Vergnügungs-Unternehmungen sehr hart und empfindlich träfen. Da wurde ihnen der Bescheid: Gut, so wird halt »in praxi« von den Bestimmungen dieses Gesetzes abgesehen!! Wohl der radicalste Modus, einen eingegangenen Staatsvertrag nicht einzuhalten! — Seither, nach Bismarcks Rücktritt, ist dies wohl anders geworden. Ein anderes Männeken, ein anderes Mäntelchen!

Das musikalische Leben betreffend, fand ich, daß Deutschland noch immer in Bezug auf lebhafte Empfindung und rege Selbstbeteiligung an erster Stelle stehe, ganz besonders die Schichten des großen Mittelstandes der Bevölkerung. Es sei hier bemerkt, daß der Adel nur sehr kurze Zeit in den Städten weilt, ja zumeist gar keinen Wohnsitz in solchen hat, sondern auf seinen Landschlössern haust, auch sonst aber keine große Empfänglichkeit für Musik manifestirt, Aus dieser Liebe des Mittelstandes zur Musik, Vocal- wie Instrumentalmusik, erklären sich die in Deutschland weitverbreiteten und zahlreichen Herren-, Damen- und gemischten Chorvereinigungen und als weitere Folgeerscheinung die in Deutschland so groß dastehende Pflege des a capella-Gesanges, welche Art des Gesanges in anderen Ländern bei Aufführungen großer Tonwerke nicht geringe Schwierigkeiten bereitet! Wie viele solche a capella-Chöre habe ich in Deutschland mit schöner Präcision, richtiger dynamischer Verteilung, Phrasirung, Syllabirung und reiner Intonation gehört! Drüben in der »neuen Welt« gibt es ähnliche Chor-Vereinigungen, und hierunter fallen dem Europäer die »Engelschöre« auf, das sind Vereinigungen junger Damen zur Veranstaltung geistlicher Concerte und der Aufführung des Gesanges bei dem Gottesdienste. Die mitwirkenden Damen erscheinen bei solchen Veranstaltungen, wie auch in der Kirche in weißen Roben mit blauen Talaren, einzelne Vereine auch mit einer Kopfhülle, ähnlich jener der Krankenpflegerinnen, aber immer in weiß und blau.

In England werden auch Knaben für den Gesang in Kirchen künstlerisch herangebildet, während die Heranbildung

von Knaben für den Kirchengesang in Rußland vom ethischen Standpunkte verwerflich ist, denn Kirche, Staat und Eltern haben kein Recht zur Menschenverstümmlung. Aber dieses Erkenntnisvermögen liegt dem sattsam bekannten Herrn Pobjedonoszeff (dem gewesenen obersten Synodial-Präses, dem weltlichen Herrgott von Rußland) ferne! Der Kirchengesang in der Kasan- und Isaks-Kirche ist sehr gut bestellt und imposant zahlreich. Das Ohr eines Musikers wird ungemein gefesselt durch die einzig in der Welt dastehenden tiefen Bässe (welche bis in das tiefe G gehen) und durch die Höhe der Sopran- und Altstimmen, von welchen die Tenor- und Baßstimmen ziemlich weit abliegen, so daß die Mittellage fehlt. Der Chorgesang gewinnt hierdurch ein eigentümlich nationales Gepräge. Präcision und Intonation sind tadellos. Der am Hochaltar fungirende Metropolit (oder sein Stellvertreter) ist ebenfalls gut musikalisch; er gibt die stufenweise Steigerung in der Tonlage im liturgischen Gesange vortrefflich und der Moment, wo der Chor nun kräftig einsetzt und eine Menge von 4000 Menschen auf die Knie sinkt und den Boden küßt (wozu ich gerade keine Lust fühlte, weshalb ich nur niederkniete) ist überwältigend. Statt der Glocken werden in der Kasan-Kirche nur dicke eiserne Stangen, welche an den Außenmauern des Capitells der Kirche angebracht sind, durch Klöppel zum Erklingen gebracht, geben aber ein weithin vernehmbares Dröhnen!

Einst gab es in Petersburg ein französisches und ein deutsches Hoftheater, dann die russische National-Oper, in welcher des talentvollsten aller russischen Componisten, Glinkas Werke durch Decennien aufgeführt wurden, endlich eine italienische Oper. Alle diese Theater wurden aus Privatmitteln des Zaren erhalten. Wie viele kaiserliche Theater es jetzt noch gibt, ist mir nicht bekannt. Aber einst war Rußland gut musikalisch. Auch Slaviansky Dagreneffs Chor bot den Musikern und der die Musik liebenden Gesellschaft anderer Länder Interessantes.

Auf all meinen Reisen boten sich mir an Sehenswürdigkeiten außer den Niagarafällen und den aus dem meterhohen Meeressand emporragenden Felsenriffen in Californien in Nord-

Amerika auch noch die mächtigen Bäume von colossalem Umfang und von geringster Porosität des Holzes, wie solche in unserem Weltteil nicht anzutreffen sind. Der Gründer der berühmten Clavier-Firma Steinway, Vater des dermaligen Firmenchefs, wanderte als Tischler aus Braunschweig aus und überschiffte sich nach Nord-Amerika. In freien Stunden durchwanderte er ferne von den Städten liegende Wälder, welche noch Niemandes Eigentum waren. Mit seinem Sohne entblößte er ihm auffallende, mächtige Bäume von der Rinde und als gutem Kenner des Holzes wurde ihm sofort klar, welch eine seltene Species von Holz er vor sich habe. Die interessantesten Bäume markirte er, kam dann einige Zeit darauf mit Arbeitern wieder, und ließ einige Bäume fällen, soweit dies mit der Axt tunlich war. Diese Fällungen setzte er einige Zeit fort. An den getrockneten Stämmen erwies sich bald der hohe Wert des Holzes durch seine minimale Porosität und ansehnliche Härte. Bald verfiel Steinway auf die Idee, diese Hölzer zum Baue von Claviercorpora zu verwenden. Da er die Hölzer 10 und 20 Jahre liegen lassen und auch für die Claviatur das kostbarste Bein und für die Besaitung das beste Metallmaterial verwenden konnte, gelang es ihm, Claviere herzustellen, welche seinen Ruhm begründeten. Glaubwürdigen Berichten zufolge kommen in Californien Bäume vor, welche eine Höhe von 15 bis 20 Meter und einen Umfang von 6 bis 8 Meter haben. Forstkundige geben diesen Bäumen ein Alter von 500 bis 700 Jahren! Doch alle diese amerikanischen Riesenbäume überragt an Alter, Höhe und Umfang die heute noch im Dorfe Schiensheim, nächst der Eisenbahn-Station Armsheim in Rhein-Hessen stehende »Effe« (id est: Ulme). Diese »Effe« wird auf ein Alter von 900 bis 1000 Jahren geschätzt, wird auch in Urkunden vor 700 Jahren erwähnt, hat eine Höhe von 30 Metern und einen Umfang von 15 Metern. Vor 40 Jahren brannte dieser Baum innen hohl, ohne daß sein Stamm etwa dadurch sonderlich litt; bei Ortsfestlichkeiten spielten nun einige Musiker in dieser Höhlung zum Tanze auf. Da aber doch durch die Verdünnung der Wand dürre Äste abfielen, so faßte man den Entschluß, die Höhlung auszufüllen, wozu 30 Cubikmeter (!) Sand erforderlich waren, wie eine rheinische Chronik

erzählt. Übrigens gibt es auch im schönen Hildesheim in Deutschland einen Riesenbaum in der Nähe der Kirche.

Bei der Besprechung der Qualität des Holzes der amerikanischen Bäume möchte ich bemerken, daß ich mich gegen Ende der Fünfziger Jahre mit der Herstellung einer Treppe für das Harfenspiel beschäftigte, welche die beste Resonanz gegeben hätte. Aber erstens konnte ich keine geeignete Holzgattung finden, und zweitens hätten die vier Füße der Harfe nur aus Holz hergestellt und nicht wie bisher mit Metallbeschlägen versehen sein müssen. So konnte denn die Ausführung meiner Idee nicht realisirt werden. Selbe beruht aber auf in musikalischer wie in physikalischer Hinsicht gemachten Erfahrungen.

In meinem im »Neuen Wiener Tagblatt« im Jahre 1891 veröffentlichten Rückblick auf meine erste Amerika-Reise, konnte ich als Vielgereister nicht umhin, auf die für einen Europäer qualvollen Eisenbahnreisen in jenen Waggons hinzuweisen, welche zwischen kleineren Städten verkehren, da die Pullmann-Waggons ob ihrer teueren Einzel-Sitzplätze (Fauteuils) nur zwischen großen Städten verkehren. In diesen »allgemeinen Waggons«, in welchen je 40 Personen paarweise links und rechts sitzen, während in der Mitte ein freier Durchgang ist, welche also einer »Amen-Taferl-Schule« frappant ähnlich sehen, wird gepfiffen, gespuckt, die Türe zu den anderen Waggons oder zur Toilette während der ganzen Fahrt mit Vehemenz zugeschlagen, so daß ein nervöser Mensch Fraisen bekommen kann. Dieses Pfeifen gewöhnt sich der Amerikaner im Knabenalter an, ohne hiefür von den Eltern oder Erziehern gerügt zu werden, kann sich dessen in Mannesjahren nicht mehr entwöhnen und muß sich dann auf seinen Reisen in Europa den energischen Protest der Mitreisenden gefallen lassen.

Als ich eines Tages in das Etablissement »Madison Square Garden« in New-York kam, in welchem ich im Sommer des Jahres 1890 drei Monate concertirte, sah ich zu meiner nicht geringen Verblüffung in dem Parterre ringsum das Orchester etliche hundert metallene Gefäße stehen, welche in ihrer Form eine frappante Ähnlichkeit mit in Europa gebräuchlichen hygienischen Utensilien hatten. Ich frug in

meinem radebrechenden Englisch den Saaldiener: »What is?« Dieser antwortete: »That is for smoker!« Als ich noch immer stutzte, stand der Orchester-Dirigent meiner Capelle, Herr Mentschek auf und sagte unter nicht geringer Heiterkeit der Capelle: »Herr Director, das sind Spucknäpfe für die landesüblichen Schw....!« Als ich dieser »Landessitte« in meinem im »Neuen Wiener Tagblatt« veröffentlichten Rückblicke erwähnte, wurde ich von zwei Wiener Correspondenten (aber amerikanischen Gentlemans) mit recht unhöflichen Schreiben beehrt.

Zwölf Jahre darauf wurde von der amerikanischen Regierung unter Androhung von nicht geringen Strafen, das Spucken in Waggons, Omnibussen, öffentlichen Lokalen, Corridoren und sogar auf der Straße verboten und sieht man jetzt überall hygienische Vorrichtungen stehen. Nun, Gentlemans, was ist's denn jetzt? Hat der Strauß vor 12 Jahren Recht gehabt oder nicht?

So wechselten erfreuliche und trübe Erfahrungen auf all meinen Reisen. Als ich mit diesen gegen Ende der Siebziger Jahre begann, traf ich im schönen Deutschland wohl Städte, welche noch frei waren von der Tingl-Tangl-Seuche. Diese Seuche hat in allen Städten Europas auf die Belustigungen der Bevölkerungen einen verderblichen Einfluß genommen und zuerst im Theater und in den Concerten, in weiterer Folge aber auch auf das sittliche Empfinden der Bevölkerung degenerirend gewirkt. Wie harmlos war noch das erste, in der Mitte der Fünfziger Jahre aus Amerika in Bremerhaven eingewanderte Tingl-Tangl! Da tanzten Neger (damals wirkliche) einen Neger-Tanz, dann sang eine amerikanische Chanteuse (richtiger Krähe) von zwei Meter Körperumfang und 135 Kilo Körpergewicht (die Bühne hatte ja Eisenconstruction), den Mormonen-Weibern abgelauschte G'stanzeln, dann kam ein Negerchor, den man für ein Weh-Geheul der männlichen Bevölkerung bei dem Untergange von Jericho halten konnte. Dieses erste Tingl-Tangl war nur von Bootsleuten und Matrosen und ähnlichen Bevölkerungsschichten von Bremerhaven besucht. Bald öffnete dann in Hamburg ein Tingl-Tangl seine Pforten; dort spielte aber schon das weibliche Element und mehr dessen Costüm, für

welches der Schneider der Eva zu Rate gezogen schien, eine große Rolle. Doch das wachsame Auge der Behörde wußte bald dieses Unternehmen, sowie andere derartige Buden nach der Vorstadt St. Pauli zu bugsiren. Von da sprang das Tingl-Tangl nach Frankfurt a./M., München und sofort nach Wien in das ehemalige Harmonietheater (jetzt Orpheum im IX. Bezirk). Als dann in jeder Stadt mehrere solche Vergnügungs-Etablissements entstanden, wurde der Aug- und Ohrenkitzel immer ärger.

Der verstorbene Polizei-Präsident von Berlin, von Hinkelday, erkannte bald den bösen Einfluß, den diese Brutstätten des Blödsinnes und der Frivolität auf alle Schichten der Bevölkerung nahmen und beschnitt deren Programm mit lobenswertem Eifer. Und gegenüber dem (auch in Wien grassirenden) Mittun des Publicums bei dem Refrain der Gesänge, erließ er die treffliche Verordnung: Das Publicum hat sich jeglicher Mitwirkung bei den Vorträgen der sich Producirenden zu enthalten«, eine Verordnung, welche auch der gegenwärtige Berliner Polizeipräsident jüngst wieder in Erinnerung brachte, als ein Wiener Streichquartett mit seinen Sängern in Berlin gastirte. Schließlich verbot dieser die Production der Sänger des Quartetts überhaupt und gestattete lediglich das Spiel des Streichquartetts. Sehr weise gehandelt. Wenn eine Bevölkerung anfängt, zu degeneriren, so hat der Staat erzieherisch zu handeln.

Hat man vergessen, daß in einem solchen Tingl-Tangl in Wien am Büffet neben den Animir-Mädeln zwei Juweliere — ohne ihr Metier zu verraten — standen, welche dann auf den Wink eines der Mädchen dessen momentanem Verehrer Juwelen (zuweilen zu ganz respectablen Preisen) anboten, welche gekauft und geschenkt, später von den Mädchen diesen Juwelieren gegen eine Geschäftsprovision von einem Drittel des Kaufpreises wieder zurückgestellt wurden, so daß diesen Verehrern einfach Geld abgenommen wurde! Frauen und Mädchen saßen damals an den Tischen wie in den Fauteuils und Logen der ersten Galerie, als eine französische Chansonette schauerlich krächzte (weil ohne Stimme), dafür aber in Gesten abstoßend lasciv war!!

Wenn man sich die Feste von heutzutage, wie das Coriandoli-Werfen, die Straßen-Bazars mit den hausirenden

jungen Mädchen, Damen-Wettschwimmen in einem Flusse, Schaustellung junger Bürgermädchen bei »Schönheits-Concurrenz-Festen« etc. ansieht, wie drängt sich da zum Gegensatz die Erinnerung an eine Stadt in Deutschland auf, in welcher der Rat darüber beriet und abstimmte, ob der Bevölkerung dieser Stadt ein »Concert Strauß« vorgeführt werden könne. Und der Rat bewilligte dieses Concert, welches auch ungemein freundlich aufgenommen wurde. In dieser Stadt gibt es kein Theater, kein Tanzlocal, keine Gesangsproductionen ohne Vorlage des Programmes (selbstverständlich nur Chöre seriösen Charakters) etc. Sind die Temperenzler-Städte in Amerika excentrisch, so bildet diese Stadt, Neuwied, geradezu eine Oase in der Wüste der allgemeinen Vergnügungs-Entartung unserer Zeit. Und wenn auch dieses Städtchen in seiner berechtigten Exclusivität vereinzelt dasteht, so sieht man sowohl in dieser wie in anderen Städten Deutschlands, wie das Interesse für das Gemeinwohl bei der Bevölkerung vorwiegt und man wird dort nicht erleben, daß Theater und Tingl-Tangl und Sport-Locale jeglicher Gattung von den reichen, bis zu Hunderttausenden von Kronen zählenden Zuschüssen wohlhabender Personen aus dem Mittelstande, aus dem Kreise Industrieller, oder von Privatiers gebaut werden, während die Spitäler wegen Überfüllung Kranke vor ihren Toren zurückweisen müssen!

Gegenüber Erscheinungen dieser Désordre auf ethischem Gebiete darf auch ein Hinübergreifen einer solchen auf das judicielle Gebiet nicht mehr Wunder nehmen, Erscheinungen, welche das gerechte Erstaunen ebenso wie das schmerzliche Bedauern der gesitteten Gesellschaft hervorrufen, welche zusehen muß, daß der Hort des Rechtes nicht mehr frei vom Einfluß der Tagesströmungen ist und man dort sich nicht scheut, Lobeshymnen von Propageurs dieser Strömungen einzuheimsen.

Es ist nicht zu leugnen, daß die vorerwähnten auffälligen Erscheinungen im Justizwesen auch in anderen Ländern vorkommen und trefflich illustrirt eine deutsche Zeitschrift diese Zustände in dem Bilde eines »Zuchthauses« nach zwanzig Jahren, wie folgt:

Der Gefangene (wegen versuchten Raubmordes, Einbruchsdiebstahls, Urkundenfälschung zu mehrjähriger schwerer Kerkerstrafe verurteilt) klingelt.

Das Hausmädchen erscheint: Was befehlen der gnädige Herr?

Er: Ach, Emma, mein Mäuschen, dich habe ich ja gar nicht gemeint.

Das Mädchen: Der gnädige Herr haben aber nur einmal geklingelt, da muß ich kommen. Wenn der »Wärter« kommen soll, belieben Sie zweimal, wenn Sie den »Director« wünschen, dreimal zu klingeln.

Er: Ach, wie man hier in der Freiheit beschränkt ist. Nun, Emma, gib mir einen Kuß und bescheide mir dann den Director hierher.

(Das Mädchen erfüllt die Ordre des Gefangenen.)

Der Director erscheint: Sie wünschen mein Herr?

Der Gefangene: Director, wie weit sind Sie denn in der Disciplinar-Untersuchung gegen mich?

Der Director: Ich bin eben zu Ende. Sie haben die Zelle demolirt, den Aufseher beschimpft und mich geprügelt. Deshalb erhalten Sie vier Wochen Zwangsurlaub.

Der Gefangene: Was? Ich soll auf vier Wochen von hier fort? Sie Barbar, Sie wollen mich in die Freiheit verstoßen?

Der Director: Ja, ich konnte nicht anders. Vier Wochen Zwangsurlaub ist das gesetzliche Strafminimum für Ihre Tat.

Der Gefangene: Nun, dann schicken Sie mir sofort den Psychiater du jour. Ich bin heute Nacht geisteskrank geworden und werde Ihnen beweisen, daß ich krankheitshalber unfähig bin, die Freiheit zu genießen.

Eine andere Scene in einem Gerichtshaus: Einem Raubmörder verkündet der Vorsitzende die Begnadigung zu lebenslänglicher schwerer Kerkerstrafe, spricht aber zugleich die Hoffnung aus, dem Begnadigten, wenn er sich in seinem neuen Landaufenthalte gut aufführe, bald zur neuerlichen Begnadigung, zur Nachsicht der weiteren Kerkerhaft gratuliren zu können. Da der Begnadigte schon übermorgen über Land fahren soll, so ladet er (der Vorsitzende) und der Staatsanwalt sich zu einem »Tapper« im Rauchzimmer des Be-

gnadigten ein. Dieser bewilligt, vornehm zunickend, die Einladung, beifügend: Aber für ein ausgiebiges Büffet und für Erfrischung der Kehle müsse die Hausverwaltung Sorge tragen. Der Vorsitzende und der Staatsanwalt könnten übrigens versichert sein, daß im Falle seiner neuerlichen, gänzlichen Begnadigung die beiden Herren und deren Anverwandte von seiner Seite sich keines Anschlages zu versehen haben würden! »Es gäbe noch andere Menschen genug!«

Viel zu schauen hatte ich auf meinen Reisen an den vielen Denkmälern, insbesondere in Deutschland, zum Teil auch in Amerika, nur ist der Geschmack in der Ausführung und in der Wahl des Materials in Deutschland geläuterter. Fast jedes Städtchen, selbst das liebliche Halle a. d. Saale hat ein oder mehrere Denkmäler aufzuweisen. Wie viele davon möchte ich meiner Vaterstadt wünschen! Glaubt man, daß man anderwärts solche Geschmacklosigkeiten dulden würde, wie die Frauensperson vor Bruckners Standbild im Stadtpark — oder das eine Allegorie (wovon?) darstellen sollende junge Paar am Grabe des Componisten Hugo Wolf am Central-Friedhof, oder das Standbild des Flötisten am »Mozartbrunnen«?

In jüngster Zeit wurde zweien Männern, welchen einst von einem Versorgungs-Vereine von Tonkünstlern die Eigenschaft von »Tonkünstlern« abgesprochen wurde, ein Denkmal gesetzt. (In welcher Eigenschaft dieser Männer hat man ihnen denn jetzt ein Denkmal gesetzt?) Man hat zwei Gestalten aus Erz gegossen und setzte die Namen: Lanner und Strauß darunter. Diese Aufschrift ist aber sehr notwendig, denn weder jene, welche diese beiden aus den trefflichen Lithographien des Meisters des Griffels, Kriehuber, vom Jahre 1835 kennen, noch weniger jene, welche die beiden persönlich gekannt haben, sind imstande, sie aus diesen Bronze-Figuren wiederzuerkennen.

Nicht im entferntesten kann ich aber ähnliche Gefühle, wie rücksichtlich der Denkmäler in Deutschland der vor Jahren dort eingeführten und leider von meiner heimatlichen Unterrichts-Verwaltung eilfertig nachgeahmten »Vernewerung« der deutschen Sprache und ihrer Schreibart hegen.

Mit einer Vereinfachung der Schreibweise in reindeutschen Wörtern, also mit der Hinweglassung des Buchstabens »h« in gewissen, vordem mit »th« geschriebenen Wörtern, hätte man sich noch abfinden können. Aber Wörter, in welchen Vokale wie a, u gedehnt ausgesprochen werden, das Maaß, der Muth, jetzt so zu schreiben: Maß, Mut, drängt die Frage auf: Was besagt, daß in diesen Wörtern der Vocal gedehnt ausgesprochen wird? Daß man das Kind etwa lehrt: In diesen Wörtern ist der Vocal gedehnt auszusprechen?! Kann dies in der Schrift nicht veranschaulicht werden, wie dies durch die alte Schreibweise: Maaß und Muth der Fall war? Denn nach der neuen Schreibweise müßte man das »a« in dem Worte »Maß« gerade so kurz wie das a in dem Worte »daß« aussprechen und »Mut« wie »mit«.

Arge Verwirrung ergibt sich dann bei der neuen Schreibart der Wörter: »der Hut« und »die Hut« (Synonym von Schutz). Woraus ist da zu entnehmen, daß bei dem einen Wort das »u« kurz, bei dem anderen gedehnt ausgesprochen wird? Wo bleibt aber die Consequenz dieser »Vernewerung«, wenn man in den »neudeutschen Wörterbüchern« (von der reichsdeutschen und unglücklicherweise auch von der österreichischen Unterrichts-Verwaltung sanctionirt!) das Wort »Ruhm» plötzlich mit einem nach dem »u« gesetzten »h« verzeichnet findet? Warum da das »h«? Damit etwa der »Ruhm« (gloire) nicht mit dem »Schnaps« (Liqueur) verwechselt werde? Warum nicht die gleiche Bedachtsamkeit bei dem vorerwähnten Worte »Hut«? Und wo bleibt die Consequenz der »Vernewerung« bei dem Worte »Scheelsucht«? Warum da plötzlich zwei »e«?! Doch es kommt noch besser.

Wörter, welche der lateinischen Sprache, dieser ehrwürdigen Muttersprache so vieler anderer Sprachen, der Sprache des classischen Zeitalters, der Sprache der Bildung für viele Jahrhunderte, und ebenso Wörter, welche der französischen Sprache entlehnt sind, mit greulicher, jeden Gebildeten abstoßender Härte zu verdeutschen, ist und bleibt eine Verirrung unserer Zeit und eine ins Extreme getriebene Deutschtümelei! Man höre den Unsinn von heutzutage: das französische Wort »Escadre«, welches doch jedem halbwegs gebildeten Menschen geläufig ist, dann »Contreband« wird

verdeutscht in: »Eskader«, »Konterband«, ebenso: »Façade« in »Fassade«, »Sirocco« (eine italienische Spezialbezeichnung für Südwind) in »Schirokko«, »Cousin« in »Kusin«, »Coupee« in »Kupee« umgewandelt.

Und noch eine schöne Verdeutschung wäre hervorzuheben: es ist das französische Lehnwort »Pièce«, welches die herumirrenden Sprachenoperateure »Piesse« schreiben. Da man nach den grammatikalischen (wie heißt dieser Ausdruck jetzt, etwa sprachlehrlichen?) Regeln der deutschen Sprache i-e nicht getrennt zu sprechen hat, so braucht man über diese Wortverstümmelung keine weiteren Worte zu verlieren.

Wenn man schon durch und durch ein guter Deutscher sein will, weshalb greift man dann überhaupt zu Ausdrücken aus fremden Sprachen, warum bleibt man dann nicht bei den deutschen Ausdrücken: »Begebenheit« statt »Affäre«, Feldlager« statt »Biwak«, »Tonstück« statt »Piesse«, »Schiffsabteilung« statt »Eskader«, »Feindesgut« statt »Konterband«. Und warum schreibt man jetzt »Gleis« statt des richtigeren »Geleis«? Wie kommen die Deutschen plötzlich zu einer Elision des e, eine Elision, welche den Süddeutschen doch nur im Dialekt eigen ist?

Es gäbe eine große Anzahl solcher durch die Vernewerung, eigentlich Verunstaltung der deutschen Sprache zutage getretener haarstäubender Verdeutschungen von Wörtern, welche fremden Sprachen entlehnt sind. Aber die höchste Potenz aller Verdeutschungen bleibt doch jene der Wörter: »Affaire« und »Bivouac«, von welchen ersteres geschrieben wird: »Affäre«. Was sagt denn dem Deutschen, daß bei dieser Wort-Mißgeburt die Betonung auf die zweite Silbe gelegt wird? Was geschieht dann mit den beiden »ff«? Wird eines dem großen »A« beigesellt, oder werden beide »ff« diesem »A« beigesellt? Beide Silben aber, sowohl »Aff« als »äre« haben die Berechtigung, mit gleicher Betonung ausgesprochen zu werden, also »Aff-äre«, wobei man mit dieser Verdeutschung eines französischen Wortes endlich bei der »Affen-Ära« angelangt ist!!! (Gratulire!) Aber es kommt immer schöner mit dieser Verdeutschungsduselei! »Das sechste Armee-Corps (!) lagert diese Woche im »»Biwak««« zu . . .« (so zu lesen in Maneuvre-Berichten). — Welch ein Triumph

für die böhmische Nation! Der Germane adoptirt ein Wort echt böhmischen Klanges, um eine Bezeichnung für ein »Feldlager« zu finden!

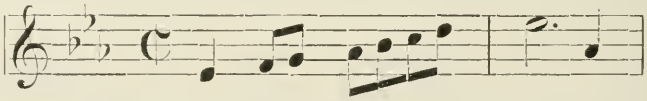
Wenn man mit drastischer Gewalt solche, fremden Sprachen entlehnte, Wörter verdeutscht, was soll dann die Inconsequenz der Belassung der jetzt noch im deutschen Staatsdienst gebrauchten Titel: Commandeur, Controlleur, Inspecteur etc. oder noch schöner: der Inspecteur der Genie-Inspection (dieser Inspecteur inspicirt also die Inspection!). Was sagt Karlchen, Schüler der IV. Volksschulclasse dazu? Er sagt: Er bekäme für den Gebrauch solcher gleichbedeutender Wörter einen Zweier, ein Gymnasial-Schüler würde für einen solchen »Pleonasmus« ein »kaum genügend« nach Hause tragen. Auch »Companie« statt »Compagnie« ist recht nett, und so wird es bei dieser Elision des »g« in Bälde statt »Cognac« »Conac« heißen und somit der Aussprache dieses Wortes der Mundart des »Mob« (der dieses Getränk stets mit »Koniak« benennt) entsprochen werden, wie ja alle diese Neuerungen an die Mundart des Mob erinnern, wie Eskader, Konterband, Biwak; und wenn man schon verdeutschen will, warum hat man nicht einfach Biwuak angenommen? Nein, Biwak muß es heißen, um ja nicht französisch, desto mehr aber tschechisch zu klingen!

Mit oberwähnter gewaltsamer Verdeutschung der fremden Sprachen entlehnter Wörter hat man aber nur dem Mob eine Reverenz gemacht.

In diesem Buche sind aber alle Wörter, welche der lateinischen oder französischen Sprache entlehnt sind, nicht in der eben besprochenen so craß verdeutschten Weise geschrieben, sondern in der den romanischen Sprachen entsprechenden Orthographie, wie dies einem humanistisch Gebildeten nicht anders möglich ist und für ihn auch nicht anders sein darf.

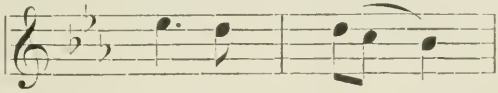
Eine ebenso unnötige »Vernewerung« war jene der österreichischen Volkshymne, welche in der Öffentlichkeit auf dem verstorbenen Capellmeister der Badener Cur-Capelle, Karl Komzak, zurückgeführt wurde. Doch werden außer mir noch andere Wiener Musiker wissen, daß ein Herr Louis Lackenbacher, ein Musik-Amateur, in der Hofbibliothek aus

dem Manuscript Haydns ersah, daß die Hymne, wie sie bis zum Jahre 1894 von allen Capellen gespielt wurde, stellenweise nicht mit dem Manuscripte Haydns übereinstimme und hievon gesprächsweise dem obgenannten Capellmeister (damals noch Militär-Capellmeister) gegenüber Erwähnung machte; dieser nahm sofort Einsicht in das Manuscript und kurze Zeit darauf unterbreitete er dem Reichs-Kriegs-Ministerium, daß die Volkshymne jetzt »falsch« gespielt würde. Das Reichs-Kriegs-Ministerium übergab diese Eingabe einer Enquête zur Begutachtung. Die Mitglieder derselben hatten aber keine Gelegenheit, mit größeren Corporationen in Contact zu treten und bekundeten kurz, daß die von Herrn Komzak angedeutenden Änderungen der Volkshymne mit dem Manuscript des Componisten Haydn in der Tat nicht übereinstimmen. Wer aber von diesen Herren hätte denn beantworten können, ob nicht etwa Haydn selbst diese Änderungen vorgenommen habe, als er hörte oder als man ihn aufmerksam machte, daß erstlich in der letzten Strophe in der Melodie eine Unsymmetrie vorkomme und daß zweitens im drittletzten Tacte derselben Strophe die punctirte Viertelnote und die darauffolgenden zwei Sechzehntel vom Volke nicht richtig im Zeitmaß gebracht werden! Ich kann nur nach alten Orchesterstimmen meines Vaters aus den Zwanziger Jahren, welche in meinen Besitz gelangten, bezeugen, daß die Hymne schon damals so, wie bis zur »Vernewerung«, also ohne die obenerwähnten Neuerungen, gesungen und gespielt wurde. Ob nun in den Zwanziger Jahren oder schon vor dem Hofcapellmeister Eybler oder vor dem Haydn selbst die Änderung in der Melodie gegen jene des Manuscriptes vorgenommen hat, das bleibt eine offene Frage. Als Factum kann ich aber verbürgen, daß die bei Repetition der letzten Zeile vorkommende Scala aus der Zeit des

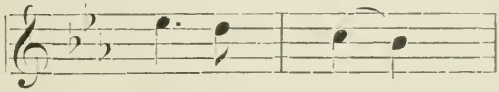


Armee-Capellmeisters Leonhart stammt und in den Fünfziger Jahren für ein gelegentliches Zusammenspiel mit Militär-Capellen in die Orchesterstimmen der Capelle Strauß, welche sie noch nicht enthielten, erst hineingeschrieben werden mußte!

Bei großen Festversammlungen von Vereinen ergaben sich dann durch die im Jahre 1894 eingeführten Neuerungen die unliebsamsten Störungen in der Präcision eines Chores mit der Capelle: die Menge, größtenteils Männer in reiferen Jahren, und selbst Studenten, sangen an den betreffenden Stellen



statt vernewert:



etc.

Damit diese Unebenheiten in der Production mit einem Chor nicht etwa mir in die Schuhe geschoben würden, machte ich kurzen Proceß, legte die behördlichen Zuschriften in mein Archiv und spielte die Hymne nach der alten Weise, so daß die Volksmassen wieder ganz gut mitsingen konnten. Daß es mit dem Mitsingen des Publicums nach den Vernewerungen schlecht aussehen werde, entging natürlich der Enquête, wie auch den Behörden. Behörden sollen aber mit Verfügungen in Kunstsachen und wenn sie eines fachmännischen Rates bedürfen, auch bei der Zusammensetzung einer Enquête sehr vorsichtig sein. Theaterdirectoren und Conservatoriumslehrer haben mit Volksmassen nichts zu tun. Darüber wären Chormeister und Musikdirectoren zu befragen gewesen. Auch darüber, daß bei der Vernewerung der Volkshymne nach der Tonart des Manuscriptes, G-dur, gegriffen wurde, ließe sich sprechen. Warum wurde denn die Hymne schon in den Zwanziger Jahren in Es-dur (von den Streichmusik-Capellen) gespielt?

Aber auch in diesem Punkte habe ich mich um die behördlich-musikalischen Verfügungen (ein novum, aber was für eines!) nicht gekümmert und die Hymne von meiner Capelle wie seit etlichen siebzig Jahren in »Es-Dur« spielen lassen!

Gelegentlich der hier angeführten behördlich-musikalischen Verfügungen erinnere ich mich an ein heiteres, den officiellen Kreisen aber höchst peinliches Vorkommnis aus

dem Jahre 1873, als zur Ausstellung viele fremde Potentaten nach Wien reisten. Kam da einer von diesen im Laufe des Sommers nach Wien und wurde von Sr. Majestät unserem Kaiser mit dem üblichen Gepränge und den üblichen militärischen Ehren empfangen. Aber als die Militärcapelle die betreffende ausländische Hymne intonirte, schnitten die Suite des fremden Potentaten und die Functionäre der am Bahnhofe ihren Souverain erwartenden fremden Mission Grimassen, welche keinen Zweifel über ihre Bestürzung und ihren Verdruß ließen. Was war die Ursache dieser plötzlichen Gemüts-Aufwallung? Die Capelle spielte die Hymne des verstorbenen Potentaten, während der von dem Völkchen des verwaisten Ländchens neuerwählte Souverain eine andere »Melodei« zur Hymne erkoren hatte. Das Malheur war fertig! Die Umgebung des fremden Potentaten teilte alsbald den hiesigen Hof-Dignitären das fatale musikalische »qui pro quo« mit, wie ein Functionär der fremden Mission mir selbst noch am Abend den Vorfall in großer Verdrossenheit erzählte, während ich meine Disposition zu nicht geringer Heiterkeit über den militärisch-musikalischen Lapsus kaum unterdrücken konnte. Die Sache war aber den maßgebenden Kreisen doch sehr unlieb und ich erhielt tags darauf vom Obersthofmeister Fürsten Constantin zu Hohenlohe-Schillingsfürst den Auftrag, mich mit sämtlichen fremden Missionen bezüglich der richtigen officiellen Hymnen ins Einvernehmen zu setzen! Demgegenüber wies ich darauf hin, daß über die Decennien ja mitunter Saecula alten Hymnen der Großstaaten und der meisten Mittelstaaten kein Zweifel sein könne, daß höchstens etwa bezüglich zweier oder dreier kleiner Ländchen eine Anfrage über die Authenticität der in der Ausgabe der Musikalienhandlungen verzeichneten Hymnen und vielleicht noch bezüglich Italiens zu stellen wäre, welches einen »Königsmarsch« (im Moment des Erscheinens des dortigen Monarchen vor der Front) und eine »National-Hymne« als Gesang des Volkes bei patriotischen Festivitäten hat. Die kleine musikalische Recherche, bei welcher ich als »Cantor« fungiren mußte, war bald durchgeführt. Aber bei diesem Anlasse kam ich auf eine neue Hymne, welche mich nicht wenig perplex machte, denn im Trio erklangen vier Tacte, welche ich als »recht gute

Bekannte« aus Franz Schuberts lieblichem »Lob der Tränen« begrüßen konnte. Auf meine an den Functionär der Mission des betreffenden Ländchens gestellte Interpellation klärte mich dieser dahin auf, daß ein nach dort »Eingewanderter« (aha!!) der Componist der Hymne sei.

Wir haben da mit dem Empfange fremder Fürstlichkeiten schon ein eigenes Pech. Einmal wird ein fremder Fürst mit dem Zusammenspiel der österreichischen und der fremden Hymne empfangen, was eine prächtige musikalische Production gab, ein andermal wird einer wieder mit der Hymne des verstorbenen, einer anderen Dynastie angehörig gewesenen Potentaten empfangen!

In meinen Jugendjahren, als Gymnasiast, besuchte ich mit Vorliebe zu öfteren Malen die sehenswerte, fast einzig dastehende Sammlung der mit vollendeter Kunst und Genauigkeit aus Wachs ausgeführten anatomischen Präparate des berühmten Anatomen und Vorstandes der ehemaligen k. k. Josefinischen Klinik des Hofrates Dr. Ritter v. Hyrtl. Stundenlang brachte ich dort zu, und es konnte mir damals wohl nicht in den Sinn kommen, daß dieser berühmte Mann dereinst Anlaß zu einer sehr heiteren Episode sein werde, die ich nicht übergehen kann, so einmal der Name Hyrtl genannt ist, und welche man zutreffend mit den Worten: »Rasch belohnter Wohltätigkeits-Sinn« betiteln kann.

Die Episode spielte sich zu einer Zeit ab, da der Gelehrte schon im Ruhestande lebte. In einer der westlich gelegenen Vorstädte gedachte eines schönen Tages im Frühjahre eine Bürgerfamilie, Vater, Mutter und Tochter, eine Landpartie zu machen, vorher jedoch das Mittagmahl in einem renommirten Gasthause dieser Vorstadt einzunehmen. Dort angelangt, bestellte der Vater in der Voraussetzung, daß bei dem guten Renommée dieses Gasthauses die Portionen sehr klein sein würden, für jedes Familienmitglied je eine. Die Familie war aber nicht wenig überrascht, als von jedem Gerichte reichlich servirt wurde, so daß vom Braten und von der »Mehlspeis« noch eine Portion übrig blieb. Ehe noch der Kellner kam, um diese abzutragen, sagte die Frau zu ihrem Manne: »Geh, lieber Mann, trag' doch diese Speisen dem armen blinden Werkelmann (Drehorgelmann) dort in der

Ecke an; wir haben zu viel, und wir tun ein gutes Werk, wenn wir dem armen Blinden einen besseren Tag bereiten.« Der Mann, von der gleichen Herzensgüte wie seine Frau, setzte denn dem »Blinden« die zwei noch reichlich belegten Teller vor und sagte: »Sie, lieber Mann, es würde uns freuen, wenn Sie an unserer Mahlzeit teilnehmen wollten, es ist herzlich gern gegeben«. Der alte Mann, in Hemdärmeln sitzend, an der Stirne einen grünen Augenschirm tragend, nickte dankend mit dem Kopfe und machte sich daran, das ihm so plötzlich zugeflogene Mahl zu verzehren. Die kleine Familie hielt dann noch Siesta, während welcher der alte Mann mit seinem Mahle fertig wurde, seinen schon etwas »glänzenden« Rock, der wohl einige Ostern schon gesehen haben mochte, vom Wandrechen abnahm, desgleichen seinen Hut, der auch einige Wolkenbrüche und Stürme mitgemacht zu haben schien, und schließlich den Tisch des Wohltäters mit den Worten passirte: »Ich dank' schön, es hat recht gut geschmeckt«, worauf der Wohltäter noch entgegnete: »Na, das freut uns sehr«. Nun kam es zum Zahlen, der Kellner machte die Rechnung, eilte aber schnell fort und kam mit einem Eis-Kühler, aus dem zwei Champagnerflaschen herausguckten, zurück. »Ja, was bringen S' denn da?« fragte der Wohltäter höchst erstaunt, »hab' ich einen ‚Schampus' (Champagner) bestellt?« »Oh bitte sehr,« entgegnete der Kellner, »Sie brauchen gar nichts zu zahlen, der Herr Hofrat Dr. von Hyrtl hat die zwei Flaschen schon bezahlt und mir befohlen, sie Ihnen vorzusetzen!« Tableau! Die drei Familienmitglieder waren in Salzsäulen wie Loths Frau verwandelt! Der »arme blinde Werkelmann« hatte sich's nicht nehmen lassen, den Wohltätigkeitssinn der Frau und ihres Mannes zu belohnen! (Für die Wahrheit dieser Episode bürgt der Autor dieser Zeilen.)

Der Name dieses berühmten Gelehrten ist aber auch noch mit der Streitfrage über die Authenticität des im Salzburger Mozarteums aufbewahrten Schädels Wolfgang Amadeus Mozarts verbunden.

Gelegentlich des schönen Festes des Gedenkens Mozarts hundertfünfzigsten Geburtstages wurde erzählt, daß die Commune Salzburg im Besitze Mozarts Schädels sei, und

zwar dadurch, daß im Nachlasse des berühmten Anatomen, des Hofrates Dr. Ritter von Hyrtl (Director des formaligen Josefinums, der militärärztlichen Hochschule), ein Zettel gefunden wurde, auf welchem von Hyrtls Hand geschrieben stand, daß der in seinem Nachlasse vorzufindende Schädel, (mit dem aufgeklebten Zettel: »Mozarts Schädel«) der Stadt Salzburg auszufolgen sei. Er habe denselben von seinem Bruder im Jahre 1879 geerbt, welcher den Schädel von dem Totengräber Josef Radschopf mit der Angabe erhielt: Er (Radschopf) habe den Schädel von seinem Vorgänger Josef Rothmayer erhalten, der wieder angab: Er habe den Schädel bei der im Jahre 1801 erfolgten Entleerung des mit neun Leichen belegten Mozartschen Gemein-Schachtgrabes, den Schädel von Mozarts Skelett genommen, da er sich den Platz der Leiche Mozarts bei dessen Beerdigung gemerkt habe! Dafür, daß dieser Schädel wirklich jener Mozarts sei, liegen denn nur die Behauptungen des ersten Totengräbers und weitere »Reproductionen« dieser Behauptung vor. Der Anatom Hyrtl hat, als er den Schädel von seinem Bruder erbte, einen Zettel auf den Schädel geklebt, auf welchen er den ganzen hier geschilderten Vorgang geschrieben hatte. Allerorts wurde nun damals darauf hingewiesen, daß die Behauptung des Totengräbers Josef Rothmayer, er habe sich den Platz gemerkt, auf welchem Mozarts Sarg im Gemein-Schachtgrabe bestattet wurde, doch keine genügende Sicherheit böte, daß der fragliche Schädel wirklich jener Mozarts sei (zumal in einem Gemein-Schachtgrabe der damaligen Zeit und bei den aus sehr weichem Holz gezimmerten Särgen!). Aber was geschah nun?! Nach eigenem Geständnis des Totengräbers Josef Rothmayer, hat er sich eine Leichenschändung zuschulden kommen lassen. Statt nun diese durch Bestattung des Schädels in das neue Schachtgrab zu sühnen, verfügte das für den Wohnort des verblichenen Hyrtl zuständige Gericht in Wien eine »eidliche und protocollarische« Einvernahme aller Personen, welche nach dem Tode (sic!) des Hofrates von Hyrtl irgend etwas (!) mit diesem Schädel zu tun und nun zu bezeugen hatten, daß der vorgefundene Schädel wirklich vom Hofrat Hyrtl als jener Mozarts bezeichnet war! Diese merkwürdige, in ihrer Art einzige

Beweisführung ist ein treffliches Seitenstück zu dem, einem Mathematik-Professor einst im Explicationseifer passirten Ausspruch: »Die Lösung dieser Gleichung ist so wahr, denn da (auf das Lehrbuch mit der Hand schlagend) steht's gedruckt!«

Diese »Beweisaufnahme« besagt nichts anderes, als die sich fortpflanzende erste Mitteilung des Totengräbers Josef Rothmayer. Zu weiterer Bekräftigung dieser Mitteilung fehlen nur noch die für alle Fälle hilfsbereite Frau und die Frau Hausmeisterin, Persönlichkeiten, welche bei mündlichen Traditionen stets eine große Rolle spielen.

Der richtige Vorgang im Jahre 1901 wäre gewesen, daß die competenten Behörden verfügt hätten: »Da nach den Aufzeichnungen der Brüder Hyrtl an dem Schachtgrabe, in welchem Mozart bestattet war, eine Leichenschändung durch einen Pflichtvergessenen verübt wurde, so hat der fragliche Schädel sofort in jene Grabstätte wieder gelegt zu werden, in welche die neun Leichen neu bestattet wurden.« So hätte die Verfügung der Behörden lauten müssen. Mit den irdischen Überresten der der Mutter Erde Anvertrauten treibt man keinen derartigen, ästhetische wie religiöse Gefühle verletzenden Cultus, solche Überreste zum »Schaustück« eines Museums zu machen!

Dagegen wäre behördlicherseits einzuschreiten gewesen und die Commune Salzburg wäre damit der Möglichkeit entronnen, in ihrem »Mozartmuseum« den Schädel eines Mit-Insassen der Grabstätte Mozarts, etwa eines Schornsteinfeger-Gehilfen oder eines »ehrsamen« Greisiers den von Verehrung durchglühten Blicken so vieler auszusetzen.

Dem Leichenbegängnisse Mozarts wohnten, nach den Erzählungen der Schwester des Musik-Professors Albrechtsberger, Domcapellmeisters zu St. Stephan und Lehrers Johann Strauß Sohns, der verehelichten Frau Hirsch, Mutter des Carl Friedrich Hirsch, Freundes Johann Strauß Vaters (und Architecten der Lanner'schen und Strauß'schen Ausstattungsfeste in den Dreißiger und Vierziger Jahren), nur sechs oder acht Personen bei, darunter Albrechtsberger, Frau Hirsch und deren Sohn Carl Friedrich Hirsch, welcher auch der vom Magistrat der Stadt Wien zur Auffindung Mozarts Grabstätte entsandten Commission zugezogen wurde.

Während meines letzten Londoner Aufenthaltes trug sich auch eine sehr heitere Episode zu. Gelegentlich eines Routs, den ein dortiger Botschafter gab, conversirte ein College desselben mit Sir Arthur Sullivan, dem in aller Welt bekannten Componisten, als der Botschafter des Mikado an beiden Herren vorüberging. Der Botschafter glaubte bei der Popularität, welche Sullivans »Mikado« in aller Welt genießt, dem japanischen Botschafter ein Vergnügen zu bereiten, wenn er ihm den Componisten dieses Werkes vorstelle. Aber da kam er schön an! »Excellenz, gestatten,« sagte er, »hier stelle ich Ihnen den genialen Meister des ‚Mikado' vor.« Da stutzte einen Moment der Japaner, brach aber dann in erregtester Weise in die Worte aus: »Macht mir gar kein Vergnügen, Excellenz College, diesen Herrn kennen zu lernen, der meinen erhabenen Souverain vor der Welt als einen grausamen Tyrannen hinstellt und mein Vaterland so lächerlich macht. Ich danke sehr für dieses Vergnügen!« Sprach's und ließ die beiden Herren verblüfft stehen. — Ich erfuhr diese heitere Geschichte von diplomatischer Seite, denn der vorerwähnte Botschafter, der Sullivan vorgestellt hatte, machte aus dem ihm widerfahrenen Mißgeschicke kein Hehl.

Gelegentlich eines Concert-Cyclus in Dresden, welcher im letzten Decennium meines Wirkens alljährlich im Linkeschen Garten stattfand, besuchte auch Anton Rubinstein, der damals schon im Ruhestand in einer Villa nahe bei Dresden lebte, eines dieser Concerte. In der Abteilungs-Pause des Programmes suchte mich ein Freund desselben mit der Mitteilung auf, Rubinstein wolle mich sprechen. Ich folgte dem Wunsche. Rubinstein begrüßte mich wärmstens (wir hatten uns seit 1865, als ich in Pawlowsk dirigirte, nicht gesehen) und sprach über die Orchestration der Compositionen meiner Brüder und die meiner eigenen mit dem Beweis feinsten Gehörs. Er bemerkte, daß schon bei Johanns Compositionen aus den Fünfziger Jahren der Einfluß der polyphonen Instrumentation Meyerbeers wahrnehmbar sei, die Compositionen der neuesten Zeit aber einen noch geläuterteren Geschmack verrieten. Der Meister wurde bei diesem musikalischen Discurse sehr warm und kam auf den als Zugabe auf eine Polka von mir »Innig und sinnig« gespielten Walzer »Bei uns

z'Haus« zu sprechen. Er gab mir sein Entzücken über die letzte Nummer dieses Walzers (in F-dur) kund, geriet hiebei aber in Ekstase und sang ganz laut zum nicht geringen Gaudium eines großen Teiles des Publicums die ersten drei Tacte. In der Nähe saßen: die Herzogin von Schleswig-Holstein-Augustenburg (die Mutter der deutschen Kaiserin), der Prinz Georg von Sachsen (damals noch Prinz, später der König von Sachsen) und ein guter Teil der Hofgesellschaft und des diplomatischen Corps. Noch bemerke er, wie schön sich das Adagio aus Beethovens Sonate pathétique in der von meinem Bruder Josef gearbeiteten Orchestrirung mache.

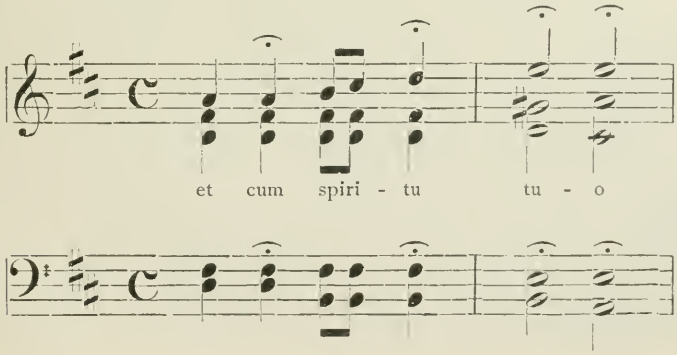
Auf anderen Reisen trat ich noch in persönlichen Contact mit Ferdinand Hiller, der ein eifriger Besucher meiner Concerte war und seine wärmste Anerkennung meines Wirkens durch Dedication eines sehr schönen Concertstückes für Orchester bekundete, dann mit den berühmten Geigern Joachim, Sarasate, Ondriczek, Rappoldi, mit den Componisten Sullivan, Franz Abt, Krebs (in Dresden), ferner mit Marie Wilt, und mit dem Pianisten Josephy; mit Tschaikowsky, dessen Direction meiner Capelle in Wien nur durch seinen Tod vereitelt wurde und mit Grieg stand ich in Correspondenz.

Ich habe gelegentlich der Schilderung der Sonntagsheiligung in London der herrlichen Kirchenmusiken in der Londoner Kirche zu Oratory und dem Dome in Breslau erwähnt. Ich kann aber nicht umhin, auch eines Gegenstückes zu diesen beiden obigen Kirchenmusiken zu erwähnen. Ich sage »Gegenstück« zu jenen Musiken, dies ist jedoch nicht gemeint mit Bezug auf die Qualität der musikalischen Instrumental- und Vocal-Ausführung, sondern mit Bezug auf die Art und Weise, wie es mit dem Cultus der Liturgie und dem Gottesdienst anderswo beschaffen ist. Und dieses »anderswo« ist die katholische Hofkirche in Dresden.

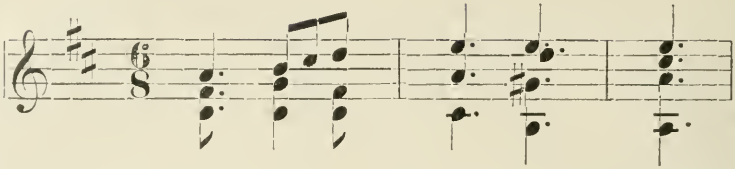
Schon zur Zeit der Regierung König Johanns, des Großvaters des jetzigen Königs, waren die ersten Kräfte der königlichen Hofoper, die Herren wie die Damen verpflichtet, abwechselnd bei dem an jedem Sonn- und Feiertage in der Hofkirche stattfindenden Hochamt mitzuwirken, desgleichen der Chor (Männer- wie Damenchor) und die Musikcapelle der Hofoper. Die Leitung dieser Musikerschar oblag dem jewei-

ligen ersten Hofcapellmeister und so blieb es auch unter den nachfolgenden Königen. Dies wäre recht schön. Da nun aber die ersten Sänger und Sängerinnen mitwirkten, so brachten die jeweiligen Hofcapellmeister vorzugsweise nur solche Messen zur Aufführung, welche reich mit Soli bedacht waren, damit die »Herrche« und »Dämche« aus der Hofoper nicht durch Aufführung eines »Tutti-Partes« verdrossen würden, denn der Gottesdienst wird ja dort nicht »ad majorem Dei gloriam« sondern »ad majorem societatis voluptatem« celebrirt! Da diese Opernkräfte sehr beliebte Stars beim Publicum waren, so war die Kirche jeden Sonntag gepfropft voll, und da das Publicum seine Stars gerne sehen wollte, so standen viele mit dem Antlitz gegen die Orgel, und sonach mit dem Rücken gegen den Hochaltar, für einen Fremden ein recht abstoßendes Bild.

Der Autor dieser Zeilen besuchte auf seinen Reisen auch griechische Gotteshäuser, aber es fiel ihm nicht ein, sich dort gegen die Schicklichkeit zu benehmen. Zu meinem nicht geringen Erstaunen ließen aber die jeweiligen Könige dieses von vielen Fremden abfällig besprochene Benehmen des diese Kirche ständig frequentirenden Publicums zu, ohne dieses auf das Unpassende solchen Benehmens aufmerksam machen zu lassen. Aber nicht genug mit dieser Unsitte, auch in der Musik gab es Ungehöriges. Alle Welt, welche ein katholisches Gotteshaus einmal besucht hat, weiß, wie das Responsorium: »Et cum spiritu tuo« vom Chore gesungen wird. Aber in der Dresdner Hofkirche wird dieses Responsorium mit folgender Harmonisirung gesungen:



Diese Melodie des Sopranes in anderer Tacteinteilung und Harmonisirung:



und voilá: Richard Wagners Chor der jungen Hirten aus der Oper: »Tannhäuser« mußte in oben veränderter Harmonisirung herhalten zum »Et cum spiritu tuo!« Das hätte sich Wagner auch nicht träumen lassen, daß ein Tannhäuser-Motiv dereinst in einer katholischen Kirche als Chor-Responsorium gesungen werden würde! Es scheint, daß ein Operncapellmeister, der zur Zeit des Wagner-Enthusiasmus die Kirchenmusik zu dirigiren hatte, im Taumel dieses Enthusiasmus dieses Responsorium erfand! Es ist mir nicht bekannt geworden, daß der Hofvicar oder der König selbst gegen diese Profanation Einsprache erhoben hätte! »Tannhäuser« in der Kirche! In Italien kam zwar in einigen Kirchen Ähnliches vor (d. h. italienische Opernfragmente), und darum erfloß auch eine päpstliche Encyclica bezüglich der Kirchenmusik, mit welcher alle Profanation verbannt werden sollte. Aber die Tenor-Arie, welche in einem Choral der Sixtinischen Capelle in Rom gesungen wird, und welche man jetzt durch Gramophons zu hören bekommt, ist mit der oberwähnten päpstlichen Encyclica auch nicht in Einklang zu bringen, und ich begreife nicht, warum Maestro Perosi solche Musik im Capitol der katholischen Kirche zuläßt, wie mich auch wundert, daß von dem Cardinal-Collegium keine Einsprache dagegen erhoben wird, alles dies vorausgesetzt, daß die auf den Gramophons gehörte Arie authentisch ist.

Mitten im grauenerregenden Kriegsgetümmel des Jahres 1905 leuchtete ein Friedensgestirn am Himmel, zwar noch im matten Glanze, aber man konnte sich der frohen Hoffnung hingeben, daß es in weiterer Zeit der Leitstern für die Ambitionen der civilisirten Völker der Erde werden möchte. Ich meine die schönen Ideen des deutschen Kaisers und des französischen Botschafters in Wien, des Marquis de

Reverseaux, einen zeitweisen Austausch von Capacitäten auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste zwischen den Völkern eintreten zu lassen. Vorerst hat ein solcher zwischen Deutschland und Amerika wohl nur durch Gastvorträge von Gelehrten stattgefunden, doch man kann hoffen, daß dieser Gedanke weitere Ausdehnung finden wird, wie eine solche in dem Project des illustren, für alles Hervorragende auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst begeisterten französischen Diplomaten, des Marquis de Reverseaux, zutage tritt. Der Botschafter in Wien projectirte einen Austausch von Musik-Elèven zwischen Paris und Wien, und zwar dergestalt, daß eine bestimmte Zahl Elèven des Wiener Conservatoriums auf einige Jahre am Pariser Conservatorium, hinwiederum eine Zahl von Elèven des Pariser Conservatoriums am Wiener Conservatorium studiren sollte. Welch schöne Idee dieses geistvollen Diplomaten! Unter der Ägide Polyhymnias sollten sich die Völker zu gemeinschaftlichem Streben zusammenfinden! Welch' herrliche Aspecten bieten sich da unserer wackeren Friedensliga!

Die Realisirung dieses schönen Projectes des obgenannten Diplomaten fand ihr Hindernis darin, daß die Elèven des Pariser Conservatoriums auf Staatskosten ihre Studien genießen, während dies in unserem Vaterlande und auch in anderen Ländern nicht der Fall ist. Vielleicht denken aber einmal die Parlamente der nicht französischen Länder darüber nach, den idealen Gedanken des Marquis Reverseaux einer Realisirung zuzuführen, und so den Völkern einen Wettbewerb auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste unter der Palme des Friedensengels zu eröffnen.

Ein Jahr nach meinem erfolgten Rücktritte in das Privatleben zog ich mir im Frühjahr 1902 eine Verkühlung zu, zu welcher sich ein kleines Fieber gesellte. Am dritten Tage der Erkrankung aber traten andere Symptome auf, und wurde die Erkrankung von einem rühmlichst bewährten Diagnostiker als Malaria tropica erkannt, womit der Ausspruch der Ärzte, daß der in einem tropischen Lande von einem Sumpffieber befallene Mensch einige Jahre dem Keim der Malaria tropica unterworfen ist, bestätigt wurde. Die Dauer dieser Krankheit war einundfünfzig Tage, und traten in der dritten Woche

noch die Lungen- und Rippenfellentzündung hinzu. Infolge der geminderten Ernährung stellte sich auch eine Herzschwäche ein. Nach Genesung von all diesen Leiden verbrachte ich vier Wintermonate in Süd-Tirol, ohne aber bei der dort herrschenden niedrigen Wärme-Temperatur Genesung zu finden. Erst ein Aufenthalt in Wiesbaden in den Monaten Juli und August brachte mit der belebenden Einwirkung des Sonnenlichtes völlige Besserung.

Und so habe ich der geschätzten Lesewelt den Werdegang der Vorgänger in meiner Familie, wie meinen eigenen in ernsten und heiteren Bildern gezeichnet und nichts verschwiegen, um eben der Öffentlichkeit nur die Wahrheit vorzuführen, zum Unterschiede von Biographie-Versuchen zweifelhaftester Sorte.

Tatsache ist, daß im Auslande zwei Männer leben, welche um die Verhältnisse meiner Familie weit mehr und weit Wichtigeres wissen, als die Biographien des Inlandes. Diese beiden Herren sind der berühmte französische Schriftsteller Herr Tissaut und der Hamburger Kaufmann Herr Otto Faster, ein bestrenommirter Musik-Amateur, welcher ein Unicum von einem »Strauß-Museum« besitzt, an welchem er durch Decennien arbeitete. Die hierlands erschienenen Biographien basiren zumeist auf unlauteren Quellen, auf dem Geplauder obscurer und geistesbeschränkter Individuen, welche es verstanden, den Verfassern dieser Biographien ihre Erdichtungen vorzuschwatzen, deren Geschwätz leider von den erwähnten Schriftstellern für »bare Münze« gehalten und weiterverbreitet wurde.

In jüngster Zeit wurden auch Essays über die Entstehung des Wiener Walzers aus früheren Tanzweisen veröffentlicht. Diese Essays sind aber in Wirklichkeit nur ganz subjective Anschauungen der Verfasser, welche nicht die geringste Kenntnis der Tänze des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts hatten. Wer an die Aufgabe, den Übergang von den Tänzen der vorerwähnten Zeit zum Dreivierteltact-Walzer zu erläutern, herantreten will, muß wissen, welche Tänze in den Jahren 1760 bis 1815 in Wien am Hofe wie in öffentlichen Vergnügungsorten ausgeführt wurden. Diese Herren Verfasser scheinen aber keine Kenntnis zu haben, daß in Wien in den Achtziger

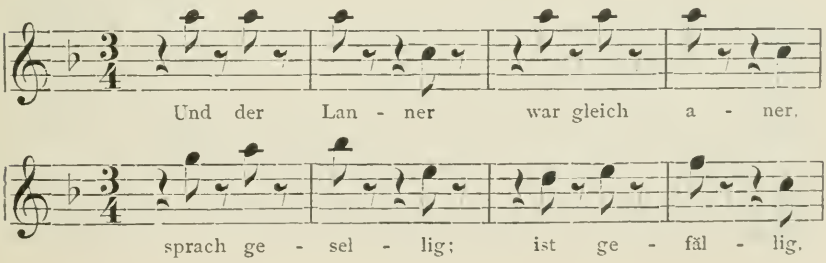
Jahren des vergangenen Jahrhunderts von einer Musikcapelle ein Potpourri zur Aufführung gebracht wurde, welches die in Wien seit 120 Jahren (und zwar seit 1762) in Gebrauch gewesene Tanzmusik vorführte. Sie hätten dann nicht Mühe gehabt, sich in unrichtigen Hypothesen zu ergehen, sie hätten das Übergangsstadium in dem ausführlichen Programme lesen und durch die Executirung dieses Potpourri hören, sich also die liebe und doch vergebliche Mühe ersparen können.

Kurze Zeit, ehe diese Erinnerungen vollendet wurden, erhielt ich Kunde von einer herben Verunglimpfung zweier Männer, die mit der Geschichte Wiens eng verbunden sind.

Man wird wohl ein zweites Land suchen müssen, in welchem Männer, deren Namen durch ihre Leistungen in der Welt gekannt und geschätzt waren und noch sind, fünfzig Jahre nach ihrem Tode von Leuten, ohne Competenz, welchen ob ihrer Jugend das Wirken dieser großen Männer nur nach unverläßlichen Quellen bekannt sein kann, ein »Nachruf« hämischer und das Talent dieser großen Männer herabsetzender Tendenz nachgeschleudert wird, wie ein solcher im August des Jahres 1905 als Feuilleton in einem hiesigen Blatte veröffentlicht wurde.

Lanner und Strauß hätten, so hieß es dort, die Melodien der »Straßen-Barden« von dazumal in sich aufgenommen (sic!) und dann in »etwas veränderter Form« (wie gnädig!) in ihre Tanzweisen gebracht! Man denke: »Die Abendsterne«, »Die Weber«, »Die Romantiker«, »Die Pesther«, »Die Schönbrunner« von Lanner, ferner die Walzer: »Das Leben — ein Tanz«, »Sommernachtsträume«, »Donaulieder«, »Loreley-Rheinklänge«, wären nur »Straßen-Dulliä-Melodien« entsprungen!

Darob sei die Frage gestellt: Hat man im Volke von Wien das Lied:



vor oder nach Lanners Lebenszeit gesungen? Und hat das Volk von Wien den Gassenhauer: »Das is'n Weana sei' Schan (Genre)« vor Johann Strauß Sohns Walzer: »Freut euch des Lebens« oder erst viele Jahre später, nachdem dieser Walzer öffentlich aufgeführt wurde, gesungen?! Hat der Volkssänger J. B. Moser ein beliebtes Couplett nach einem damals sehr populär gewesenen Tanzmotiv vor Johann Strauß' Schnellpolka: »Tritsch-tratsch« gesungen, oder einige Zeit nach dem Erscheinen dieser Composition im Stiche?

Und haben die »Foppländler« aus den Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts, die »Ländler« und die »G'strampften« aus den Jahren 1810, 1820, 1825, 1830, 1835 und die »Deutschen«, das Wiener Volk oder die volkstümlichen Vorgänger Lanners und Strauß' componirt?

Leute aus dem Volke können nicht gleichzeitig eine »Melodie« erfinden und sofort singen, (auch die von der Feuilletonistin mit Bewunderung [!] erwähnten »Barden« von der »Lamplmauth« nicht!), sondern das Volk in allen Ländern annectirt eine Melodie, welche ein anderer componirt hat, es gewinnt sie lieb, und so entstehen Volksweisen, und auch noch so alte Volksweisen haben nur einen Componisten gehabt.

Selbst eines der ältesten Volkslieder: »Ei, du lieber Augustin«, entstammte nicht etwa einem Volksgesang, sondern das Volk bekam die Melodie zuerst in der »Kasperl-Comödie« zu hören, gerade sowie das Lied vom »Prinz Eugen, der edle Ritter« zuerst bei einer patriotischen Feier (anläßlich der Siege dieses genialen Feldherrn) vorgeführt wurde.

Allerdings kommt in Johann Strauß Vaters »Radetzkymarsch« eine populäre Wiener Weise vor. Aber diese Wiener Weise des damals populär gewesenen »Tinerl-Liedes« ist im Trio des nach der Schlacht bei Verona zur Glorificirung des genialen Feldherrn Grafen Radetzky componirten Marsches lediglich deshalb verwendet worden, um der vom Armee-Obercommando wiederholt lobend erwähnten Wiener Freiwilligen in dem Marsche musikalisch zu gedenken, welche bei ihrem Auszuge aus Wien das Lied gepfiffen und gesungen hatten, und nicht etwa, weil dem Componisten nichts anderes eingefallen ist! Dieses Tinerl-Lied aber, welches die damals sehr

beliebte Volkssängerin, die »Lerchenfelder-Tinerl« sang, hatte, wie dies oftmals vorkommt, der Lieder-Accompagnateur dieser Volkssängerin componirt und wurde dieses Lied populär wie die Lieder von Fürst und den Volkssängerinnen Mannsfeld, Ulke, Hornischer etc., welche alle die Musik zu ihren Liedern teils von Fachcomponisten erhielten, teils sehr populäre Melodien aus Tanzcompositionen benützten. Übrigens hat auch mein Bruder Johann im Finale der Schützen-Quadrille (1868) und mein Bruder Josef im ungarischen Krönungsmarsche, da beide Tonstücke Gelegenheitscompositionen waren, bereits bekannte Motive verwendet.

Ein sehr berühmter und beliebter Wiener Humorist, ein wahres Stück »Alt-Wien«, der in vielen musikalisch-declamatorischen Academien durch seine Vorträge sein Auditorium stets zu stürmischem Beifall und endloser Heiterkeit hinreißt, könnte dieser Verfasserin sehr gute und verständnisvolle Aufschlüsse über die Entstehung von Volksliedern und über Volksgesang überhaupt geben. Warum wendet man sich nicht lieber an solche competente Sachverständige um Aufklärungen, als eine solche crasse »Fußbekleidung« über Volksgesang und über weltbekannte Componisten zu schreiben! Die Nachfolger der »Lampelmauth-Nobelgarden« von anno dazumal werden aber gewiß nicht anstehen, die Verfasserin zu ihrem Ehrenmitglied zu ernennen und somit hätte die Verfasserin denn doch einen Erfolg zu verzeichnen!

Was die Verfasserin des Feuilletons von einem »Erzherzog Carl-Marsch« zu erzählen weiß, dürfte alle Herren Civil- und Militärcapellmeister überrascht haben, welche wohl von einem Erzherzog Carl-Marsch ebenso wenig wissen werden, wie davon, daß bei der Enthüllungsfeier des Erzherzog Carl-Monumentes ein solcher Marsch am äußern Burgplatz gespielt wurde. Diesem »Erzherzog Carl-Marsch« dürfte schon ein »Orchestermusiker« mit seinen Erzählungen und »Aufzeichnungen« zu Gevatter gestanden sein, auf welche Quelle auch die Darstellung deutet, daß ein Bäckenbub diesen Marsch gepfiffen, ein anderer die Melodie sofort (!) zu Papier gebracht und ein dritter diese sofort orchestrirt hätte! Es waren da lauter großartige Talente beisammen! Nur hat die Feuilletonistin leider verabsäumt, die Namen aller dieser Ta-

lente zu nennen. Warum? — Was ferner die Feuilletonistin bezüglich der Confession von Johann Strauß Vater für eine neue Entdeckung gemacht hat und was sie davon in einer für eine ganze Religionsgenossenschaft nicht sehr schmeichelhaften Weise mitteilt, bleibt der Ruhm dieser Entdeckung, welche sie noch mit einem geheimnisvollen Schleier umgibt, ihr gern vorbehalten. Die bisher von Johann Strauß Vater erschienenen Biographien scheinen ihr aber nicht bekannt zu sein, denn sonst hätte sie dort weit zurückreichende »Taufscheine« lesen können. Warum teilt sie nun ihre »Entdeckung« nicht in ihrer Gänze mit? Oder sollte die Sache denn doch einen »Pferdefuß« haben?

Am Schluß dieses Feuilletons soll noch eine Krokodils-Träne den Tenor des ganzen Feuilletons verkleistern. Aber die der Musikstadt Wien angetane Schande, in einem öffentlichen Organ große Männer, welche in der weiten Welt heute noch unvergänglichen Ruhm genießen, so gehässig herunterzumachen, diese Schande ist nicht zu verkleistern, und diese Schande anzunageln, sah sich ein hiezu Verpflichteter veranlaßt.

Hiemit schließe ich diese Rückblicke, aus welchen die geschätzte Lesewelt entnehmen wird, daß mein Lebensweg von Bitterkeiten jeglicher Art nicht frei war. Neid und Bosheit traten mir entgegen, sogar dann noch, als ich mich bereits in den Ruhestand zurückgezogen hatte; doch alle Widerwärtigkeiten wurden überwunden und ich genieße nun die Frucht meiner Arbeit und vieler Mühe ferne von allem Getriebe der Öffentlichkeit.

Wildungen, Wiesbaden und Wien 1905.

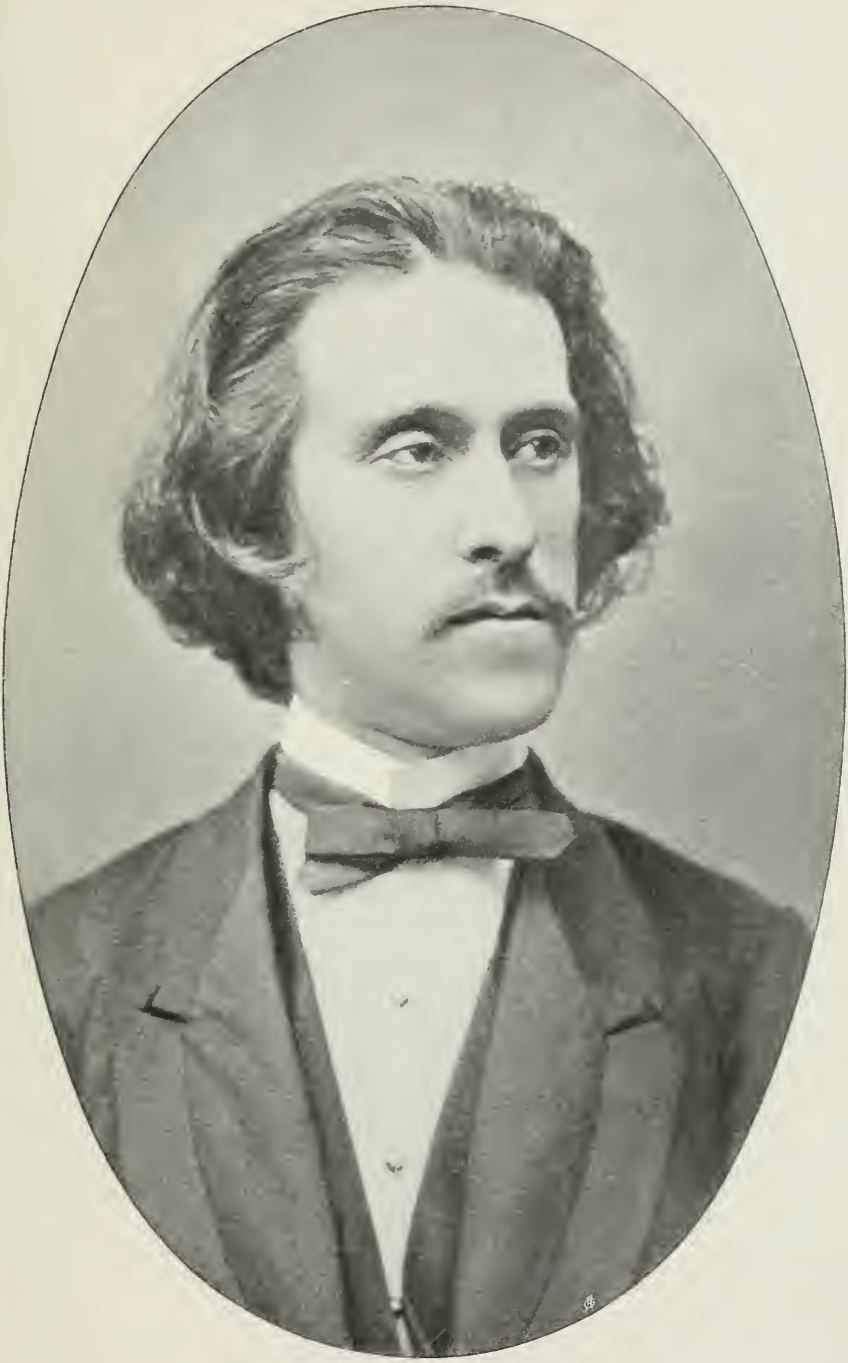
Eduard Strauß.

Reihenfolge der Bilder.

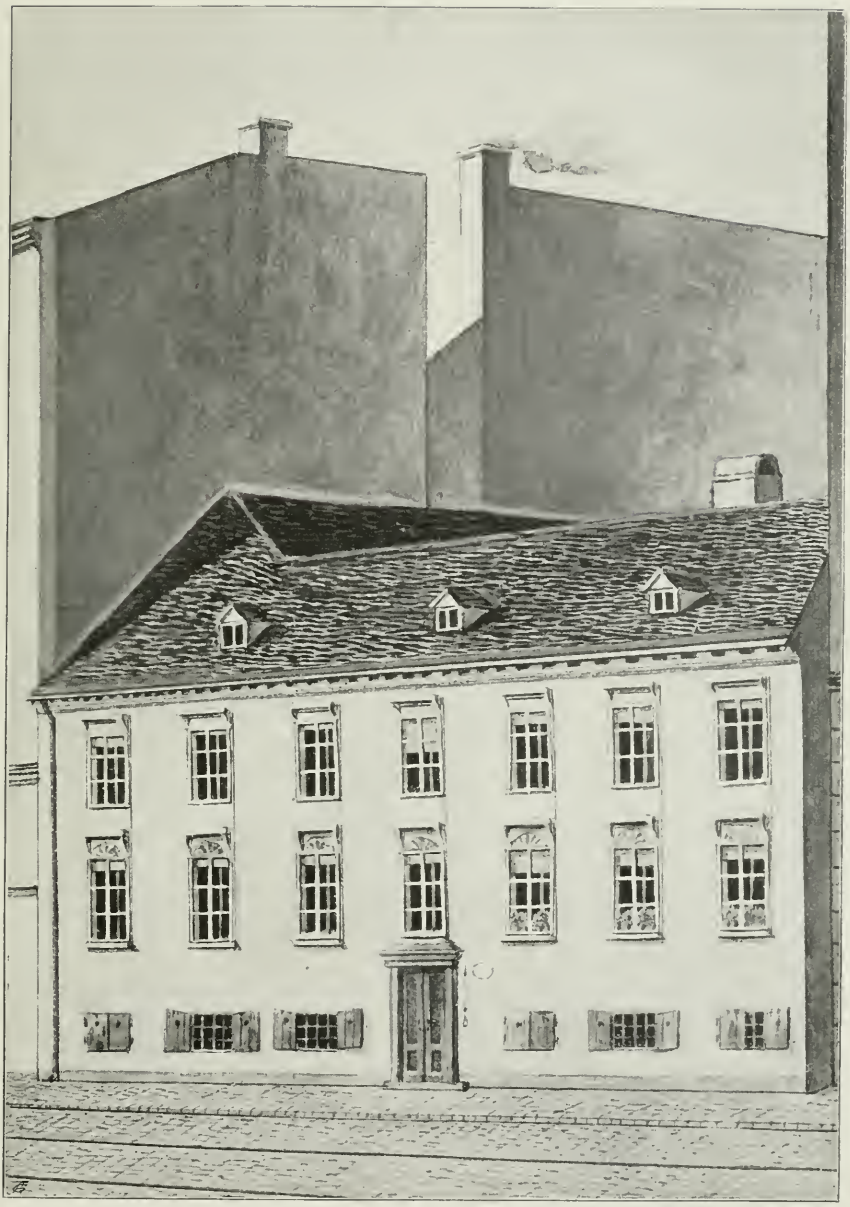
1. Johann Strauß Vater.
2. Anna Strauß, geb. Streim. (Joh. Strauß' Gattin.)
3. Johann Strauß Sohn.
4. Josef Strauß.
5. Eduard Strauß.
6. Geburtshaus Johann Strauß Vaters. Leopoldstadt, Floßgasse Nr. 7. (Original-Aquarell im Besitz Eduard Strauß'.)
7. Geburtshaus Johann Strauß Sohns. St. Ulrich, Lerchenfelderstraße Nr. 115. (Original-Aquarell im Besitz Eduard Strauß'.)
8. Hirschenhaus in der Leopoldstadt, Taborstraße Nr. 17, Wohnhaus der Familie Strauß durch 52 Jahre. Auch Geburtshaus Eduard Strauß' und dessen Schwester Theresia. (Original-Photographie im Besitz Eduard Strauß'.)
9. Corso aus dem Jahre 1780 in der Allée vor dem k. k. Augarten der kaiserlichen Favorita. (Aus Eduard Strauß' „Alt-Wien"-Sammlung.)
10. »Eine Nacht in Venedig.« Musikfest im k. k. Augarten, veranstaltet von Johann Strauß Vater am 31. Juli 1834. Die Illuminations-Objecte nach den Plänen des k. k. Staatsbeamten Carl Friedrich Hirsch. (Aus Eduard Strauß' „Alt-Wien"-Sammlung.)
11. Windsor-Castle, Lustschloß des Königs von England. Concert der Capelle Eduard Strauß dort im Jahre 1885. (Original-Aquarell im Besitz Eduard Strauß'.)
12. Die Capelle Eduard Strauß am Fuße des Niagarafalles gelegentlich der Tournée in Amerika 1890. (Original-Photographie im Besitz Eduard Strauß'.)
13. »Head of the old hance trail.« Der interessanteste Berg Californiens, unter den Reisenden unter der Bezeichnung: »Die californische Akropolis« bekannt. (So schon bei der Entdeckung Californiens 1534 vorgefunden.)
14. Erste maskirte Academie im großen Redoutensaale am 11. Jänner 1835. In der Hofloge: Kaiser Franz I. Erste Dame: dessen Gemahlin Kaiserin Caroline Augusta. Erzherzog Thronfolger Ferdinand. Zweite Dame: dessen Gemahlin Erzherzogin Thronfolgerin Maria Anna. Dritte Dame: verwitwete Großherzogin Maria Anna von Toscana. Musik: Johann Strauß Vater. Beleuchtung: 2200 Milly-Kerzen. An den Saaltüren: Grenadiere der k. k. Armee in damaliger Adjustirung. (Aus Eduard Strauß' „Alt-Wien"-Sammlung.)

15. Conflict zwischen einer Wiener Kräutlerin und einem Laternen-Anzünder (aus dem Jahre 1805). Die Figur des nebenstehenden Mannes, der Stadt-Quardia, kann sich Johann Nestroy zum Vorbild für seinen »Sansquartier« genommen haben. (Aus Eduard Strauß' „Alt-Wien"-Sammlung.)
16. Ein Trupp der nur noch wenigen Indianer Nord-Amerikas. (Original-Zeichnung im Besitz Eduard Strauß'.)
17. Concert-Programm Johann Strauß Vaters gelegentlich seiner Concertreise im Jahre 1838. (London.)
18. Concert-Programm Johann Strauß Vaters gelegentlich seiner Concertreise im Jahre 1838. (Paris.)
19. Programm eines Oratorium-Concertes in Wien aus dem Jahre 1840. (Das Original im Besitz Eduard Strauß'.)
20. Photographische Abbildung einer Generalbaß-Studie Johann Strauß Sohns in seinem achtzehnten Lebensjahre (1843); von seinem Meister Albrechtsberger noch nicht corrigirt. (Die Original-Handschrift im Besitz Eduard Strauß'.)

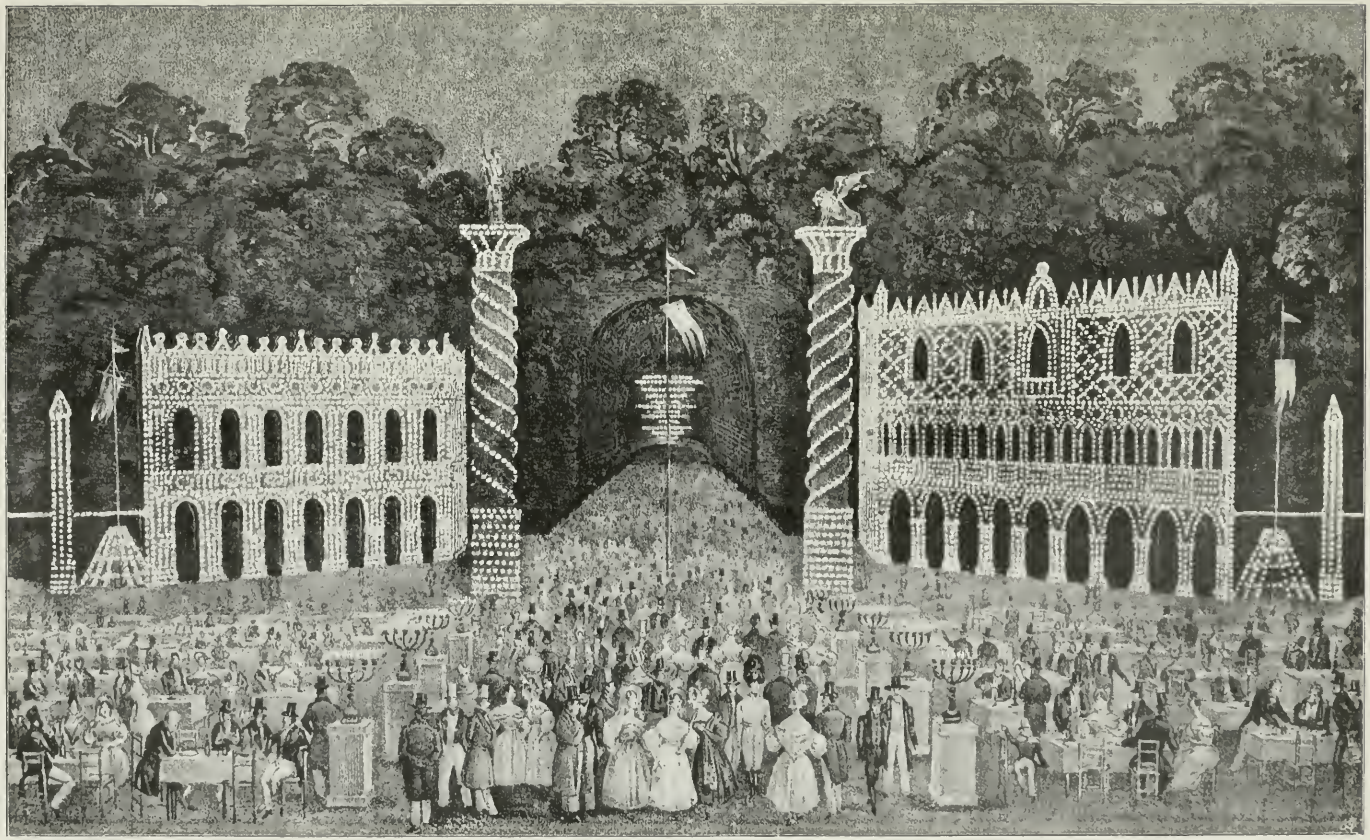
I

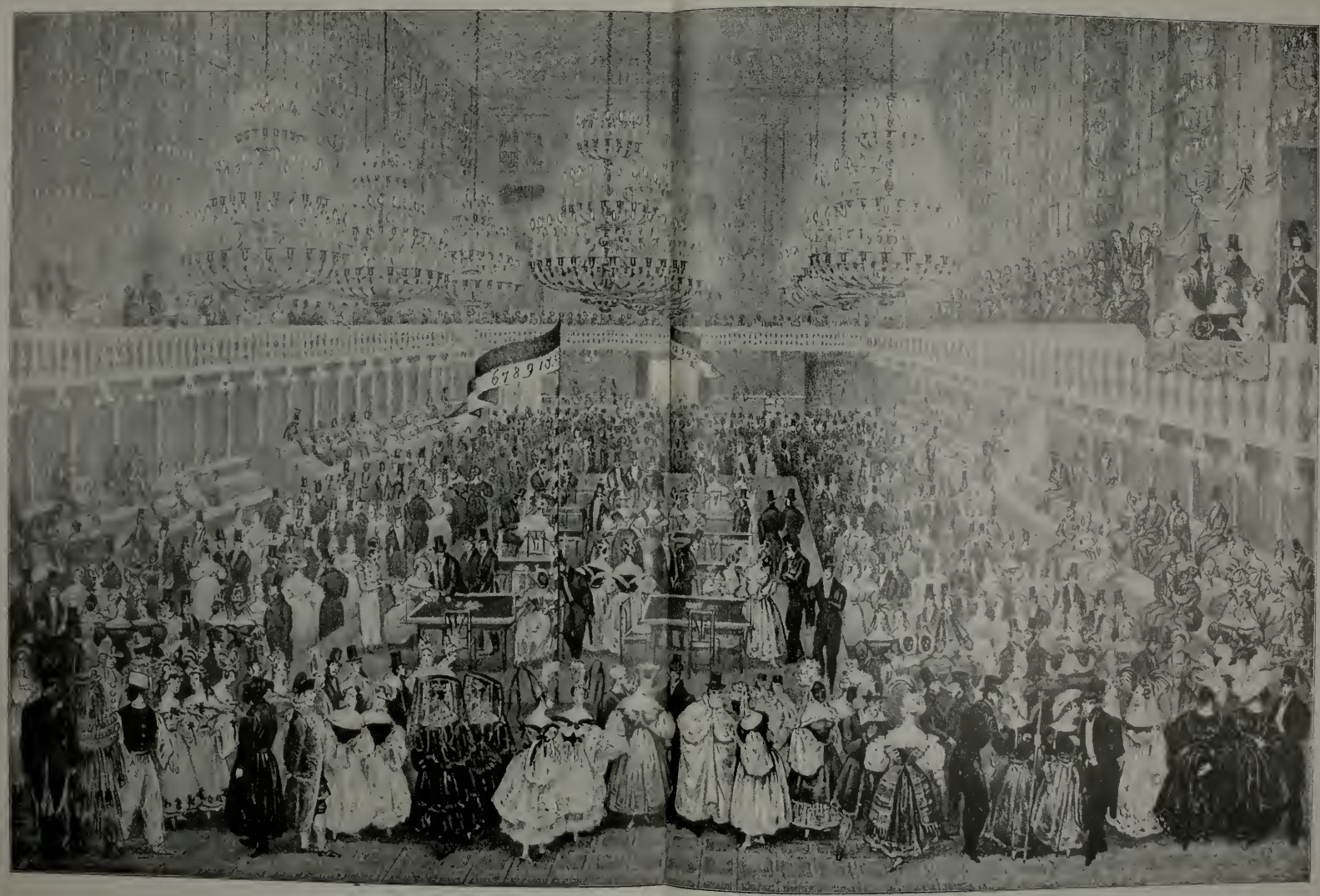


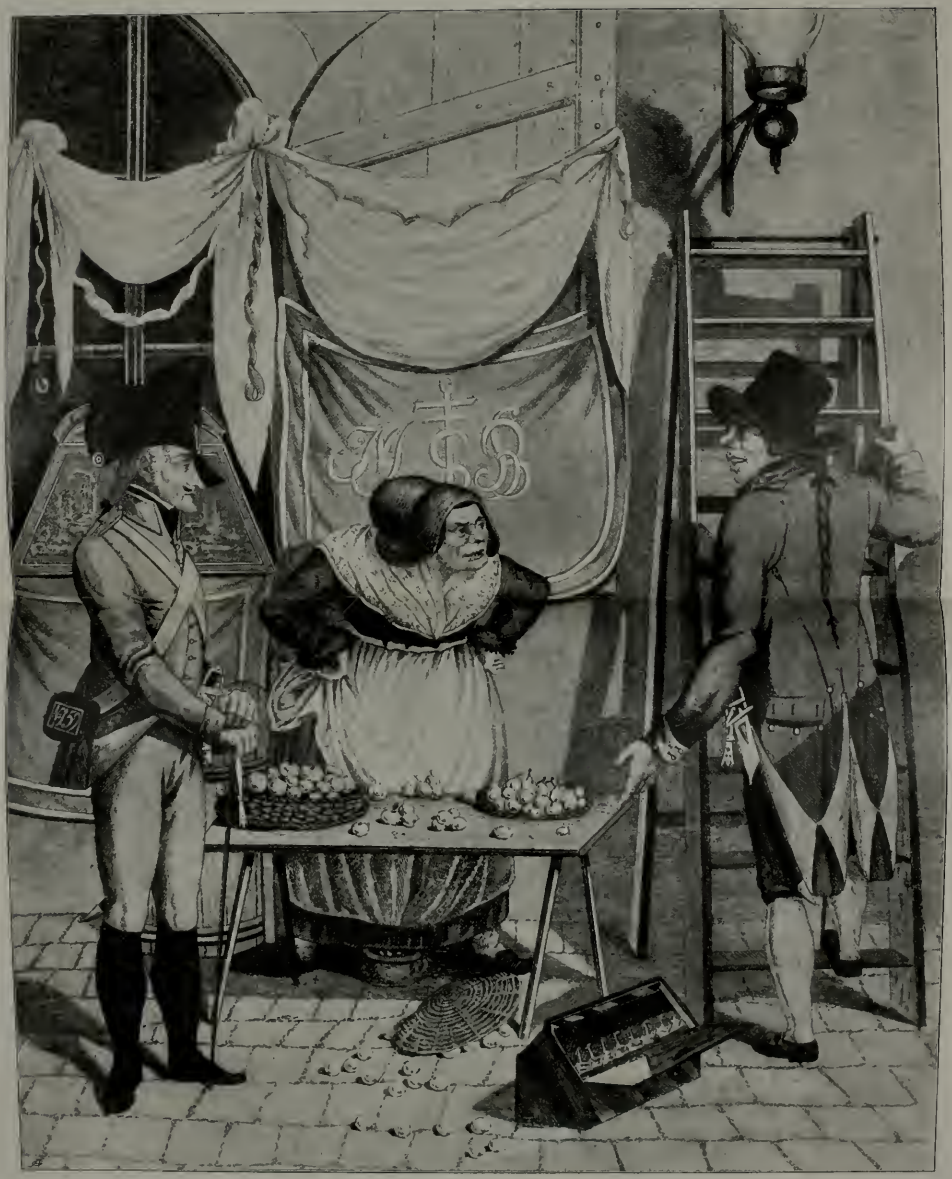
Eingang in den Garten
7
Salon und Kegelbahn
Eingang in den Gasthausgarten und Kegelbahn
Zur Schwan



L'Oakling







UNDER THE PATRONAGE OF

HER MAJESTY THE QUEEN,

AND HIS SERENE HIGHNESS

THE PRINCE ESTERHAZY.

MR. STRAUSS

WILL GIVE HIS

Last Grand Concert

BUT ONE,

PREVIOUS TO THE CORONATION,

AT THE

HANOVER SQUARE ROOMS,

ON

SATURDAY EVENING,

JUNE 23rd, 1838,

To commence at half-past Eight o'clock.

PART I.

Overture.....(*Pré aux Clercs.*).....*Herold.*
Les Hommages Walzer.....*Strauss.*
Grand Fantasia, " Reminiscences of Herold.".....*Frisch.*
Huguenots Galope.....*Strauss.*
Les Bouquets.....*Strauss.*

PART II.

Ball-Racketen Walzer.....*Strauss.*
Fantasia for the Harp, composed and performed by.....*Marsh.*
Le Telegraphe Musicale, a Grand Pot-pourri.....*Strauss.*
Paris Walzer.....*Strauss.*

TICKETS, 5s. each,

To be had at all the Principal Music Shops, and at the Rooms.

Box Tickets, 10s. 6d. to be had at the Rooms only.

Printed by J. Mallett, 59, Wardour Street, Soho.

M. STRAUSS,

DE VIENNE,

avec son Orchestre, composé de 28 artistes,

A SON PASSAGE DE L'ANGLETERRE,

DONNERA UN SECOND ET DERNIER

GRAND CONCERT,

LUNDI PROCHAIN, 17 SEPTEMBRE 1838

AU CIRQUE DES ARTS,

RUE SIBLEQUIN,

dans lequel il exécutera les morceaux de sa composition qui ont été les plus favorablement accueillis aux fêtes du couronnement, à Londres, et dans les autres capitales de l'Europe.

PROGRAMME.—PREMIÈRE PARTIE.

Ouverture de la Muette — — — — — — — — — — *Auber.*
A la plus belle, ou Elisabeth, valse — — — — — — — *Strauss.*
Introduction et variations pour la flûte, composées et exécutées par — — — — — — — — — — — *Frisch.*
Carnaval à Paris, galop — — — — — — — — — — *Strauss.*
Le Bouquet — — — — — — — — — — — — *Strauss.*

SECONDE PARTIE.

Ouverture du Camp de Grenade — — — — — — — *Kreutzer.*
Mosaïque, valse — — — — — — — — — — — *Strauss.*
Télégraphe musical, grand pot-pourri — — — — — *Strauss.*
Paris, valse — — — — — — — — — — — — *Strauss.*

ON COMMENCERA A 8 HEURES DU SOIR

PRIX DU BILLET : 3 FRANCS.

On trouve des billets chez les principaux libraires et marchands de musique.

Boulogne.—Imp. de Birlé-Morel, rue des Pipots, n° 36.

Sonntag den 8. und Donnerstag den 12. November 1840

wird von der Gesellschaft der Musikfreunde des österr. Kaiserstaates

in der k. k. Winterreitschule,

welche Seine k. k. Majestät hiezu allergnädigst bewilligt haben,

ein

großes Musikfest

abgehalten werden.

Die Gesellschaft hat hiezu ein seit 25 Jahren hier nicht mehr aufgeführtes Meisterwerk gewählt, nämlich:

Timotheus,

oder:

Die Gewalt der Musik.

Große Cantate in zwei Abtheilungen,
aus dem Englischen des Dryden übersetzt von Carl Wilhelm Ramler,
in Musik gesetzt von G. F. Haendel,
mit vermehrter Begleitung der Blasinstrumente von W. A. Mozart,

welche von **1100** Tonkünstlern und Musikfreunden ausgeführt wird.

Solosänger
- Sopran . . . **Mad. van Hasselt-Barth.**
- Tenor . . . **Hr. Matthäus Lutz.**
- Bass . . . **Hr. Joseph Staudigl.**

Oberleiter . . . . . Hr. Joh. B. Schmiedel.
Dirigent der ersten Violine . . . . Hr. Georg Hellmesberger.
Dirigent der zweiten Violine . . . . Hr. Martin Gauster.
Dirigent für den Chor . . . . . Hr. Jos. Fischhof.

Sowohl die Sölosänger: Mad. van Hasselt-Barth, k. k. Hof-Opernsängerin, Hr. Matthäus Lutz, k. k. Hofkapellsänger, und Hr. Joseph Staudigl, k. k. Hofkapell- und Hofopernsänger, als auch Hr. J. B. Schmiedel, Hr. Professor Hellmesberger, Mitglied der k. k. Hofkapelle und Orchesterdirector des k. k. Hofoperntheaters, Hr. Martin Gauster und Hr. Professor Fischhof, so wie sämmtliche Herren Professoren am Conservatorium in Wien haben sich der Mitwirkung bereitwilligst unterzogen.

Eintrittspreise in Conv. Mze.

Ein Sperrsitz auf der ersten Gallerie 3 fl.
Ein Sperrsitz im Parterre . . 2 fl.
Eintritt in die erste Gallerie . . 1 fl. 20 kr.
Eintritt in das Parterre . . 1 fl.
Eintritt in die zweite Gallerie . 40 kr.

Die Sperrsitze für die erste Gallerie und jene für das Parterre, für welche Letztere ein eigener bequemer Zugang vorgerichtet seyn wird, so wie Eintrittskarten für alle Plätze sind in der Kanzley der Gesellschaft der Musikfreunde des österr. Kaiserstaates (Tuchlauben Nr. 558, im 3. Stock), so wie auch Sperrsitze für das Parterre und Eintrittskarten für alle Plätze in den k. k. Hof-Musikalienhandlungen der Herren Tobias Haslinger und P. Mechetti, und in den Kunst- und Musikalienhandlungen der Herren Artaria und A. Diabelli & Comp., dann an den Tagen der Aufführung bei den bestehenden Kassen zu haben.

Die Textbücher sind an den Verschleißorten der Eintrittskarten für 6 kr. C. M. das Stück zu haben.

An den Tagen der Aufführung werden die Kassen an den beiden Eingängen zur Reitschule am Michaels- und Josephsplatze um halb 11 Uhr eröffnet werden.

Die erste Aufführung am Sonntage beginnt präcise um halb 1 Uhr, die zweite am Donnerstage um 12 Uhr Mittags.

Ordnung der Zu- und Abfahrt:

Zufahrt:

Für die erste Gallerie links ist die Zufahrt vom Graben über den Kohlmarkt auf den Michaelsplatz zur kleinen Thüre des Burgtheaters an der Rückseite der Winterreitschule; die leeren Wagen stellen sich in der oberen Bräunerstraße und am Vogelmarkte auf.

Für alle übrigen Plätze ist die Zufahrt vom Graben durch die untere Bräunerstraße auf den Josephsplatz, zum Haupthore der Sommerreitschule

Abfahrt:

Für die erste Gallerie links ist die Abfahrt vom Michaelsplatze über den Kohlmarkt;

Für alle übrigen Plätze aber, so wie für die P. T. Mitglieder des Chors und Orchesters, vom Josephsplatze durch die untere Bräunerstraße über den Graben

THE LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Santa Barbara

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW.

CIRC. AFTER JAN 29 1971

CIRC. AFTER JAN 29 1971

Series 9482

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 641 703 4